

J.v.Lang: Interview mit Baldur v. Schirach 9.11.66

Bd. 3. S. 231 - 464

(bei Zitierung ist der Interviewer als Quelle anzugeben)

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akt. 5183/73	Best. ZS/A30
Rep.	Kat.

Bd. 3

vSch: Er war sich selbst immer irgendwie im Wege.

Nun spielte Rosenberg seltsamerweise in meiner eigenen Entwicklung insofern eine Rolle, als er mir bei Hitler zu einer neuen Festigung meiner Position verhalf, ohne daß man das überhaupt voraussehen konnte. Es war ein reiner Zufall.

In dem Kaminzimmer, vor dem Speiseraum der Reichskanzlei, als wir auf Hitler warteten, um zu Tisch zu gehen, stand ich eines Tages mit Rosenberg im Gespräch, das war 1936, ich glaube, im Dezember, als sich plötzlich die Tür auftat und Ley, Leiter der Parteiorganisation, der Chef der politischen Leiter der NSDAP, wie man das damals nannte, und der Chef der Arbeitsfront, eintrat. Nun fuhren die beiden wie Knapfhähne aufeinander los. Sie waren in den Jahren 33/34 eng befreundet gewesen und hatten sich zerstritten wegen der Schulung, die Rosenberg als zuständiger Reichsleiter für sich in Anspruch nahm, auf diesem Gebiet hielt er sich für den zuständigen Ressortchef. Ley aber glaubte nun, daß die Erziehung der politischen Leiter und ihre weltanschauliche Ausrichtung ebenso wie die Ausrichtung, wie man damals sagte, der Funktionäre der Arbeitsfront ausschließlich zu seiner eigenen Zuständigkeit gehöre.

Kurz und gut, die beiden begannen sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, und in dem Augenblick, wo die Auseinandersetzung auf dem höchsten Höhepunkt angekommen ist, öffnet sich wieder die Tür, und Adolf Hitler tritt ein. Die beiden fahren in ihrer Auseinandersetzung fort. Sie werfen sich verschiedenes an den Kopf. Der eine habe eine Abmachung nicht eingehalten, die sie eingegangen seien, und versuche sich einzudringen in die Zuständigkeit des anderen. Das ging so hin und her. Hitler hörte sich das kurz an, und dann sagte er "Ich glaube, die beiden Herren sind so zerstritten, daß wir ohne sie zu Tisch gehen müssen. Damit wurden sie stehengelassen, und Hitler und wir

vicht anderen Dingen in das Speisezimmer. Nun saß ich neben Hitler bei Tisch, und er sagte mir "Das geht ja nun schon eine ganze Weile mit den beiden so, und es kann eigentlich nicht so weitergehen. Jeder von beiden will bei mir einen Termin haben, bei dem er mir vorträgt, wie der andere ihn belogen und betrogen hat. Ich kann mich darauf nicht einlassen. Ich habe keine Zeit für solche Dinge, und ich sehe eigentlich gar keine andere Möglichkeit, als daß man abwartet, bis die sich beruhigt haben, dann vielleicht könnte man so eine Art Schlichtung vornehmen und sehen, wie man die Kompetenzen abgest." "

Da sagte ich "Nein, ich glaube doch, wenn ich mich heute nachmittag auf den Weg mache, bringe ich die beiden doch noch unter einen Hut." Worauf Hitler etwas ironisch sagte "Ich glaube, da unternehmen Sie mehr, als Sie fertigbringen können. Wenn Sie es versuchen wollen, in Gottes Namen, aber ich bin überzeugt, daß die beiden so zerstritten sind, daß jedenfalls in der nächsten Zeit eine Einigung nicht möglich ist."

Nun fuhr ich zu Rosenberg, und während ich bei Rosenberg war, klingelt das Telefon und Rosenberg gab mir den Telefonhörer und sagte "Der Führer" Offensichtlich sehr überrascht, daß Hitler mich direkt anrief. Nun sagte mir Hitler am Telefon etwas "Sie sind also tatsächlich zu Rosenberg gefahren. Versuchen Sie, was Sie können." Und dann noch etwas ganz Unwesentliches, aber Rosenberg stand so stark unter diesem zufälligen Anruf, Hitlers, daß er glaubte, daß ich da nun einen besonderen Auftrag in bezug auf seine Person bekommen hätte und für die Behandlung und zeigt sich plötzlich zu einer Versöhnung mit Ley geneigt. Ich fand da auch eine Kompromißformel, fuhr gleich zu Ley. Das war nun inzwischen auch erschüttert durch die Auseinandersetzung in der Reichskanzlei, deren Höhepunkt Hitler ja selbst miterlebt hatte,

vSch: und die Folgen bedenkend, die daraus entstehen könnten, war er nun geneigt, sich meinem Vorschlag anzuschließen, und bis zum Abend hatte ich die beiden wirklich unter einem Hut, und sie hatten sich versöhnt.

Ich fuhr nun abends in die Reichskanzlei zum Essen und meldete das nun Hitler, während wir zusammen zu Abend aßen. Der legte seine Gabel hin und sah mich sprachlos an und sagte "was, wollen Sie im Ernst sagen, daß Sie beiden wieder sich einig sind? Das ist doch gar nicht möglich nach dem, was wir heute mittag hier erlebt haben." Da sagte ich "Doch, sie sind wieder unter einem Hut, und ich glaube, Sie können damit rechnen, daß in Zukunft Friede herrschen wird, und sie werden auch beide morgen hier zum Mittagessen erscheinen."

Dieser kleine Zwischenfall hat mir bei Hitler sehr viel politischen Kredit verschafft. Er hat mir auch in meinen Beziehungen zu Ley sehr viel genützt. Er hat also insofern, so unwesentlich er war, doch für meine Stellung seine Bedeutung besessen.

Die einzige Tätigkeit Rosenbergs, die in einem gewissen losen Zusammenhang zur Außenpolitik stand, waren dann gewisse Bier-Abende, die er in regelmäßigen Abständen, ich glaube jeden Monat, in Berlin machte für das diplomatische Korps. Das hatte Hitler ihm zugestanden, und dagegen hatte auch Ribbentrop keine Einwendungen erhoben. Es waren Veranstaltungen, auf denen die Botschafter erschienen, meist und in denen irgendein maßgebender Mann der nationalsozialistischen Bewegung einen Vortrag hielt, so zum Beispiel Tschammer -Osten über die Olympischen Spiele.

Ich glaube, ich habe dort auch einmal über die Ziele der Jugendführung gesprochen. So war das eben ein jeden Monat wiederkehrender harmloser Abend, an den sich, soweit ich mich entsinnere, keine Diskussion anschloß. Man saß hinterher mit den Botschaftern

Wohl bei einem Glas hier zusammen, unterhielt sich mit ihnen. Rosenberg hatte nur eine kurze Einleitung gesprochen und dem Redner zum Schluß gedankt. Das war eigentlich alles. Während des Nürnberger Prozesses war im allerersten Teil mein Verteidiger Dr. Sauter aus München gleichzeitig der Verteidiger von Funk und Ribbentrop. Hier zeigte er sich, daß Ribbentrop unzufrieden mit seiner Verteidigung wurde. Plötzlich, ich glaube, es war noch im ersten Drittel des Prozesses, dem Dr. Sauter sein Vertrauen entzog. Dafür trat, übrigens ein sehr geschickter junger Anwalt, namens Horn, den Frau von Ribbentrop besorgt hatte, anstelle Sauters in die Verteidigung ein. Dieser, von Frau von Ribbentrop bestellte Verteidiger, hat sich in kurzer Zeit in die riesenmaterie eingearbeitet und hat meines Erachtens das Menschensögliche aus der Verteidigung herausgeholt. Ribbentrop selbst, das habe ich schon angedeutet, war für den Verteidiger insofern ein sehr ~~unkomfortabler~~ unangenehmer Mandant, als er von der eigentlichen Geschäftsführung des Auswärtigen Amtes so gut wie nichts mehr wußte, und der Verteidiger sich an alle möglichen früheren Beamten wenden mußte, um Konkretes über die Punkte zu erfahren, in denen sich Ribbentrop zu verteidigen hatte. Er selbst war geistig nicht imstande, seine Politik vor Gericht zu vertreten und Argumente für seine Verteidigung aufzuliefern. Ich glaube, das geht einfach darauf zurück, daß er eine, das habe ich von Mitarbeitern von ihm gehört, Manie hatte während seiner Tätigkeit als Außenminister, jeden einzelnen Vorgang selbst zu prüfen. Berge und Berge von Akten las er, mit Randbemerkungen versehen und sich ständig in Details verlor und keinen Überblick mehr über die ganze Außenpolitik besaß. Das ist ja immer der Fehler, wenn ein Ressort-Chef sich ins Einzelne verliert, daß er nicht mehr das Ganze überblickt.

vösch: Damit ist natürlich auch die Frage aufgeworfen nach der außenpolitischen Rezeption Ribbentrops. Hatte er überhaupt eine. Ich zweifle daran. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß bei Ausbruch des Krieges Ribbentrop eine Art Flucht ins Feldgrau, eine Flucht in eine Art imaginäres Feldherrntum antrat. Er nannte auch, glaube ich, seine Dienststelle, die immer in der Nähe des Führerhauptquartiers war, das Feldquartier des Auswärtigen Amtes. Das hat sich immer etwas anfühlert, weil ich ihn so etwas in der Rolle Bismarcks im Krieg 1870/1871 sah. Der Außenminister, der mit zu Felde zieht. Nur war die Situation eine ganz andere. Er hätte genau so gut in der Wilhelmstr. bleiben und sein Amt regieren und von Zeit zu Zeit zum Vortrag ins Hauptquartier fliegen können. Aber er spielte eben Außenminister in Felde. Seine ganze Umgebung war feldgrau, militärisch. Er legte auf militärische Formen der Beamten des Auswärtigen Dienstes den allergrößten Wert. Und die Adjutanten, die um ihn herumwimmelten, benahmten sich so, wie die Ordonanzen sich einem kommandierenden General auf dem Feldherrnhügel nähern. Das war irgendwie die Haltung eines Mannes, der nur zu gern die politische Position verläßt und sich in die militärische begibt, während wir gerade in diesen Jahren einen Mann brauchten, der nach politischen Möglichkeiten suchen sollte.

vL: Glauben Sie, daß Ribbentrop begriffen hat, wovon er verurteilt wurde?

vösch: Nein. Ich glaube, daß er das nicht verstanden hat. Er machte einen so verwirrten Eindruck, einen Eindruck, als ob er gar nicht erfährt hat, wovon es in dem Nürnberger Prozeß ging.

Er ist eben ein Mann gewesen, der als Spirituosenhändler oder Sekt-Vertreter oder Ähnliches ein ganz glückliches Leben geführt hätte, den nur ein ganz unangebrachter, ableser fargeis diese

vSch: Position geführt hat, der nun irgendwie überrascht war, was nun über ihn hereinkam. Ich glaube nicht, daß er imstande war, das zu begreifen.

vL: Wurde er in Nürnberg jemals angesprochen, warum er bei einer Lebedeme verhaftet wurde?

vSch: Nein. Dazu gab es keine Äußerung. Ich habe diese Geschichte, noch ehe ich in die Gefangenschaft ging, durch BBC gehört und bin natürlich nicht darauf zurückgekommen.

Mich hat nur überrascht, daß der deutsche Außenminister irgendwo untergetaucht war und sich nicht von sich aus gestellt hatte.

vL: Hat Dönitz Ihnen später in Spandau einmal etwas davon erzählt, wie sich Ribbentrop ihm anbietet?

vSch: Ja. Das hat er mir einmal erzählt, und wie er das zurückgewiesen hat. Einzelheiten sind mir nicht mehr bekannt. Dönitz hat mir auch erzählt, daß Himmler nach Flensburg kam und ihm seine Dienste zur Verfügung stellte oder stellen wollte, und daß er ihm gesagt hat, daß eine Zusammenarbeit zwischen Dönitz und Himmler unmöglich ist.

vL: Ich kann dazu ergänzen: er sitzt in ^{Flön} ~~Märzitz~~ in einem Cafe ^{Flön} und erwartet den Anruf von Dönitz, denn in ~~Märzitz~~ ^{Flön} weiß er einen Weinhändler, der ihm zunächst Quartier bietet. Er sitzt in dem Cafe und wartet auf den Rückruf von Dönitz, der inzwischen in Flensburg ist. Die Serviererin, die keine Rücksicht auf den einzelnen Gast nimmt, stellt die Stühle auf die Tische. Und der deutsche Außenminister wartet und wartet. Das Mädchen sagt, das es schließen müsse,

vSch: Ich bin einmal zu Rosenberg eingeladen worden, an einen Nachmittag in seinem Haus in Berlin. Daran habe ich eine etwas nekabre Erinnerung. Es war ein düsteres Haus. Wir saßen in der Halle. Die Hausfrau war nicht zu sehen. Wir tranken in der Halle Kaffee und unterhielten uns über irgendeine Sache, die mit

vSch: Schulungsfragen zusammenhängend. Die Atmos. läßt, in der der Mann lebte, entsprach seinem Wesen. Es war irgend etwas Düsteres, Verbittertes, Unheiteres an seiner Umgebung. Da ich immer die Heuslichkeit eines Menschen irgendeine zu seiner Aura fühle, muß ich das hier erwähnen. Ich habe seinerzeit auch etwas über das Haus Hinder etwas gesagt. Es waren beide, das Kammersache und das Rosenbergsche Haus, unfröhliche Häuser, Häuser ohne Heiterkeit, unbehaglich und düster.

Von der Hausfrau habe ich nie etwas gesehen. Frau Rosenberg wurde in München in der Gesellschaft nicht eingeladen, gerade auch im Salon Bruckmann, wo er sehr häufig verkehrte, war sie nie zu sehen. Später in Berlin, bei den großen Empfängen, an denen er doch häufig teilnahm, Diplomaten-Empfängen, usw., erschien auch nie Frau Rosenberg.

Als ich im Haus Rosenberg war, blieb sie abwesend. Sie war im Hause, aber sie erschien nicht.

vL: Gab es Gerüchte um sie?

vSch: Es wurde so einiges über ihre Herkunft und Vorgangenhait gemunkelt. Ich gehe solchen Sachen nicht nach und habe auch keine Fragen gestellt.

Nachtrag G o e b b e l s

Wich: Es ist nachträglich der Eindruck entstanden, als ob in der Kristallnacht Hitler selbst die Anweisungen für das Niederbrennen der Synagogen und Ausschreitungen gegen die Juden in Deutschland angeordnet habe. Die historische Forschung mag hier schon etwas Wesentliches erkundet haben, aber ich muß dem doch entgegenhalten den Eindruck, den ich persönlich von der Aktivität Goebbels während der Kristallnacht, also, seine Aktivität im Anheizen der SA-Führer am Abend des 9. November gehabt habe.

Wenn man die Dinge aus einer so nahen Sicht kennt wie ich, dann kommt man doch zu einer etwas anderen Anschauung.

Ich sehe das so: Goebbels gewinnt den Viktor Lutze, den leichtgläubigen und nicht sehr intelligenten Stabchef der SA-Führung, für den Plan, nun etwas zu unternehmen. Lutze fällt darauf herein und glaubt, er könne damit die SA gegenüber der SS aufwerten. Er bringt sie wieder durch eine Aktion in den Vordergrund und Goebbels fährt nun in die Wohnung Hitlers und überzeugt ihn davon, das irgendetwas gemacht werden muß, oder er sagt sogar "Die SA handelt spontan". So sehe ich die Sache. Daß Goebbels bei einer solchen Gelegenheit mit seiner großen Überredungskraft, mit seiner Agitationsgabe, seiner Leidenschaft, seinem Willen und blinden Haß gegen die Juden, schließlich die Zustimmung des doch oft in solchen entscheidenden Fragen zögernden Hitlers bekommt, ist klar. Natürlich ist dann die Verantwortung bei Hitler, der den Befehl gibt. Aber ich sehe doch den ärmlichen kleinen Mann in der Aktion und sehe ihn als den Urheber. Als solcher ist er mir erschienen an jenem Abend, als solcher schien er mir an dieser Konferenz, die ich beschrieben habe, mit Göring im Luftfahrtministerium, wo er zunächst schwelend und bleich dabei saß und ein paar Stunden darauf sich die Rücken-

vSch: deckung Hitlers besorgt hatte und die Gutheilung der ganzen Aktion.

Man muß da immer auseinanderhalten, was rein, wenn man das aus den Akten erforscht, als Ursache und Wirkung erscheint, und was des Teilnehmer, des Beobachter als das Besentliche entgegentritt, und hier muß ich sagen, wenn es überhaupt einen Antrieb gab für die Kristallnacht, dann war dieser Antrieb Josef Goebbels.

vL: Sie haben sich damals sicher keine Gedanken gemacht, woher Goebbels zu seinem Antisemitismus gekommen ist. Haben Sie später einmal darüber nachgedacht?

vSch: Eigentlich bin ich bei späterem Nachdenken dazu gekommen, in dem Ganzen den Ausdruck eines Minderbewußtsein bei Goebbels zu sehen.

Ich weiß nicht, wo ich die Motive zu suchen hätte. Außer vielleicht, daß er in Franken und in der Popularität Streichers in Franken etwas gesehen hätte, was er sich einleihen mußte, daß er gewissermaßen den Streicher übertrumpfen wollte. Daß er auf einer anderen Ebene dem Streicher den Rang ablaufen wollte.

vL: Sie glauben, daß vorher das Hauptgewicht im Antisemitismus in der jungen nationalsozialistischen Bewegung bei Streicher gelegen hat.

vSch: Ja, zunächst sicher. Zunächst ganz gewiß bei Streicher, dann bei Goebbels, dann bei Himmler und Ley. Ley spielt auch eine große Rolle in der Durchsetzung antisemitischer Forderungen, in der ewigen Wiederholung dieser Streicherischen Thesen. Ley hatte in seinen Ansprachen an die Arbeitsfront in der zweiten Hälfte des Krieges in zunehmendem Maße antisemitische Forderungen aufgestellt und gegen die Juden gehetzt.

vSch: Das war für mich um so verwunderlicher, als ja der Ley selbst halbjudischer Abstammung war. Das ist ganz sicher. Im Kanzlerschrank des Stellvertreters des Führers lag ein Dekret Adolfs Hitlers, das den Ley gewissermaßen erwiderte. Das weiß ich von Heß selbst. Das ist absolut authentisch. Ich nehme an, daß das ungefähr im Jahre 1928 zum ersten Mal zur Sprache gekommen ist. Das muß zu einer Zeit gewesen sein, als Ley noch als Doktor der Chemie bei den IG-Farben tätig war und dann den Gau Köln-Aachen übernahm. Er muß darüber schon damals mit Hitler gesprochen haben. Jedenfalls weiß ich, daß ab 1933 im Kanzlerschrank von Heß dieses Dekret lag, in dem gewissermaßen die Ebenbürtigkeit, oder wie man damals formulierte, von Ley mit arischen Volksgenossen festgestellt wurde trotz der halbjudischen Abstammung.

vL: Sie haben festgestellt, daß Leys Äußerungen, speziell im Kriege, antisemitischer Art waren. Nun gehörte es sicher zu dieser Zeit zum guten Ton jeden nationalsozialistischen Führers die Plutokraten und ihre Hintermänner anzugreifen, nämlich das Weltjudentum. Ich sehe das da nicht so für gewichtig an. Ich möchte gern an den Ursprung kommen. Goebbels, auch in seiner Kulturpolitik, war ja ein erbitterter Gegner des Judentums.

vSch: Ja, das ist richtig.

Das merkte ich vor allem dadurch, daß Goebbels durch ein ziemlich übles Subjekt namens Hinkel versuchte nun, an allen Theatern Deutschlands selbst die halbjudischen Kräfte auszuscheiden. Wir hatten zum Beispiel in Wien eine sehr bekannte Solotänzerin namens Temple, die allgemein beliebt war und deren Vater oder Mutter Jude war. Jedenfalls gab es unendliche Schwierigkeiten, weil Hinkel unablässig Fernschreiben aus dem Propagandaministerium schickte, etwa des Inhalts "Nach Vortrag

vach: bei dem Minister ersuche ich nunmehr dringend, die Halbjüdin Temple aus dem Verband der Staatsoper zu entlassen. Ich habe da manche Winkelzüge gemacht gehabt. Zunächst ließ ich die Beantwortung der Sache liegen. Dann gab ich irgendeine hinterhaltende Erklärung ab. Ich mußte ja immer sehr vorsichtig sein, wenn ich das rein negativ beantworten wollte, also abschlug, dann würde natürlich Hinkel zu Goebbels, und Goebbels zu Hitler gehen, und es würde dann Vortrag gehalten werden und gesagt werden, der schützt hier Halbjüdinnen und versucht sie zu halten. Es war das ja nicht der Fall einer einzigen Tänzerin, sondern es betraf ja Mitglieder des philharmonischen Orchesters, wo ich mir mit Furtwängler darüber einig war, daß wir alle diese Leute zu halten hatten, halten mußten, und ihnen eine Pflicht der Dankbarkeit besaßen für all das, was sie geleistet hatten. Immer saß uns dieser furchtbare Hinkel im Nacken und immer Goebbels im Propagandaministerium, der bei jeder Beantwortung einer solchen Anfrage, die irgendwie interpretiert werden konnte als ein Intreten für diese Halbjuden, sofort daraus politisches Kapital schlug und das bei Hitler zu einer Waffe benutzen konnte. Ich habe in solchen Fällen es meistens so gehalten, daß ich hinterhaltend die Sache behandelte, vielleicht drei, vier, fünf, sechs Monate und dann, wenn die Anfragen immer dringender wurden, schließlich gar nichts mehr verlauten ließ. Ich habe in einem solchen Falle zum Beispiel der betreffenden gesagt "Solange ich hier in Wien bin, verbürge ich mich für Ihre Sicherheit. Aber wenn ich hier plötzlich abberufen werde, dann kann ich Ihnen diese Sicherheit nicht mehr geben." So war es eben. Sie müssen das auch werten als einen der Gründe, warum ich nicht, was nachträglich so viele Menschen mir gesagt haben, plötzlich erklärt habe, ich mache nicht mehr mit. Es ist eben einfach nicht möglich. Wenn auch nur ein paar Dutzend Menschen von

vich: einem abhängen, von dem Schutz, dem man ihnen gibt, dann kann man nicht, um einer späteren Auffassung gerecht zu werden, sagen, ich stelle meinen Posten zur Verfügung. Damit wäre dann diesen Menschen der Schutz entzogen, xxx

vli: Nun kommen Sie erst sehr spät zu der Erkenntnis, daß es da auch einen verbrecherischen Weg gibt, den dieses Regime geht, so daß jede Form der Entschuldigung hier völlig unangebracht ist. Vielleicht sprechen wir jetzt an die Kultupolitik Wien-Berlin, denn es gibt die Geschichte, daß Goebbels sagt, was denn eigentlich Schirach in Wien wollte, es spricht der eigentlich für die Wiener? Welches Recht hat er dazu. Er ist doch dort nur hingeschickt worden.

Oder wollen wir den nationalsozialistischen Weg fortsetzen? Es gibt doch ein paar Lichter auf dem Wege. Hat Goebbels etwas zu tun mit den Nürnberger Gesetzen?

vich: Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube, daß die Nürnberger Gesetze im wesentlichen zurückgehen auf ein emotionales Element, was wir unter dem Begriff Streichertum fassen können und dem Willen des Reichsinnenministers Frick, eine gesetzliche, klare Basis für die Judenfrage zu schaffen. Jedenfalls habe ich in Nürnberg den Eindruck gehabt, ich habe das Zustandekommen der Gesetze nicht mitbekommen, ich ^{bin} ~~xxxx~~ nur plötzlich konfrontiert worden mit dieser Reichstagsitzung, das heißt, ich wurde aus dem Hotelzimmer heruntergeholt zu einer Reichstagsitzung in einem anderen Saal, hier in Nürnberg, da war plötzlich diese Abstimmung. Man fragt dann natürlich hinterher, was eigentlich der Grund der ganzen Geschichte gewesen ist, dann hieß es in Parteikreisen, Frick habe eine gesetzliche Regelung gefordert, um Ungesetzlichkeiten auszuschalten. Bei dem Zustandekommen dieses Gesetzes sind es wohl nicht Parteikreise gewesen, die maßgebend waren, sondern das Reichsministerium des Innern mit Frick und

vSch: Globke, die wohl die Formulierung dieser sogenannten Nürnberger Gesetze fabriziert haben.

vL: Wir können doch wohl davon ausgehen, daß die Verkündung des Nürnberger Gesetze, halten wir uns fest an den Wort Nürnberger, eine Äußerung des Lebens von Julius Streicher war.

vSch: So ist es wohl. Es war wohl das der Triumph, den Julius Streicher gefeiert hat. Derselbe Julius Streicher, der in Nürnberg gehängt wurde. Eben wegen dieser Gesetze.

vL: Nun stehen diese Gesetze ja im Widerspruch zu der Äußerung Hitlers, die er Ihnen am Anfang Ihres politischen Weges gemacht hat.

vSch: um die Wende der Macht

vL: Wird man da nicht nachdenklich, uns sagt sich, jetzt verlassen die völlig den Weg?

vSch: Da haben sie recht. Es war zunächst für mich überhaupt über-
in Nürnberg
raschend, mitten aus meiner Jugendarbeit herausgerissen,
nun diese Reichstagsitzung zu erleben und die Verkündung der
Nürnberger Gesetze. Ich will mich da keineswegs herausreden,
natürlich bin ich für die Nürnberger Gesetze auch verantwortlich,
weil ich ja Reichstagsabgeordneter war und bei der Abstimmung
über diese Nürnberger Gesetze mit "Ja" gestimmt habe, wie die
gesamte Reichstagsfraktion. Aber es ist mir schon irgendwie
so gewesen, als ob wir da wieder einen Schritt auf einem Weg
gemacht haben, den wir nicht hätten tun sollen. Nun verstehen
Sie aber etwas anderes mit. Wir befanden uns in einer Zeit der
größten nationalen Erfolge. Ich möchte sagen, wie Welle auf Kelle,
so wurden wir von diesen nationalen Erfolgen fortgerissen und
sahen Deutschland eine Großmacht werden.

vicht: Stellen Sie sich vor, man lebt in einer Zeit, oder wächst in eine Zeit auf, in der Deutschland schwach und ohnmächtig ist, und nun kommt das Wiedererstarken dieses Deutschland, es kommt die Rheinlandsbesetzung, die Rückkehr der Saar, der Anschluß Österreichs, die Rückkehr des Sudetenlandes zu uns und nun kommt auch schließlich München 1938, die Zustimmung Englands und Frankreichs und natürlich auch Italiens zu einem diesem neuen, um das Sudetenland vergrößerten Deutschland, das Wachsen dieses Deutschland zu einer Großmacht, oder wie wir damals in unserer Veressenheit glaubten, zu einer Weltmacht, Und auf den Stationen zu diesem Wege ereignen sich diese verschiedenen Dinge wie die Kristallnacht und die Nürnberger Gesetze.

Sowiß, es sind Augenblicke der Besinnung, Augenblicke, in denen das Gewissen wech wird, aber es geht doch alles unter in dem großen Gefühl eines nationalen Aufschwungs. Nur so kann man heute nachträglich erklären, warum die Menschen jener Zeit nicht in diesen einzelnen Stationen das sahen, was sie wirklich gewesen sind. Wären wir damals so klug, wie wir heute sind, dann hätten wir gesagt "Das sind alles Schritt für Schritt Wege nach Auschwitz, Wege zu den Vernichtungslagern, Wege zu den Vergasungen von jüdischen Frauen und Kindern under der Ausrottung des Judentums in Europa. Aber so sahen wir das eben nicht.

Wir waren Kinder einer Zeit, die in ihrer allgemeinen Einstellung antisemitisch war. Selbst, wenn in allen deutschen Bürgerhäusern Juden verkehrten, man hatte immer einen jüdischen Freund, nicht wahr, oder eine jüdische Familie, mit der man befreundet war, so herrschte doch die Redensart "Es gibt auch anständige Juden" die gefährlichste Redensart, die es überhaupt gibt, wenn man weiß, wohin das führt. Aber das wußten wir nicht.

Der latente Antisemitismus war einfach ein Etwas, was zum Weltbild gehörte, nicht zum Weltbild der Aera 1933-1945, sondern

vSch: auch bereits zum Zeitbild des Biensckreihlun.

Das war 1870 genau so da, wie es 1890-1900 und 1933 da war. Es war eine allgemeine Grundstimmung, die durch- und nicht ausschloß, daß man dem einzelnen Juden Gerechtigkeit widerfahren lie. Aber man ließ die Gerechtigkeit nur dem einzelnen Juden widerfahren, aber nicht dem jüdischen Volk.

vL: Nun war der ehemalige Reichspropagandaleiter Reichsführer der SS geworden. Er hatte die neue Elite geschaffen, mit der Hilfe der deutschen Wirtschaft war diese Elite angetreten.

vSch: Darf ich Sie unterbrechen? Ich glaube, daß diese Hilfe der Deutschen Wirtschaft hier einmal unterstrichen werden müßte, denn es ist vielfach behauptet worden, daß die Machtergreifung der NSDAP durch die Industrie gefördert worden sei. Genaue Ermittlungen haben ergeben, daß die Hilfe der Industrie für die Machtergreifung relativ, fast minimal gewesen ist. Wenn man diese Beträge zusammenaddiert, fallen sie eigentlich überhaupt nicht ins Gewicht. Etwas Anderes ist es bei der SS. Dieser Führerkreis der SS hat doch sehr einflußreiche Industrielle mit ganz erheblichen finanziellen Zuwendungen an die SS gegeben. Und die SS ist meines Erachtens bereits um das Jahr 1933 viel reicher gewesen, als die ganze NSDAP. Ich vergesse nie meine Verwunderung an einem der ersten Parteitage nach der Machtergreifung in der Halle des Deutschen Hofes in Nürnberg, eine große Anzahl von Industriellen und führenden Männern der deutschen Wirtschaft in SS-Uniformen zu sehen. Auf meine erstaunte Frage an einen dort herumwimmelnden SS-Adjutanten "Was machen diese Leute eigentlich hier?" wurde mir gesagt "Die sind nur nach Nürnberg gekommen, um am Biwak des Reichsführers SS teilzunehmen." Da standen draußen die großen Mercedes-Wagen, und da führen diese Herren hin, da war ein Biwak, eine abendliche Veranstaltung von Heinrich Himmler an offener Feuer mit Nürnbergs

vSch: Kostbratwürsten oder Ähnlichem und Ansprache" Ihre Ehre heißt Treue" oder Ähnlich. Dann führen die Herren zurück, und am nächsten Tag waren sie wieder fort. Da war wirklich sehr viel Geld und sehr viel Einfluß gebunden worden.

Im Vergleich dazu war die NSDAP, glaube ich, im wesentlichen nur auf die Mitgliederbeiträge angewiesen.

vL: Himmler übernimmt eines Tages die Konzentrationslager. Er gewinnt die Oberhand über die deutsche Polizei, und er beginnt aus der Leibstandarte Adolf Hitler die SS-Verfügungstruppe aufzubauen.

Nun drängt dieses zur Vollendung, denn die Sicherung der Unsicheren hat man bereits übernommen. Der Krieg kommt. Jetzt kommt für diese Truppe die Bewährung. Andererseits, hinter dem Rücken dieser Truppe, unternimmt ihr Führer, der Reichsführer der SS, die Endlösung. Was wissen Sie von der Wannsee-Konferenz?

vSch: Von der Wannsee-Konferenz kann ich Ihnen überhaupt nichts sagen. Ich habe in den Akten des Nürnberger Prozesses und aus dem, was in Nürnberg vorgelesen wurde von der Anklage von der Wannsee-Konferenz gehört, aber ich selbst als Reichsleiter in Wien war, ich weiß nicht genau, wann sie stattfand, können Sie mir das Datum sagen?

vL: 1941

vSch: ..an dieser Wannsee-Konferenz weder mittelbar noch unmittelbar beteiligt.

vL: Entweder rückblickend oder seit Posen wissen Sie, was dann alles gelaufen ist. Es sind Ihnen Typen auf dem Wege begegnet, die Gehilfen des Herrn Himmler. Zunächst der Herr Heydrich.

vSch: Ja, Heydrich ist mir relativ früh über den Weg gelaufen. Ich glaube, das erste Mal mit Bewußtsein im Jahre 1933. Er hat damals auf sich den Eindruck eines ungewöhnlich intelligenten Menschen gemacht. Ein, in seinem Auftreten außerordentlich adretter Mann, eine soldatische Erscheinung. Und es hat sich gar nicht

vSch: gewundert, als ich mich über ihn erkundigte, zu hören, daß er früher aktiver Marine-Offizier war.

Verbindlich, höflich, korrekt und, wie gesagt, außerordentlich intelligent. An Intelligenz übertraf er sicher Himmler bei weitem. Auch in seiner Anpassungsfähigkeit und seiner Fähigkeit, Menschen richtig zu behandeln. Er war, was ich parkettssicher nenne.

vL: Hatten Sie damals oder haben Sie heute das Gefühl, daß zu der damaligen Begegnung, der ersten, Heydrich bereits ein Dossier über Sie und Ihre Gattin hatte?

vSch: Keine Ahnung. Das höre ich das erste Mal.

Das erste Anerbieten Heydrichs an mich war, daß er mir in allen Jugendfragen, soweit da kriminelles vorkäme, beihilflich sein würde. Ich muß sagen, auf diesem Gebiet war die Zusammenarbeit insofern gut, als es ja immer bei der Jugend irgendwelche Sachen gibt, die so an der Grenze des Strafbaren liegen. Wie zum Beispiel heute ein Kumpel ein Auto stehen sieht, und sich in das Auto setzt und um den Block herumfährt oder noch weiter, bis das Benzin alle ist, und das Auto irgendwo stehenläßt. Dort, wo man dann gern als Jugendführer sagt, daß man nichts daraus machen sollte, da es einfach jugendlicher Übermut sei, da hatte eigentlich Heydrich, meines Gefühl nach, sehr viel Verständnis, und wir haben uns da niemals irgendwie über diese Dinge gestritten. Hinzu kam, was mir an ihm zunächst sehr sympathisch war, seine Einstellung zum Sport. Er war ein sehr sportlicher Mensch und selbst übrigens ein guter Degenfechter. Er hatte also für das ganze Leben der Jugend eigentlich mehr Interesse, als es Himmler selbst besaß. Ich kann aus eigener Sicht eigentlich nur sagen, in jener Zeit hat Heydrich auf mich keinen ungünstigen Eindruck gemacht, wenn nicht in seinem Wesen etwas Überwachtes, Überflinkes, ich möchte fast sagen, etwas Wieselhaftes war, was immer den

vSch: Gedanken weckte, er überwacht, er paßt auf, er ist zu alert.
Dann kommt ein sehr merkwürdiger Konflikt im Jahre 1940.
Kaum bin ich ein paar Wochen in Wien, fällt mir ein Bericht
des SD über die Stimmung in Wien in die Hände. Man wissen die
ja, daß in vielen Dienststellen auch das SD frühere BLM-Mädchen
als Stenotypistinnen usw. saßen, und wir auf solchen Wege ab und
zu direkte Informationen bekamen, die meine Person betrafen.
Auf diese Weise geriet mir ein Bericht in die Hände, der in
einer ganz extrem negativen Form die Stimmung in Wien schilderte
und zwar genau entgegen den tatsächlichen Gegebenheiten.
Es wurden da Zeugenberichte, von Tramvahnbesetzern, usw.,
angeführt. Zufällig wußte ich nun genau Bescheid, daß in
einem Fall die Sache nicht stimmte, weil ich das eruieren konnte,
und ich fragte nun einen meiner Wiener Mitarbeiter "Wer macht hier
in Wien diese SD-Berichte?" Da wurde mir nun der Name des aus-
gebenden damaligen SD-Berichterstatters in Wien genannt. Ich
weiß seinen Namen nicht mehr genau, er hieß Podl oder so ähnlich.
Auf einmal klickte es bei mir und ich sagte "Den kenne ich doch."
Jetzt setzte ich mich an das Telefon und rief den an und sagte,
"Kommen Sie bitte sofort zu mir. Ich will mit Ihnen sprechen"
Und siehe da, es erschien ein sehr junger Mann, Anfang 20, den
ich seinerzeit in den Anfängen der Hitler-Jugend im Hotel Reichs-
adler wegen Unfähigkeit entlassen hatte. Dieser junge Mann war
als gestellt vom ersten Tag des Krieges, nun SD-Berichterstatter
in Wien. Den nahm ich nun, bildlich gesprochen, an den Ohren
und sagte ihm "Das fehlt mir noch, daß Du hier in Wien sitzt
und Dich als junger Mann ausstellen läßt und Deine früheren
Resentiments gegen mich hier auf diesem Posten in falschen
Berichten abregierst." Und sagte ihm noch dazu "Verschwände
innerhalb vierundzwanzig Stunden, ich will Dich nicht mehr hier
sehen." Worauf er abreiste, Richtung Berlin.

Wien: Ein paar Tage darauf war ich in der Reichskanzlei.

Ich glaube, der Mann hieß Schlo

Ich zeigte Hitler den Bericht, den der Mann verfaßt hatte und gab ihm dazu die exakten Fakten. Sagte "Hier, sehen Sie, werden von tendenziösen Berichterstattem falsche Fakten berichtet, und die Summe dieser Fakten, ich weiß nicht wie es in den anderen Gauen aussieht, aber in diesem Gau kann ich, und das weise ich Ihnen nach, beweisen, daß das nicht stimmt. Die Summe dieser Fakten, falschen, werden Ihnen wohl eines Tages auf den Tisch gelegt und als die absolute Wahrheit verkündet," worauf Hitler die gesamte SD-Berichterstattung in Deutschland verbot.

Daraufhin fuhr ich wieder nach Wien zurück. Ein paar Tage später erschien bei mir Herr Heydrich, er sagte mir "Uns ist da eine furchtbare Sache passiert. Sie haben vollständig recht. Wir haben da einen wirklich unnützen Kerl, einen vollkommenen Idioten zur Berichterstattung in Wien gehabt. Das wird geändert. Aber es heißt doch, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn damit die ganze SD-Berichterstattung verboten wird. Das ist geschehen, und das ist das, weswegen ich jetzt zu Ihnen komme." Darauf sagte ich "Herr Heydrich, ich habe mich gar nicht gegen die gesamte SD-Berichterstattung ausgesprochen, sondern nur in einem konkreten Fall nachgewiesen, daß sie unsachlich und unwahr ist. Ich will hier nur von mir aus erreichen, daß, wenn Bericht erstattet wird, über dieses Gebiet, in dem ich verantwortlich bin, die Berichterstattung stimmt." Darauf sagte Heydrich "Das verspreche ich Ihnen. Das wird in Zukunft anders. Ich setze einen erstklassigen Mann hierher. Und der andere bleibt natürlich weg."

Das war meine erste Wiener Begegnung mit Heydrich. Die nächste ein paar Jahre später folgte, als Heydrich, ich glaube

vSch: Von der rumänischen Front komend, wo er, glaube ich, mit se nem Flugzeug abgeschossen werden war, sich besuchte und dann nur erzählte, wie er sein Leben gerettet hätte. Er hat, glaub ich, dann eine Auszeichnung bekommen, eine militärische. Kurz darauf erfuhr ich dann, anlässlich irgendwelcher europäischen Florett-, Degen- und Säbelmeisterschaften in Wien, daß Heydrich dort für Deutschland fecht. Wie gut er fecht, weiß ich nicht. Ich bin nicht hingegangen, aber seine Gegner waren jedenfalls klug genug, ihn siegen zu lassen, so daß er eine Art europäischer Meister in einem Fach wurde. Da erfuhr ich so ganz nebenbei etwas, was mich sehr nachdenklich gestimmt hat. Ich fragte nämlich einen meiner Adjutanten, wo denn Heydrich wohne, wann er in Wien sei, in der Annahme natürlich, daß sie sagten, er wohne in Hotel Bristol oder Imperial. Da erfuhr ich, daß der Heydrich schon seit 1938 hier im Rothschild-Palais in Wien eine eigene Wohnung hat. Das war natürlich etwas verblüffend. Was hat Heydrich so oft in Wien zu tun, wozu hat er in Wien eine eigene Wohnung? Und obgerechnet im Rothschild-Palais. Ich habe von eigenen Recherchen im Falle Heydrich die Finger gelassen. Ich ~~war~~ fürchtete ihn gar nicht, aber ich dachte mir, es ist klüger, sich nicht darum zu kümmern, was Herr Heydrich sich für ein Absteigequartier ~~zusatz~~, so faßte ich es damals auf, geschaffen hat. Ich dachte, da stecke irgendeine Frauensache dahinter und kümmerte mich nicht weiter darum. Wenn man in Wien eine zweite Wohnung hat, dann ist sie meistens ein Absteigequartier.

vL: Nun entwickeln Sie ja volle Sympathien für Heydrich, als ihn endlich der Tod ereilt, und hier kommt ja auch die berühmte Rede, die Wien tschechenfrei machen will. Was haben Sie heute nachträglich für Empfindungen dabei?

vSch: Mit Heydrichs Tod war es so: als ich diese Nachricht hörte, glaubte ich fest an die Version, daß er durch ein englisches Einsatzkommando in einer Aktion des Secret Service umgelegt worden war.

vL: Stinace

vSch: Darauf habe ich spontan reagiert und eine Vergeltung dafür gefordert. Ich halte solche Telegramme von einem Politiker in einem kriegführenden Staat an das Staatsoberhaupt für absolut legitim. Ich habe ein Telegramm geschickt, in dem ich eine Vergeltung forderte.

vL: Ich zeigte Ihnen neulich den Briefwechsel Bormann-Himmler.

vSch: Das ist etwas ganz Anderes. Im Anfang meiner Tätigkeit habe ich in einer Versammlung gefordert, daß man das Tschechentum in Wien zurückdrängen sollte und die Tschechen entfernen sollte. Sie wissen nicht, weil Sie nicht in Wien gelebt haben, werauf das zurückging. Es war so, daß die Portiersleute in den Wiener Häusern durchweg Tschechen waren und Informanten, Denunzianten im Dienste der Polizei.

Gewis, es ist eine töricht hingespochene, nicht genügend durchdachte Aufforderung, die ich übrigens nachher für vor den Kreisleitern usw. wieder reduziert habe. Meine ernsthaftige Absicht meinerseits, die Tschechen aus Wien zu entfernen, hat nie bestanden.

vL: Nun folgt dem Marine-Jungen Kármánek Heydrich der Oesterreicher Kaltenbrunner, persönlicher Freund Adolf Eichmanns, Studienkollege, und dieser Mann kommt aus Ihrem Bereich.

vSch: Aus meinem nun nicht direkt, sondern er war der SS-Obergruppenführer für Ober- und Niederoesterreich und Wien, also, sagen wir einmal, das SS-Pendant zum Wehrkreisbefehlshaber.

Ich lerne Kaltenbrunner näher kennen, und mein erster Eindruck von ihm war der eines ruhigen, sehr beherrschten Juristen, der

vSch: er auch wirklich war. In der ersten Zeit unserer Zusammenarbeit habe ich mit ihm durchaus keine Schwierigkeiten gehabt. Es war mir nur sehr bald bewusst, daß Kaltenbrunnens größter Ehrgeiz dahin zielte, Bürgermeister von Wien zu werden. Das war das, was mir einige Freunde von ihm mitteilten, und was vielleicht zum Verständnis seiner Person gehört. Die Berufung als Nachfolger Heydrichs ist ihm wahrscheinlich höchst unangelegen gekommen. Denn das war das eigentliche Lebensziel von Kaltenbrunn. Dazu gibt es keine weiteren Äußerungen und Szenen; das ist genau so, wie man weiß, daß Schacht Reichspräsident werden wollte, so wußte man, Kaltenbrunner möchte einmal als höchstes Bürgermeister von Wien sein.

vL: Trifft ihn die Berufung zum Nachfolger Heydrichs völlig unvorbereitet?

vSch: Ja, ich glaube, daß sie ihm sogar nicht paßte.

vL: Hat er etwas dagegen unternommen?

vSch: Nein, denn wenn der Reichsführer SS jemanden berief, dann konnte man nichts dagegen unternehmen.

Es war eben wahrscheinlich in der SS-Hierarchie eine ungeheure Ehre, und es war ein Spiel, das man sich nicht entziehen konnte, vor allem nicht im Kriege.

Kaltenbrunner verschwand von der Wiener Bühne.

vL: und rückt Ihnen dabei näher, denn er wird ja angehoben.

vSch: In seiner Stellung als Nachfolger Heydrichs ist er mir gar nicht mehr begegnet. Da war er in Berlin und von seinen Reichsaufgaben in Anspruch genommen. Nur eine einzige Szene ist mir erinnerlich, die mir mein Freund Collin-Ross schilderte, daß er ihn bei einem Aufenthalt auf einer Reise, vielleicht war das irgendwo zwischen München und Berlin, auf dem Bahnsteig sah und daß Kaltenbrunner ihn dort ansprach. Collin-Ross war nun sehr hellhörig und wegen seiner jüdischen Frau auch immer sehr gespannt auf alles, was

vSch: aus dieser Ecke kam. Collin sagte mir, als er zien ein paar Tage darauf sprach, Kaltenbrunner sei überaus freundlich gewesen, und er hätte den Eindruck gehabt, daß ihm von Seiten Kaltenbrunners keine Gefahr drohe.

Das muß um 1943 gewesen sein.

vL: Zurück zu Himmler. Wir wissen, der Mann, der nichts war und etwas wurde, nämlich durch einen Putsch, den Röhm-Putsch, der eine gewaltige Bedeutung erlangte, dann durch die Elite, die er schuf. Wir wissen, das ein anderer Putsch ihm letzte Machtmittel in die Hand gab.

vSch: Natürlich, der 20. Juli, wo er Befehlshaber des Ersatzheeres wurde.

vL: Hier muß hinein, was von edelere Bekannten Fromm und anderen hineinkommt, bis er zur Macht aufwächst.

vSch: Ich habe Ihnen, glaube ich, schon erzählt, im Dezember 1944 suchte ich Himmler auf, als er die Heeresgruppe Rhein führte.

Da kommt noch eine Szene hinein, die ich hier, um sie nicht zu vergessen, schildern will.

Im Anschluß an die erste Un-erhaltung in dem Wagen von Himmler, seinem komfortablen Bürowagen, den er dort hatte, sagen wir, sein Arbeitszimmer, hatte Himmler gesagt "Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Einen Burgunder oder dergleichen. Sie wissen, ich bin schwach auf dem Magen und kann nur Kamillentee vertragen." Eine Ordouanz brachte dann mir den Burgunder und ihm den Kamillentee. Bei dieser Gelegenheit sagte er mir "Heute bin ich aus dem Führerhauptquartier angerufen worden. Ich sollte die Auszeichnung bestimmen, die ich haben wolle. Ich hätte so hervorragend die Heeresgruppe gehalten, daß der Führer auf dem Standpunkt stünde, ich könnte jede Auszeichnung dafür bekommen. Ich habe dann, ich, Himmler, gesagt "Ich verzichte darauf."

Irgendwie hatte er wohl das Gefühl, er müsse zum Ausdruck bringen,

vach:daß er eigentlich ein Ritterkreuz oder das Eichenlaub mit Schwertern am Halse haben sollte. Diese Sache schloß damit ab, da er mir schließlich sagte "Sie wissen, ich kann nur ganz leichte Zigarren vertragen wegen meines Magens. Aber hier habe ich noch ein paar Importen, die habe ich aus der Schweiz" und dann herumsuchte in einer Schublade seines Schreibtisches und mir eine ganze Kiste Importen unter den Arm drückte.

Das nur zur Illustration.

Man stand er oben. Es war da der Führer, der nie im Feuer gewesen war, der Befehlshaber des Ersatzheeres. Ein etwas eigenartiges Bild. Wodurch ist er Befehlshaber des Ersatzheeres geworden. Durch Beseitigung des Generaloberst Fromm. Ich habe den Generaloberst Fromm nie für einen Mann des 20. Juli gehalten. Das wird die vielleicht überraschen. Ich glaube, er mußte nachträglich ein Mann des 20. Juli werden, damit Heinrich Himmler Chef des Ersatzheeres werden konnte. Ich jedenfalls habe einen Kameraden gehabt, an dessen Glaubwürdigkeit, Ehrenhaftigkeit ich nie einen Zweifel gehabt habe und auch heute keinen Zweifel habe, den Rittmeister Bartram, der die Kompanie Groß-Deutschland hatte, die in der Nähe meines Hauses einquartiert war. Das war ein langjähriger Adjutant von Fromm gewesen, ehe er zu mir kam. Der war von der Nichtbeteiligung Fromms am 20. Juli felsenfest überzeugt. Adjutanten können vielleicht Meinungen sich bilden, die nicht absolut im Einklang mit der objektiven Wirklichkeit übereinstimmen. Subjektiv sind sie doch häufig sehr richtig. Auch aus meinen Zusammenkünften mit Fromm habe ich eigentlich immer einen anderen Eindruck gehabt von ihm als den eines Verschwörers und Revolutionärs. Er war ein außerordentlich geader, manchmal polternder und cholertischer Mann. Er konnte mit derben Kraftworten dazwischenfahren, aber, ich sage immer, solange Fromm da war, konnte Hitler nicht Chef des Ersatzheeres sein. Er konnte es nur werden, wenn Fromm fiel. Und Fromm ist ja,

vSch: wenn man nun nachträglich an das denkt, was den 20. Juli folgte, relativ spät hingerichtet worden. Es müssen also doch ganz erhebliche Zweifel an seiner aktiven Mitwirkung bestanden haben. An eine passive Mitwirkung in dem Sinne, daß Fromm etwa erklärt hat, "wenn ein Fait accompli geschaffen ist, dann akzeptiere ich das" Das halte ich bei der Persönlichkeit von Fromm für möglich. Das ist eigentlich auch ganz heldatisch gedacht. "Ich habe damit nichts zu tun, wenn da irgendwie die Sache anders kommt, dann werde ich dem Ruf des Vaterlandes folgen und meinen Dienst versehen." Aber als einen aktiven Komplizen habe ich Fromm aus einer ganz guten Kenntnis seines Charakters und seiner Mentalität nicht empfinden können.

vL: Himmler strebte diesen Posten an. Hatten Sie das Gefühl?

vSch: Ich hatte bei Himmler immer das Gefühl, daß er so etwas wie ein General werden wollte.

vL: Nun taucht ja irgendwann dieser Gedanke bei der SS auf, das Heer zu vereinnahmen.

Da haben Sie Ihre eigene Auseinandersetzung, weil Sie ja Freund des ehemaligen Wachregiment Groß-Deutschland, das dann später zur Division, zum Korps, zur Armee ansteht.

vSch: Ich bin ja weiter nichts wie ein kleiner Leutnant in diesem früheren Regiment Groß-Deutschland gewesen und bin eben, und möchte auch nicht anders aufgefaßt werden, der Freund aller Offiziere und Mannschaften der Groß-Deutschland-Verbände des Heeres geblieben. Das heißt, ich habe diesen Offizieren und Mannschaften die Treue bewahrt, die sie mir auch gehalten haben. Ich habe in meinem Kriegsbetreuungsdienst versucht, den Männern an der Front ihr schweres Schicksal zu erleichtern, indem ich ihnen Päckchen rauschickte, usw. und habe versucht, politische Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die sich in der Ballung der Macht der Waffen-SS für Groß-Deutschland ergaben. Denn

vSch: Groß-Deutschland war immer eine Art Seitenstück zur SS, aber innerhalb des Heeres. Eine Elite des Heeres, die Garde des Heeres, während die SS zunächst sich als Garde der Partei gerierte und nun auch die Garde der ganzen Wehrmacht werden wollte.

Als nun der Augenblick kam, als Himmler der Chef, der Befehlshaber des Ersatzheeres wurde, entstand für Kommandeure der Einheit Groß-Deutschland die sehr große Gefahr, daß sie plötzlich vereinnahmt werden könnten und von einem Tag zum anderen Bestandteil der Waffen-SS. Das hätte Bruch gegeben, denn diese Leute fühlten sich ja ganz ausgesprochen als Männer des Heeres. Von ihrer Herkunft und Erziehung her waren sie aktive Männer des Heeres, und sie wären unter gar keinen Umständen bereit gewesen, gewissermaßen von der Waffen-SS gleichgeschaltet zu werden.

vL: Es passiert nun eine ganz komische Geschichte, die bis heute nicht bekannt ist. Zur Sicherung Ihrer Solb tändigkeit tun Sie mit dem Einheitskommandeur der Groß-Deutschland doch einen besonderen Schritt, der völlig ungewöhnlich für die Zeit ist.

vSch: Sie spielen da auf etwas an, was auch in der Geschichte der preussischen Armee wohl noch nicht vorgekommen ist.

Der kommandierende General von Manteuffel und ich gründeten in Wien den Verein der Soldaten und ehemaligen Angehörigen, der aktiven Soldaten und ehemaligen Angehörigen der Groß-Deutschland-Verbände des deutschen Heeres e.V. Das ist geschehen um 1943 in Wien als Vorsorge gegen mögliche Expansions Tendenzen der SS. Dort fand eine konstituierende Versammlung statt, bei der ich nun 1. Vorsitzender dieses Vereins wurde, und der General von Manteuffel 2. Vorsitzender. Das hatte alles auch eine ganz gute praktische Bedeutung. Jeder Soldat, jeder Offizier zahlte einen gewissen Beitrag in diesen Verein, und mit diesen Mitteln finanziert

vSch: Ich werde mir einen Teil meines Kriegsbetreuungsdiensates und kümseren uns auch juristisch um Versorgungsmöglichkeiten und schufen uns auch einen Fonds für alle Eventualitäten. Unter solchen Eventualitäten hatte ich immer den Anspruch der SS im Auge, eines Tages die Groß-Deutschland-Verbände zu vereinnahmen. Es war, wenn Sie wollen, eine Mantuffelsche oder Wehrmachtische Hausmacht, eine Hausmacht, die nicht einem einzelnen gehörte, weder Mantuffel noch mir, sondern die dem ganzen Offizierkorps, den ganzen Angehörigen und den Soldaten der Groß-Deutschland-Verbände eigen war. Von dieser Position aus konnte ich dann in dieser entscheidenden Stunde im Dezember 1944 mit Himmler sprechen.

vL: Da geht also der Kronprinz der Partei eines Tages als einziger aus dieser Partei, wir nehmen die kleinen Kreis- und Ortsgruppenleiter aus, die vielleicht mit eingerückt sind, er dient sich vom gemeinen Soldaten bis zum Leutnant herauf, und er muß eines Tages seine St. mbzk einheit sichern vor dem Übergriff der SS. Etwas geschieht in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1944. Zwei Menschen treffen sich, die nur geringe Beziehungen zueinander haben, der Reichsführer SS Heinrich Himmler und der Reichspropaganda-Minister Dr. Josef Goebbels. In dem kleinen Heim des Ministers zwischen Brandenburger Tor und Reichskanzlei erscheinen in dieser Nacht die Verschwörer des 20. Juli und werden von den beiden Herren befragt. Die Vernehmungen finden in der Wohnung von Goebbels statt, der ja in Berlin mit Wehmers Hilfe den Aufstand niedergeschlagen hat. Und der aus Rastenburg herbeigeeilte Himmler sichert nun die Nacht Hitlers bis zum Ende. Schon Sie irgendeine Beziehung zwischen diesen beiden Personen, Himmler und Goebbels?

vSch: Natürlich sehe ich eine Beziehung. Ich sehe eine direkte Linie Streicher, Goebbels, Himmler, Streicher, der primitive Propagandist

vSch: des Antisemitismus, dessen sich die so genannten feineren Parteikreise schämen; Goebbels, der große Propagandist für den Antisemitismus und, wie ich schon sagte, der eigentliche Initiator der Kristallnacht; der Mann, der sich diese furchtbare Sache selber ausgedacht hat und selbst der Urheber ist der Verbrennung der Synagogen, der Plünderungen der Geschäfte und Läden jüdischer Kaufleute in Deutschland, und Himmler, derjenige, der nicht der Propagandist des Antisemitismus ist, sondern der mit seiner Maschinerie die Vernichtung der Juden organisiert. Himmler, Goebbels, Streicher, einer bedingt den anderen, und keiner ist ohne den anderen denkbar.

vL: Himmler ist das Ende dieser Linie. Es wird heute ständig danach gefragt "wer ist der Urheber der Vernichtungsgestatten?" Was glauben Sie, wer ist der Urheber der Vernichtungsgestatten?

vSch: Meine persönliche Überzeugung, die ich leider noch nicht dokumentarisch belegen kann, ist die, daß der Gauleiter Greiser in Wien der Initiator der Vernichtung ist. Und daß von ihm Himmler und Hitler den Plan zur Vernichtung übernommen haben.

vL: Wie kommen Sie darauf?

vSch: Ich komme darauf, weil ich Ihnen ja schon einmal sagte, daß der Greiser in einer Versammlung in Wien vor Parteifunktionären von einer solchen Vernichtungsaktion sprach, die er selbst gemacht hatte, worauf ich ja das ganze rollende Material in Wien als Reichsverteidigungskommissar für kriegswichtige Zwecke beschlagnahmte und damit die weiteren Deportationen einstellte.

vL: Eine Frage. Greiser spricht vor den Funktionären der Partei. Der Reichsstatthalter und Gauleiter ist dabei. Nun passiert, was für diese Leute völlig überraschend ist, nämlich, sie müssen erfahren, daß sie sich in einer Gang befinden, in einem Mörder-syndikat. Wie reagiert der kleine Mann, wie kommt er zum Gauleiter?

vSch: Wie meine, was nun der einzelne Kreisleiter sagt?

Natürlich sind zum Teil sehr heftige Reaktionen erfolgt. Und selbstverständlich hatten die anständigen Elemente nun dasselbe furchtbare Gefühl, was auch ich hatte: wir sind verstrickt in eine Aktion, die wir nicht gewollt haben und die wir nur vielleicht im kleinsten Maße, der uns anvertraut ist, verhindern können, aber ingroßen nicht.

vL: Was erzählt Greiser auf dieser Kundgebung?

vSch: Ich kann das jetzt nicht mehr ganz aus dem Gedächtnis aufbauen. Ich erinnere mich nur an eine exakte Mitteilung, daß Juden in Autos gepfercht und dort drin umgebracht wurden durch Abgase. Für mich die erste Konfrontierung mit diesem Problem. Und ich nehme an, daß von diesem Greiser aus der Einfall kommt, der dann bei Hitler zündet und zu dem Befehl im großen führt. Das ist zunächst einmal eine subjektive Wahrnehmung. Und ich kann sie nicht historisch fundieren. Man müßte da einmal genau in den ganzen Dokumenten, die darüber inzwischen gesammelt worden sind, nachgehen. Aber ich sehe das eigentlich so, daß dann Himmler, Bormann, Hitler, Bormann gehörte natürlich auch in diesen Kreis hinein, diesen Geheimbefehl für die Vernichtung der Juden im großen fassen.

W i e n

VI: Der Gegensatz Wien-Berlin.

Goebbels nutzt seine Chance, denn der Wiener Reichsstatthalter und Gauleiter betreibt eine eigene Kulturpolitik.

Wsch: Der Ausgangspunkt ist folgender, und ich muß das kurz rekapitulieren: Hitler sagt mir, als er mich von der Front holt und mir den Auftrag gibt, den Reichsgau Wien zu übernehmen und Reichsverteidigungskommissar für Wien, Oberösterreich und Nideroesterreich zu sein "Wien als Kulturstadt wieder eine führende Stellung zu verschaffen." Und er verspricht mir dabei, daß das Reichspropagandaministerium, insbesondere Dr. Goebbels, mir in meine Arbeit nicht hineinreden soll. Ich soll völlig unabhängig von Goebbels meine dortige Tätigkeit ausüben. Zunächst ergaben sich auch zwischen Goebbels und mir keine Konflikte, weil Goebbels dieselbe Instruktion, die ich von Hitler bekommen hatte, auch selbst von ihm empfangen hatte und sich zurückhielt. So war es mir möglich, in der ersten Zeit meiner Tätigkeit dort ohne wesentliche Reibereien mit dem Propagandaministerium meiner Arbeit nachzugehen. Aber sehr bald erwachte bei Goebbels eine Art Eifersucht, die entstand dadurch, daß bedeutende Künstler nach Wien drängten und dort in engagiert wurden und daß wir Aufführungen von Werken veranstalteten, die Goebbels Anlaß gaben, bei Hitler Stimmung zu machen. Ich weiß nicht, ob ich das schon erzählte. Es fing ganz harmlos an und zwar bei Tschaikowskij. Eines Tages bin ich oben auf dem Berghof. Da sagt mir, das war erst kurz nach dem Angriff auf Rußland, Hitler "Sie führen in Wien Tschaikowskij auf mit den Symphonikern unter Furtwängler." Da sagte ich, "Wir haben eine Aufführung der Pathétique, und Furtwängler hängt sehr gerade an dieser Musik und möchte das natürlich weitermachen." Furtwängler hatte mir kurz, ehe ich auf den Berghof fuhr,

vSch: gesagt, er hätte hinterher gehört, daß irgendein Anriff auf die Pathétique eröffnet werden sollte, also gleichsam ein Ru landfeldzug gegen Tschaikowskij

vL: Sie haben mir auf einem Spaziergang erzählt, daß er sie sogar mit Schallplatten für diesen Besuch ausrüstet?

vSch: Ja, ich glaube, er hat mir eine Schallplattenaufnahme von seiner ganzen Wiener Philharmoniker-Aufführung der Pathétique mitgegeben. Aber nun war anscheinend schon von Goebbels her vorgearbeitet worden, und Hitler sagte "Kein, wenn wir gegen Rußland Krieg führen, können wir nicht Tschaikowskij spielen."

Dun fing ich an, dafür zu plädieren, da Tschaikowskij ja nun ein Repräsentant der westlichen Musik sei und daß er eigentlich sogar irgendwie zu dem Kulturkreis unserer Musik gehöre. Alldas natürlich ohne jeden Erfolg. Ich argumentierte schließlich damit, daß wir schließlich auch Shakespeare aufführen im Kriege, was ich besser nicht hätte tun sollen, denn nun versuchte man kurz darauf, auch die Shakespeare-Aufführung in Wien zu beschränken. Ganz hat man sie nicht unterbunden, aber sie wurden doch erheblich reduziert, und es war ein ständiger Kampf um das Repertoire, um "Maß für Maß" und andere Stücke, die wir herausgebracht hatten, auf dem Spielplan zu halten. Nun

Das möchte ich noch sagen zu Shakespeare: ich hatte ja einen ganz großen Verbündeten in Heinz Hilpert, der einer der mutigsten Männer war im sogenannten Dritten Reich und der vieles gemacht hat, was eigentlich oben mißbilligt wurde.

Aber nun mit Tschaikowskij scheiterten wir, und mein Einwand, daß wir auch George Bernhard Shaw auf den deutschen Bühnen während des Krieges spielten, verfiel nicht, weil Hitler sagte, daß er doch ein Kritiker der britischen Gesellschaft sei.

Infolgedessen ist er gewissermaßen eine Waffe in den Kämpfen gegen Groß-Britannien.

vich: Da war nichts zu machen. So fing mit dieser, zunächst kleinen Niederlage an. Wir durften nicht mehr die Pathétique spielen, Tschaikowskij war verboten! Wir ließen zwar noch einiges auf dem Spielplan, und das hat mir auch sehr geschadet. Wir hatten zum Beispiel von Rimsky-Korssakow die ^{Hohebrände} ~~Hohebrände~~ in der Staatsoper als Ballett. Das verschwiegen wir nach oben, aber es dauerte nicht lange, und ich bekam auch das zu spüren, daß ich da, entgegen den offiziellen Weisungen, doch noch Russen aufführte, und so wurde nach und nach das Klima immer schlechter.

Obwohl doch nun ausdrücklich gesagt worden war, daß Goebbels in die Kulturpolitik nicht hineinreden sollte, bekam er mehr und mehr Übergewicht.

Ich muß da auf etwas eingehen, was erst für die ganze deutsche Kultur eine ungeheure Bedeutung hatte. Als ich mein Amt als Reichsstatthalter in Wien übernommen hatte, hatte sich Richard Strauß entschlossen, mit seiner Familie wieder in sein Wiener Palais zu übersiedeln.

Damit wurde Wien allein schon dadurch wieder die führende Stadt der Musik und ein Zentrum der ganzen deutschen Kultur.

Um das zu verstehen, muß ich auf die Stellung von Richard Strauß innerhalb der deutschen Gesellschaft, jetzt einmal gar nicht innerhalb des Musiklebens, eingehen. Es gab das deutsche Staatsoberhaupt Adolf Hitler, und es gab zwei andere Souveräne, die außer ihm in Deutschland regierten. Der eine war Richard Strauß und der andere war Gerhart Hauptmann. Beide waren in ihrer Weltgeltung unantastbar und waren, dort wo sie waren, wie jeweils die Zentren des geistigen Lebens. Beide, Richard Strauß und Gerhart Hauptmann, standen als souveräne Persönlichkeiten über dem ganzen Streit der Parteien. Beide standen in Opposition

vSch: zur nationalsozialistischen Partei, beide wurden von den Kulturfunktionären der nationalsozialistischen Partei, von Goebbels angefangen, bis hinunter die Kreisgeschäftsstellen, unablässig bekämpft.

Was Richard Strauß angeht, kann man dagegen einwenden, daß er doch seinerzeit im nationalsozialistischen Deutschland die Berufung als Präsident der Reichsmusikkammer angenommen hat und hat diesen Amt anderthalb oder zwei Jahre ausgeübt.

Hierzu ist folgendes zu sagen: Richard Strauß hat diese Berufung angenommen, weil sie ihm die Möglichkeit gab, die rund 100.000 Musiker in Deutschland zusammenzufassen und ihre Interessen zu vertreten. Ein großes Ziel, dem Richard Strauß lange Jahre vor der nationalsozialistischen Regierung zustrebte, war die Gründung der Stagma, das heißt, die Gründung jener Gesellschaft, die den Musikern ihre Rechte sicherte, bei der Wiedergabe ihrer Werke auf Schallplatten und im Rundfunk. Bis dahin waren die Rechtsverhältnisse ungeordnet und Strauß als der größte Komponist der Gegenwart war der einzige, der mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit diese Rechte wahren konnte. Strauß hat einmal gesagt, die neue Regierung, die im Januar 1933 zustandekam, war die erste, die ihm die Möglichkeit gab, für die Musiker als Staat etwas zu tun. Er hatte vielleicht schon lange darauf gewartet, einen solchen Auftrag zu bekommen. Er hätte ihn ebenso von einer sozialdemokratischen Regierung wie von einer Zentrumregierung gern angenommen.

Jetzt kam die neue nationale Regierung, und er freute sich aufrichtig, dieses Stagma-Gesetz durchzuführen zu können. Er hat das auch getan. Im Januar 1934 kam die Stagma-Regelung zustande, die heute noch besteht und die die Basis für die Existenz unzähliger Musiker geworden ist. Sie kam zustande auf Grund einer Bestimmung, einer abschließenden, zwischen Adolf Hitler und

vich: Richard Strauß. Strauß hat einmal erzählt, wie diese Zeit verlief. Sehr positiv. Hitler kam ihm weitgehend entgegen. Er gab nur bei der Besprechung ein Interesse, das nichts mit der Fähigkeit von Strauß als Präsident der Musikkammer oder mit den Unterhaltungen über die Stagna zu tun hatte. Hitler wurde unterbrochen bei dieser Besprechung mit Strauß durch irgendeine Mitteilung am Telefon und schlug auf den Tisch und sagte "Ich habe doch grundsätzlich angeordnet, und wünsche, daß diese Anordnung eingehalten wird, daß über Verfassungsfragen nicht mehr in der Presse debattiert wird." Da wurde gewissermaßen eingeblendet in diese Unterhaltung etwas, was auf Strauß einen tiefen Eindruck gemacht hat, Hitler wollte nichts mehr über die Verfassung in der Zeitung lesen oder hören. Er wollte nicht, daß die Verfassung irgendwie behandelt wurde.

Man muß man einmal sich vor gegenwärtigen, wie die Stellung Hitlers zu Richard Strauß war.

Die Musikalität Hitlers steht außer Zweifel. Er war ein guter Kenner der Werke Richard Wagner, und er hatte eine sehr positive Einstellung zu dem Lebenswerk von Richard Strauß.

Er hat ja auch kaum eine Aufführung der Strauß'schen Werke vernäht, und er ist schon als kleiner Junge von Linz aus mit erborgten Geld von seiner Tante nach Graz zur Aufführung der Salome gefahren. Seit dieser Zeit datiert diese Verehrung Hitlers für die Strauß'sche Musik. Er hat aus dieser Verehrung heraus und aus politischen Gründen Richard Strauß als Präsidenten der Musikkammer sich gewünscht. Ich möchte sagen, als Außenseiter. Aber nicht nur als das, er glaubte wohl auch, in Strauß schließlich irgendwie einen Mann zu finden, den er überzeugen könnte ideologisch. Daß das nie gelingen konnte, das lag natürlich in der Natur von Richard Strauß, der der ganzen nationalsozialistischen, insbesondere aber der anti-

Wichtersomitischen Ideologie der Zeit, fremd und feindlich gegenüberstand. Strauß selbst hat ja in einem Brief aus jener Zeit, als er Präsident der Reichsmusikkammer war, ausgesprochen, "Ich meine zur Zeit den Präsidenten der Musikkammer." Er hat also seine Tätigkeit als eine Rolle aufgefaßt, die er für die Musiker Deutschlands spielen mußte.

VL: Dieser Brief beendet seine Rolle als Präsident?
Nein, noch nicht.

vSch: Hier kommen noch andere Dinge mit ins Spiel. Strauß hatte seine Stellung mehr als eine allumfassende angesehen. Er war darüber verärgert, daneben der Musikkammer noch eine Reichstheaterkammer bestand. Daß also er nicht in vollem Umfange die Interessen der ganzen Bühnen mit vertreten konnte, sondern daß dafür andere Personen zuständig waren. Nun kommt eine Auseinandersetzung, die die relativ kurze Tätigkeit, aber so unendlich erfolgreiche Tätigkeit, wenn man an die Stagna denkt, von Richard Strauß beendet. Die Aufführung ^{der Oper Die Frau ohne Schatten} "Die Frau ohne Schatten" in Dresden. Strauß war mit dem Schriftsteller Stefan Zweig, dem Textdichter des Libretto, freundschaftlich verbunden. Unmittelbar nach der Aufführung schrieb er an Stefan Zweig von seinem Dresdner Hotel aus einen Brief. Sie wissen, daß diese Oper bereits nach der zweiten Aufführung abgesetzt wurde. Das steht im Zusammenhang mit diesem Brief, der von der Gestapo geöffnet wurde und via Gauleiter Kutschmann in Goebbels Hände kam, und nun den heftigsten Unwillen bei Goebbels auslöste, weil Richard Strauß ohne jede Rücksicht auf seine Stellung als Präsident der Musikkammer und damit als Annex zum nationalsozialistischen Ministerium von Goebbels nach wie vor seine Freundschaft mit dem Juden Stefan Zweig aufrechterhielt, als ob gar nichts wäre. Strauß hat ja bekanntlich niemals von seinen jüdischen Freunden im In- und Ausland gelassen. Hat mit ihnen immer so weiter ver-

Verkehr wie in alten Zeiten und hat ihnen auch, soweit er konnte, immer geholfen und ihnen die Traue bewahrt.

Goebbels war darüber empört, über diesen Brief an Zwielg, und nun wurde er gezwungen, die Präsidentschaft der Reichsmusikkammer niederzulegen. Es ist nicht so, wie das einzal dargestellt worden ist, als ob Strauß zurückgetreten ist von diesem Amt, sondern er wurde von diesem Amt entfernt, gewaltsam entfernt. Das weiß ich aus Gesprächen mit Richard Strauß selbst. Man ging er in die Verbannung gewissermaßen. Er emigrierte geistig, er zog sich in sein Garaischer Haus zurück und beschäftigte sich nur noch mit seinen Kompositionen, unablässig arbeitend saß er hinter seinem Schreibtisch oder Klavier, und es entstand Werk auf Werk. Die Aufführungen seiner Werke wurden nicht verboten.

Wenn ich das heute so betrachte, wäre Goebbels sicherlich sofort bereit gewesen, das ganze Werk von Richard Strauß zu verbieten. Aber immer noch wirkte hier die Verehrung Hitlers für die Straußsche Musik nach, und Hitler zog einen Strich zwischen der Persönlichkeit Richard Strauß, dem Charakter von Richard Strauß, das er ablehnte. Hitler war der Mensch Richard Strauß tief unsympathisch geworden, aber er hielt immer noch an der Musik fest. Infolgedessen wurden die Werke von Strauß, die Orchesterwerke, die Opern, usw. weiter aufgeführt. Es sah also nach außen hin so aus, als ob der Strauß nur zurückgetreten sei von diesem Amt der Musikkammer, unbefreit zu werden von der lästigen, administrativen Arbeit, und mehr Zeit zu gewinnen für sein kompositorisches Schaffen. In Wirklichkeit war natürlich der Bruch da, und der Haß von Goebbels wurde mehr und mehr wirksam und fühlbar.

Wie weit das ging, werden wir sehen, wenn wir uns dem 80. Geburtstag von Strauß in Wien zuwenden. Aber vorher kommt ein

vSch: anderer Geburtstag, der von Gerhart Hauptmann.

Gerhart Hauptmann stand der alten sozialistischen Arbeiterbewegung nahe, obwohl er natürlich niemals ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei gewesen war. Aber, wenn man sich an die Zeit der allgemeinen Diffamierungen während der weimarer Republik erinnert, fällt einem dabei ein, so, wie man den ersten Reichspräsidenten Ebert verächtlich als Sattlergesellen bezeichnete, so nannte man Gerhart Hauptmann den Gewerkschaftsolympier. Er wurde, er, der Republikaner und Anhänger der neuen Republik, doch immer etwas mit solchen Namen bedacht, um ihn abzuwerten. Es hat ihm natürlich im geistigen Deutschland nicht geschadet, es hat seine Weltgeltung nicht beeinträchtigt. Es hat seine überragende Rolle als größter Dramatiker Deutschlands nicht irgendwie gefährden können. Aber aus der Sicht des Propagandaministers Dr. Goebbels war dieser Mann irgendwie unbequem und, hier kommt etwas, was trotz der persönlichen Berechnung Goebbels Gerhart Hauptmann auch auf das Verhältnis Goebbels Richard Strauß zutrifft: beide, Strauß und Hauptmann waren Persönlichkeiten, die, wenn sie mit Goebbels in einem größeren Kreis zusammenkamen, ihn in den Schatten stellten. Stellen Sie sich einmal in der nationalsozialistischen Zeit einen großen Empfang vor, an dem Künstler teilnehmen, und Richard Strauß tritt in den Raum. Da kann nun Dr. Goebbels so berühmt sein wie er will, er ist in diesem Augenblick nicht mehr da. Dann ist eben alles, was mit Kunst zu tun hat in dem Raum, nur noch um Richard Strauß versammelt. Er ist die dominierende Persönlichkeit. Er ist dann das geistige Deutschland. Er ist überhaupt in diesem Augenblick der Repräsentant Deutschlands. Der andere ist nur noch der Propagandist eines

vich: nationalsozialistischen Regimes. Es gibt ja eben einen Mann, der außerhalb der Kabinette der Kabinette steht. Was ist ein Minister, was ist ein Ministerpräsident, was ein Kanzler neben Gerhart Hauptmann oder neben Richard Strauss. All diese Namen eines zwölfjährigen Regimes sind vor der Zeitlosigkeit solcher Erscheinungen nichts. Sie sind Akteure auf Zeit, der andere ist der Mann eines Jahrhunderts. Ich glaube, daß Goebbels die Ermessung solcher überragender Menschen als lässig und sogar als quälend empfand. Ihm ist zweifellos die Entfernung von Strauss aus der Reichsmusikkammer sehr gelegen gekommen. Er hat dann irgendeinen Mann dafür gefunden, der ihm die Arbeit machte, der ihm diente, der servil war und keinen Namen hatte, der den Platz nicht ausfüllte.

Was nun Gerhart Hauptmann anbetraf, so kam im Kriege 1942, als der 80. Geburtstag von Gerhart Hauptmann herannahte, Goebbels in ein Dilemma. Einerseits konnte er als der zuständige Minister an einer Ehrung von Gerhart Hauptmann nicht vorbeigehen, weil ja nun die ganze Welt fragte, was die Nazis machen mit Gerhart Hauptmann, wenn der 80 wird. Wird er gefeiert, wird er nicht gefeiert? Hat er Hausverbot? Daß er sich in der Öffentlichkeit zeigen? Andererseits wollte er unter keinen Umständen diesen, ihm verhassten Hauptmann besonders ehren und hervorheben und ihm noch mehr Geltung verschaffen, als er schon besaß. Demals, also in der Zeit, in der wir langsam auf den 80. Geburtstag zusteuerten, traf ich mich mit dem damaligen Reichsdramaturgen Balzer Schlösser, ein Jugendfreund von mir und sagte "Was will denn nun der Minister zum 80. Geburtstag von Gerhart Hauptmann machen?" Da sagte mir Schlösser "Er hat sich noch nicht ganz entschieden. Er hat gesagt, es soll keine Reichsfeier werden. Es soll keine Staatsangelegenheit darauf gemacht werden. Eigentlich

vach: wäre es ihm am liebsten, daß eine Art lokale Veranstaltung für Gerhart Hauptmann gemacht würde, aber natürlich eine lokale Veranstaltung in Berlin. Da sieht er es wieder als Gauland von Berlin als selbstverständlich an, daß Gerhart Hauptmann mit einer Aufführung eines seiner Werke in einem Berliner Schauspielhaus geehrt wird und vielleicht anschließend dann vom Minister beglückwünscht wird."

Nun sagte ich zu meinem Freund Rainer Schlösser "So geht es nicht. Ich sehe es als meine Aufgabe an, wenn ihr schon nicht in Berlin den Kumm dazu aufbringt, dem Mann eine seiner Weltbedeutung entsprechende große Ehrung zu seinem achtzigsten Geburtstag zuteil werden zu lassen. Und ich werde versuchen, diese Ehrung in Wien durchzuführen." Da sagte er "Aber liebels würde es doch lieber sein, daß das in Berlin stattfindet in einem ganz kleinen Rahmen ohne Teilnahme der Reichsregierung usw., aber doch eben in Berlin, damit man sagen kann, es ist in der Hauptstadt gewesen." Schlösser warnte mich noch "Wenn Du da mit Hauptmann etwas verabredest für Wien, wird es wahrscheinlich Schwierigkeiten geben."

Aber nun kann man kann sich ja denken, auf welchem Wege, ein Brief von Hauptmann, in dem er sagte, er würde lieber seinen Geburtstag in Wien feiern als in Berlin.

vL: Auf welchem Wege?

vach: Es bestanden Verbindungen zwischen mir und dem Hause Hauptmann. Ich hatte Gerhart Hauptmann vorgeschlagen, daß wir an allen Wiener Schauspielbühnen seine Werke aufführen im Rahmen einer ungefähr einer Woche dauernden großen Feier. Diese Werke sollten dann auf dem Spielplan bleiben. Es sollte mehr sein als sein achtzigster Geburtstag. Es sollte eine große repräsentative Schau des dramatischen Lebenswerkes von Gerhart Hauptmann sein.

vich: Ich lud Gerhart Hauptmann ein, mit seiner Frau im Palais

Palaviccini(?) in Wien, das eiens für seinen Besuch hergerichtet wurde, zur wohnen, wohin er auch Künstler einladen konnte usw. und selbst als Gastgeber in Erscheinung treten konnte. Hauptmann war von den allen sehr angetan. Ich fuhr nach Breslau, um ihn und seine Frau dort ab zuholen. Ich dachte, sicher ist sicher, wenn ich dabei bin und begleite die beiden nach Wien und steige mit ihnen zusammen aus dem Zug, dann kann, solange ich dabei bin, nicht quergeschossen werden und der ganze Ablauf der Feier ist ohne Störung. Ich wollte nicht, daß da zwischendurch irgendwelche Parteifunktionäre in Breslau bei Hauptmann erschienen und ihm irgendwie sagten, daß im Propagandaministerium man die Brauen runzelo. So kam es zu diesen Veranstaltungen in Wien, die vom Propagandaministerium heftig bekrittelt wurden und bei denen Hauptmann an jedem Abend, in jedem Theater, wo er erschien, mit einem Orkan von Beifall empfangen wurde und zu seinem 80. Geburtstag wirklich so geehrt wurde wie ein Fürst. Ich glaube, wenn man absieht vom 80. Geburtstag Goethes, noch nie ein Dichter von seinem Volk so geehrt worden ist wie Gerhart Hauptmann an seinem 80. Geburtstag.

Wir führten damals in einem Theater in seiner Gegenwart ein Stück von ihm auf, das ihm besonders am Herzen lag. Jeder Hauptmann-Kenner wird ja wissen, was die "Jungfern vom Bischoffsberg" für sein Leben bedeuten, es ist ja die Geschichte der ersten Liebe des jungen Hauptmann. Wir hatten sogar die für die damalige Zeit ungeheuerliche Frechheit, in diesem Stück die Verse nicht zu strichen, mit denen es endet. Da ziehen die jungen Leute nämlich in dem Garten herum am Bischoffsberg hinter bunten Lampions und singen "Kleiner Vogel Kolibri, führe uns nach Bimini, fliege uns heran, wir folgen in bewimpelten

vSch: Nun, diese Verse sind sehr berühmt. Sie sind von Heinrich Heine. Auch das war ein Schlag in das Kontor des national-socialistischen Propagandaministeriums in Berlin. Sie merkten es sehr spät, aber es gab immer ein paar Konuzianten, die das nach oben schrieben. Und schon war ich wieder, weil ich Heinrich Heine anlässlich der 50. Geburtstagsfeier von Gerhart Hauptmann auf einer Bühne zitieren lie...

vL: Was passierte nun auf diese Aktion?

vSch: Auf diese ganze Aktion folgt so etwas wie eine, nicht eine Rüge, sondern es muß sich Goebbels im Kreise seiner Mitarbeiter in heftigen Schlämungen ergangen haben, und er muß anschließend im Führerhauptquartier Hitler einiges gesagt haben, denn ich hörte von allen Seiten, man hat mit vielen Beamten des Propagandaministeriums zu tun, vor allem mit den Leuten, die die Theater-Etats bearbeiten, usw., daß eine sehr heftige Mißstimmung herrsche und daß wir gewissermaßen in Opposition zur Reichsregierung entgegen der geltenden Sprachregelung aus einer lokalen Feier eine Reichsveranstaltung gemacht hätten. In Erinnerung bleibt mir noch ein unvergleichlicher Abend im Burg-Theater mit Gerhart Hauptmann zusammen, wo wir den Florian Geyer aufführten. Sie kennen ja die zentrale Szene in dem Stück, wo jeder seinen Dolch in die Holztür steckt und dabei etwas sagt und wo dann plötzlich dieses Wort gesprochen wird "der deutschen Zwietracht mitten ins Herz". Da haben Sie, wenn Sie wollen, den Patrioten Gerhart Hauptmann, den nationalen Hauptmann. Diese Szene war aber nicht das große Erlebnis des Abends für mich, sondern ein anderes Wort, das in diesem Stück gesprochen wird, das Wort der Resignation "Wie fing sich doch der Handel so glücklich an und wie gar so kläglich ist er beendet". Das ging mir damals unter die Haut, und ich habe noch mit anderen Freunden über diesen

vSch: Eindruck dieser Szene gesprochen. Es war etwas Gasponstisches dabei, und Gerhard Hauptmann, der weise alte Mann, das fühlte ich, der wußte auch, was hinter diesem Wort stand und welche Bedeutung es plötzlich im neuen Sinne erlangt hatte.

vL: Letzte Konsequenzen ergeben sich nicht aus dieser Hauptmann-Feier.

vSch: Die Spannung zwischen Berlin und Wien wächst.

Als wir nun auf den 30. Geburtstag von Richard Strauß zugehen, 1944, kommen bereits die Meinungen vom Führerhauptquartier: Richard Strauß darf nicht besonders geehrt werden. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß die Künstler ihm huldigen und ihn beglückwünschen. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß Werke von ihm aufgeführt werden. Es soll das aber alles nicht über den Rahmen einer 30. Geburtstagfeier für einen prominenten Komponisten hinausgehen. Keinesfalls soll der Reichstatthalter selbst bei diesen Feiern besonders in Erscheinung treten. Keinesfalls soll aus dieser Geburtstagfeier eine Angelegenheit des Reichs wie im Fall Gerhard Hauptmann werden.

Ich habe als fünfjähriger Junge auf den Knien von Richard Strauß gesessen. Strauss ist der Mann, der für mich das ganze Musikleben Deutschlands repräsentiert, ob Präsident der Reichsmusikkammer oder in Ungnade, er ist der große schöpferische Musiker unserer Zeit. Ich dachte mir, laß sie befehlen, was sie wollen, ich feiere den alten Herrn so würdig, wie das nur irgend möglich ist. Ich will ihn hier in Wien ein Fest bereiten, so gut das nur irgend geht und so gut, daß die Deutschen in späteren Jahrzehnten sich sagen müssen: wir haben den großen Richard Strauß an seinem 30. Geburtstag nicht geehrt. Ich war mir vollständig darüber bewußt, genau so wie bei den Hauptmann-Feiern, hier muß etwas getan werden, das kulturell auch noch in 30 und 50 Jahren in der Kulturgeschichte fortbesteht.

vSch: Wir können nicht den kleinen Goebbels in Berlin darüber be-
finden lassen, wie die großen Repräsentanten des deutschen Geistes-
lebens an ihrem 80. Geburtstag zu behandeln sind. Und sagen sie
anordnen, was sie wollen, das mache ich und wenn ich dabei
in Reichsversch.... komme.

vH: Lassen Sie uns noch einmal zurückspringen. Sie waren fünf Jahre
alt, als Sie auf den Knien von Richard Strauß saßen. Woher kam
die Verbindung Strauß und Elternhaus Schirach?

vSch: Mein Vater hat schon als junger Offizier die ersten Aufführungen
von Strauß-Opern besucht, die ersten Aufführungen Straußscher
Orchester-Werke in Berlin. Er und meine Mutter, seine damals
junge Frau traten nach diesen Premieren in eine zunächst ganz
lose Beziehung zu Richard Strauß und Frau. Es war weiter nichts
als das unter den vielen Menschen, die nach einer Premiere um
ihn herumsaßen, ein junger Offizier war mit seiner Frau, die
auch zu seinen Anhängern und seinem Publikum gehörten.

In Weimar, als sein Vater dort Generalintendant war, setzte
er sich für das Werk von Richard Strauß stark ein. Er inszenierte
selbst den Rosenkavalier und andere Strauß-Werke. Und der Meister
kam selbst mit seiner Frau und seinem Sohn, der damals 15 Jahre alt
war, um seinen Vater in seinem Elternhaus zu besuchen. Daher
datiert die erste Begegnung.

Daraus wurde, ich will nicht sagen Freundschaft, aber doch eine
enge Beziehung, die auf Seiten meines Vaters auf Verehrung be-
gründet war. Und es bestand daneben noch eine sehr freundschaft-
liche Beziehung zwischen meinem Onkel, dem Oberst Friedrich von
Schirach in München, der zwar Berufsoffizier war, aber auch
noch Komponist. Wenn er auch ein Billetant war, war er doch
ein Komponist, der innerhin so bedeutend war, daß Strauß in
seinen Konzerten Orchesterwerke von ihm aufführte. Da war also
noch eine Schirach-Strauß-Beziehung, eine Familienverbindung.

Solche Sachen sind nicht entscheidend für eine persönliche Ver-

Vachtelrun, von Richard Strauß, aber die Klänge eben hinein.

Nun kommt der 30. Geburtstag von Richard Strauß. Ich fahre am Morgen dieses Tages offiziell zum Gratulieren in sein Palais, und ich stelle mich damit bewusst gegen die Anordnungen des Reichsleiters Bormann vom 24.1.1944, die an alle Reichs- und Gauleiter sowie an die Verbands-Führer ging und in der es hieß "Der persönliche Verkehr unserer führenden Männer mit Dr. Strauß soll unterbleiben."

Ich fahre in das Palais von Richard Strauß. Dort sind schon viele Gratulanten versammelt, auch Mitglieder seiner Familie sind anwesend. Ich küsse Gott seiner jüdischen Schwiegertochter, der von mir sehr verehrten Frau Alice die Hand.

Das war der Auftakt zum 30. Geburtstag. Das war gleichzeitig auch eine Kampfansage gegen Bormann, Goebbels und die ganze nationalsozialistische Parteiführung, die Richard Strauß wegen seiner jüdischen Versippung diskriminieren wollten. Es fanden ein paar strahlende Aufführungen seiner Werke in der ^{Wiener} Münchner Staatsoper und unserer anderen Wiener Oper statt. Dann folgte ein Dinner in unserem Hause in Wien, bei dem sich nun folgendes ereignete:

Strauß und seine Gattin Pauline, meine Frau und ich saßen in einer Ecke unseres Salons zusammen und unterhielten uns, als die Mitteilung vom Führerhauptquartier durchkam, daß der alljährliche Aufenthalt von Strauß in der Schweiz, wohin er jedes Jahr zur Kur ging, für dieses Jahr verboten sei. Er dürfe nicht mehr Deutschland verlassen. Ich war sehr bedrückt, als ich diese Nachricht bekam, denn ich wußte, daß dieser jährliche Kur-aufenthalt bei einem Schweizer Arzt, der auch in seinem Hause verkehrte, für ihn unerlässlich war, daß er ihn einfach brauchte, um seine Kräfte zu regenerieren.

vSch: Nun mußte ich ihm ausgerechnet an seinem Geburtstag mitbringen, daß er Deutschland nicht mehr verlassen dürfe und es ihm nicht gestattet sei, in die Schweiz einzureisen. Ich habe so taktvoll, wie ich es konnte, schweren Herzens Richard Strauß das gesagt. Meine Frau Pauline ist mir dabei zu Hilfe gekommen und gesagt "Herr von Schirach hat deinen Geburtstag so schön ausgerichtet, und Du hast doch einen schönen So.Geburtstag gehabt. Nimm es nicht so schwer. Wenn Du nicht in die Schweiz fahren darfst, fahren wir eben nach Garmisch. Vielleicht kann Herr von Schirach es später arrangieren, daß wir auch wieder in die Schweiz dürfen."

So endete der So.Geburtstag.

vL: Sie haben versucht, Strauß eine würdige Geburtstagsfeier auszusichten. Die Geburtstagsfeier allein reichte aus, um die Parteiprominenten zu verärgern. Man benutzt aber etwas Anderes gegen Sie, nämlich, daß Sie der Schwiegertochter von Strauß, der Frau Alice Strauß, die Hand küssen, denn Sie haben damit einer Jüdin die Hand geküßt. Ihre Bescheidenheit in allen Ehren. Sie wollen all die Momente nicht genannt wissen, wo Sie Juden geholfen haben. Aber jetzt spielt sich das ganze hoch. Wie wird das gegen Sie verhandelt?

vSch: Ich muß noch etwas dazu sagen. Daß man einigen, wenigen Juden geholfen hat, das bedeutet nichts. Daß man so vielen nicht geholfen hat, das ist das Entscheidende.

vL: Das ehrt Sie. Aber die Spitze der Partei und der Mann, der die Kultur für sich gepachtet hatte, Dr. Goebbels, verwendet das gegen Sie.

vSch: Von nun an war natürlich Krieg. Krieg der Parteileitung gegen mich, Krieg Bormanns gegen mich, Krieg Goebbels gegen mich.

vSch: Nun hatte man etwas in der Hand. Jetzt, von jetzt ab, gab es überhaupt keine Gelegenheit, bei der ich nicht angegriffen wurde.

VL: Wie reagierte Hitler?

vSch: Hitler ist das gemeldet worden. Hitlers ganzes Verhalten gegen mich war nun kalt und abweisend. Ich möchte dafür ein Beispiel anführen:

Es war, glaube ich, ungefähr um den 25. Juli 1944, daß wir Partisanenkämpfe in der Slowakei hatten. Ich war dadurch außerordentlich beunruhigt, weil ich 2.000 evakuierte Kinder, größtenteils aus dem Ruhrgebiet, in der Slowakei hatte. Die Nachrichten, die mich telefonisch erreichten, waren so, daß ich mich zu einem blitzschnellen Handeln entschließen mußte. Ich besorgte mir an die 200 Lastkraftwagen in Wien, die ich mit je einem Fahrer der Wehrmacht besetzte und nahm mir dazu einen Zug Soldaten mit. Zeit hatte ich keine. Es mußte sehr schnell gehandelt werden. Und ich fuhr mit dieser ganzen Kolonne in die Slowakei hinein. Trotz des Verbotes des Reichsaußenministers, daß niemand von uns die Grenze überschreiten dürfe ohne vorherige Benachrichtigung seiner Exzellenz des Herrn Reichsaußenministers und erschien plötzlich bei unseren Gesandten Luddin in Preßburg, der nun völlig verblüfft mir sagte, "Herr von Schirach, was wollen Sie hier eigentlich unternehmen?" Da sagte ich ihm "Ich habe keine Zeit. Ich muß sofort diese 2.000 Kinder aus der Slowakei herausholen. Ich bin für sie verantwortlich. Sie wissen, daß ich die ganze Evakuierung der Jugend im Kriege mache, die Kinderlandverschickung heißt, und ich fahre jetzt in dieses Gebiet hinein und hole die Kinder heraus."

Ich will es kurz machen. Ich habe die 2.000 Kinder heil und sicher nach Wien gebracht. Habe 18 Soldaten dabei verloren, die im Kampf gefallen sind, aber die Kinder kamen gesund nach Wien und kehrten wieder zu ihren Eltern heim.

Vschätzlich mußte ich nun über diesen Vorgang eine Meldung verfassen. Diese Meldung "2.000 Kinder heil zurückgebracht, 13 Mann gefallen" wurde von Adolf Hitler beantwortet mit einem Fernschreiben "Ich habe von Ihrer Meldung Kenntnis genommen. Adolf Hitler"

Im Herbst 1943 war bereits eine heftige Verbitterung Hitlers gegen mich zu spüren. Er fragte mich plötzlich, anlässlich eines Aufenthaltes im Führerhauptquartier, "was haben Sie eigentlich zum Schutz der Wiener Bevölkerung gegen Luftangriffe gemacht? Ich höre, daß die Betondecken der Schutzanlagen zu dünn sind, daß trotz der von mir vorgeschriebenen Stärke der Betondecken in Wien schwächere gebaut werden, daß praktisch für die Bevölkerung der Innenstadt kein Schutz besteht und daß Sie gar keine Nachrichtenzentrale besitzen, von der aus Sie bei Luftangriffen die Bevölkerung unterrichten und die Feuerwehr und Bergungseinheiten dirigieren können." Es brach ein ganzer Schwall von Vorwürfen auf mich hernieder, den ich mir in Ruhe anhörte. Zum Schluß sagte er "Ich werde jetzt den Gauleiter Hoffmann (er hatte den Gau an der Ruhr) als Inspekteur nach Wien schicken und Ihre ganzen Anlagen dort überprüfen lassen." Ich sagte nichts darauf, guten Gewissens. Ich hörte mir das an. Sagte "Schicken Sie Herrn Hoffmann möglichst bald nach Wien." Nun war dieser Gauleiter Hoffmann ein, von meinem Blickpunkt aus, wirklicher und ordentlicher Mann. Wie er meinen Gaubefehlsstand in Wien gesehen hatte auf dem Galizien-Berg, sagte er mir "Eine derart verbildliche Einrichtung habe ich in meinem eigenen Gau nicht. Hier sind wirklich alle meldetechnischen Einrichtungen der modernsten Art vereinigt." Ich zeigte ihm dann auch die von dem Kreisleiter Arnold in meinem Auftrag in der Innenstadt Wiens geschaffenen Schutzbauten. Wir hatten da Ein- und Ausgänge in die unterirdischen Stollen, in die Kata-

vSch: Koblenz Wiens, geschaffen. Diese Kataster bauten wir aus mit Sanitätsstationen und allen nördlichen Einrichtungen zum Schutz der Bevölkerung, so daß wir die ganze Bevölkerung der Innenstadt innerhalb von wenigen Minuten in hundertprozentig bombensicheren Stollen unterbringen konnten.

Als Hoffmann das nun alles gesehen hatte, war er völlig ent-
waffnet. Er war ja ursprünglich mit dem Auftrag von Hermann und
Hitler gekommen, festzustellen, daß in Wien keine Vorkohran-
getroffen waren. Er war ganz erschüttelt und sagte "Eine derartige
Versorgung für die Bevölkerung gibt es in keinem anderen Teil des
Reiches." Aber ich weiß, daß der Hoffmann einen positiven Bericht
geschrieben hat. Ich weiß, daß er exakt geschildert hat, was er
sah. Aber man war eben oben im Führerhauptquartier, bei Hermann
war man eben der Ansicht, es mußte irgendwie etwas gefunden wer-
den, um gegen mich vorzugehen. Infolgedessen wurde das einfach
so hingeworfen. Dieser Punkt der Anklage, möchte ich sagen, wurde
einfach fallengelassen. Es wurde nicht mehr davon geredet. Man
sucht nun nach anderen Punkten. Welche Punkte gab es natürlich bei
mir immer.

Meine ganze Richtung paßte ihnen nicht.

Die Begegnung mit Hitler 1943 auf dem Berghof. Eine Begegnung,
bei der ich sagte, daß wir Frieden nur schließen können, wenn
er sich dazu entschließen würde, einen anderen Außenminister als
Ribbentrop zu nehmen. Und die Antwort "Was wollen Sie? Ribbentrop
ist größer als Bismarck" drückt ja eigentlich alles aus.

vL: Abschließend etwas Anderes.

Hitler-Jugend im Krieg

vL:

Wir haben die Hitler-Jugend und ihren Weg gehabt, obwohl da noch vieles aufzufüllen ist.

Unbefriedigend für mich war Ihre Einstellung zum Kriegseinsatz der Hitler-Jugend. Sie wissen, daß gerade beim Kampf um Berlin nachher den Eintritt der Hitler-Jugend noch sehr zum Tragen kommt. Ob im Westen oder Osten, irgendwo gliedern sich Hitler-Jugend ein in die Verteidigung. Sie werden aufgenommen vom Präkorpas Adolf Hitler, das von Heissmeier und seiner Frau Gertrud Scholtz-Klink angeführt wird, mehr von der Scholtz-Klink.

Haben Sie sich das alles so gedacht, daß es einmal so werden könnte, daß Ihre Jugend in dieser Art verwendet werden könnte, Sie haben doch wissen müssen, Geländebungen, Schießübungen, usw., es diene der Wehrrichtung, der Vorbereitung auf den Wehrdienst. Daß die Wehrmacht eines Tages die Jungen verwenden würde, die ja vielleicht als letzte Reserve mit einer gewissen Vorbildung zur Verfügung sein würden, das müßten Sie ja erwarten.

vSch: Selbstverständlich. Diese Art von Ausbildung machen die Engländer ja auch, die Amerikaner, die Schweizer vor allen Dingen. Das ist ja nun keine Ausbildung für die Aggression, das ist eine ganz normale Sache, die jeder Staat, der wehrhaft ist, mit seiner Jugend macht, um sie für den Wehrdienst vorzubereiten.

Wegen ich mich nur gewandt habe, ist, daß zum Beispiel innerhalb der Waffen-SS eine eigene Division Hitler-Jugend aufgestellt wurde. Das ist ein Beispiel.

Ich habe damals schon zu meinem Nachfolger Axmann gesagt "Ich halte es für falsch. Man konzentriert nicht Elite-Führungskräfte einer SS und in einer einzigen Division. Das ist Wahnsinn. Man verteilt diese Jugend gleichmäßig auf alle Einheiten der Wehrmacht

vL: Man nimmt die Besten. Ordnet sie in eine Einheit ein, genau, wie man vorher der Wehrmacht durch die Begründung der Waffen-SS ja die entscheidenden Nachschubkräfte für die Unteroffiziere ent-

vL: zogen hat, indem man sie als Soldaten in die Waffen-~~...~~ reiht hat. Das ist ein Problem, das heute klar erkennbar ist. Kampf der Hitler-Jugend in dieser ~~...~~ des Krieges überhaupt, das ist ein Vorwurf heute, den Sie immer wieder hören können und der immer wieder an diesen Reichsjugendführern hängenbleibt, nämlich an Ihn n und Axmann. Niemand wird dabei mitgehen. Jeder wird vergessen, daß die Verteidigung Leningrads gegen die Deutschen zum Beispiel von sehr vielen jugendlichen Kräften ausgeführt wurde.

vSch: Natürlich. Daß die Jugendlichen selbst in ihrem Eifer und ihrer Einsatzfreude kämpfen wollen, das ist etwas Anderes, aber ich halte es, und hielt es damals schon für falsch, daß man Jugendliche bewußt einsetzt. Das ist ein biologisches Verbrechen. Eine Staatsführung darf nicht die jungen Menschen, die noch nicht gelebt haben, in die Auseinandersetzung, in den Kampf werfen. Niemand kann das wieder reparieren. Die 15- und 16-jährige, die fallen, sind ein unersetzlicher Verlust.

vL: Sie haben den Einsatz der Jugend nicht gewollt?

vSch: Nein.

vL: Trifft der Vorwurf also direkt Axmann?

vSch: Vielleicht hat Axmann nicht anders handeln können. Vielleicht hat Hitler über seinen Kopf hinweg befohlen. Das weiß ich nicht. Ich selbst habe mich immer diesem Einsatz Jugendlicher entgegen gestellt.

vL: Es gibt den Einwurf, daß in Wien es ebenfalls eine Einheit der Hitler-Jugend gab, die militärisch ausgebildet wurde und die für den Abwehrkampf um Wien vorgesehen war.

vSch: Ja, ich habe, ich glaube, ich habe das schon erzählt, dieses tadellos ausgebildete Bataillon der Hitler-Jugend ausbilden lassen im Raum von Kremsburg von Front-Offizieren. Daß kxx es ausgezeichnet vorbereitet war für den Gefechtsdienst

voll: und habe es im Kampf um Wien ganz kurz zum Hinhaltenen Wider-
stand eingesetzt und dann Schritt für Schritt zurückgezogen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Adolf Hitler als Mensch

vL: Sie haben einmal Hitlers Leben in drei Phasen gesehen:

1. Phase der Mensch, 2. der Übermensch, 3. der Unmensch.

Eine alte Niederschrift aus Nürnberg liegt vor. Nun wollen wir den Menschen Hitler sehen, den Frontsoldaten, der Leutnanten heimatlos in München sitzt, ohne Arbeit und der jetzt versucht, Politiker zu werden.

Wie kann dieser Oesterreicher bei den Bayern ankommen?

vSch: In Bayern ist ein Oesterreicher kein Fremder, sondern einer, der als zugehörig empfunden wird, ob er nun aus Oberoesterreich, Tirol oder Südtirol stammt, er ist für die Bayern ein Verwandter. Ganz gleich, wie man in Mittel- und Norddeutschland den Oesterreicher betrachtet, in Bayern ist er ein Verwandter.

Er war ja ein Mann, der sich zu einem bayerischen Regiment, zum Leibregiment, gemeldet hatte, zum Regiment List. Er war also bayerischer Soldat.

vL: Es war also ganz natürlich, daß sein Entlassungsort München war?

vSch: Sehr richtig. Es haben außer ihm auch noch andere Oesterreicher in bayerischen Regimentern gedient und wurden also als, ich möchte sagen, südliche Verwandte empfunden.

Ich möchte auf etwas zu sprechen kommen, was aus der Sicht der ganz jungen Menschen von damals vielleicht noch notwendig zu sagen ist.

Hitler hatte das EK 1. Das EK 1 war im großen und ganzen während des ersten Weltkrieges eine Auszeichnung, die Offizieren vorbehalten war. Sie wissen ja, daß gegen Ende des zweiten Weltkrieges ein Befehl erfolgt war, wonach auch Mannschaftsdienstgrade, die sich hervorragend bewährt haben, diese Auszeichnung erhalten sollten. Nach allem, was ich gehört habe, auch von seinen Vorge-

vSch: setzten, zum Beispiel von Niederrhein, ist diese Auszeichnung der Gefreiten mit dem EK I, den Jahrelangen Kämpfern, ein voll en Recht erfolgt. Immerhin nach Ende des Krieges war ein Gefreiter, der das Eiserne Kreuz I. Klasse hatte, eben etwas Anderes als ein gewöhnlicher Soldat. Ich erinnere mich schon, mit welchem Respekt mein Vater davon sprach, daß er das EK I hatte.

Es gab ihm einen gewissen Nimbus. Ich möchte sagen, dieses EK I hob ihn auf eine höhere soziale Stufe und, soltsam, wenn man das heute feststellt, wo wahrscheinlich dergleichen Dinge in der jungen Generation gar nicht verstanden werden, ohne dieses EK I wäre meines Erachtens die ganze politische Karriere Adolf Hitlers gar nicht möglich gewesen.

Es war überall so, in München, in der Gesellschaft zum Beispiel, daß dieses EK I Hitlers erwähnt wurde. Er trug es gar nicht. Er lief in seinem blauen Anzug herum und hatte nicht einmal, wie das heute üblich ist manchmal, im Knopfloch ein Band des EK zu tragen, das tat er nicht. Es war einfach ein Epitheton ornans, das ihn so begleitete überall, daß man sagte "Er hat das EK I". Dann kommt eben ein Mann, der gar kein EK trägt. Das macht viel mehr Eindruck.

vL: Vielleicht kommt durch das Nichttragen später die Story auf, er hat es unrechtmäßig erworben.

vSch: Natürlich. Es ist verschiedentlich in der damaligen Zeit in gegenläufigen Zeitungen die Story aufgetaucht, er hätte es gar nicht bekommen. Dieser Sache sind alle Leute nachgegangen, die auf Korrektheit in solchen Dingen Wert legten. Es waren ganz am Anfang Offiziere, die fragten, wieso er das EK hätte. Es wurde heraufgefragt. Es lebten ja noch Kommandeure vom List-Regiment. Da hieß es, daß er ein hervorragend tapferer Mann gewesen sei, der es zu Recht bekommen hätte. Die historische Forschung hat es ja auch inzwischen festgestellt.

vllch: Aber ich glaube, daß nun etwas ganz Wesentliches in seinem Leben erfolgt. Beim Zusammenbruch des Kaiserlichen Reiches wurden ja alle Leute, die das EK I trugen, beschimpft und bespuckt auf den Straßen von den Arbeiter- und Soldatenräten, den neuternden Feinden, den Kommunisten. Hier wurde nun der Gefreite Adolf Hitler durch die Beschimpfungen identifiziert mit einer höheren sozialen Schicht, der er gar nicht an gehörte, weil das EK angeblich eine Sache bisher der Offiziere gewesen war, ein Standessymbol. Nun wurde er gleichsam auf diesen höheren Stand gehoben und mit dem identifiziert. Wenn nun die Menschen, die dieses Symbol angriffen, ihn damit identifizierten, so identifizierte er sich nunmehr selbst mit dieser Schicht. Und hielt sich nun für einen Offizier. Sie wissen ja, daß in seiner Lebensgeschichte das eine gewisse Rolle spielt, daß er diesen Titel Bildungsoffizier hatte in der Zeit des Übergangs. Bildungsoffizier bedeutet eigentlich gar nichts. Es ist kein Offiziersrang sondern eine Funktion, die einem begabten Menschen zuteil wird, der die Fähigkeit hat, bestimmte Vorträge und Bildungsaufgaben zu erfüllen. Dieses Wort Bildungsoffizier spielt in seiner Schrift und seinen Reden über die frühere Zeit eine sehr große Rolle. Er legte Wert darauf, er hatte das Abzeichen des Offiziers, das EK I, und er hatte nun diesen Titel. So hat er sehr lange Zeit von dem Gefreiten gar nicht mehr gesprochen.

vL: Bildungsoffizier, wenn ich es richtig verstehe, ist doch die Politik tritt doch nun auch an das Militär heran. Wie wird dort erlaubt, und so kommt dort die Märlichkeit eines Mannes, der sie vermittelt.

vllch: Wir würden heute sagen, er hat die staatsbürgerliche Erziehung. Diese Funktion eines Lehrers für die staatsbürgerliche Erziehung wurde diesem Gefreiten Adolf Hitler übertragen.

vSch: Aber noch etwas Anisches, müssen wir dabei erwähnen.

Die frühere führende Gesellschaftsschicht war zusammengebrochen. Kein Mensch in Deutschland, auch die großbürgerlichen und aristokratischen Kreise glaubten, noch an die Möglichkeit einer Führung von oben. Das heißt, sie trauten sich selbst nicht mehr zu, aus ihren eigenen Reihen den politischen Führer stellen zu können, der für die plötzlich vorhandenen, bis dahin gar nicht wahrgenommenen Massen ersichen könnte. Die Masse war ja die große Überraschung der Gesellschaft von einst. Sie war bis dahin anonym geblieben. Mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs war die Masse ein maßgebender Faktor. Man wusste nicht, wie man sich mit dieser Masse überhaupt unterhalten konnte, wie man mit ihr Kontakt gewinnen konnte. Man hatte einige sehr kluge Leute, Universitätsprofessoren, usw., man hatte große Philosophen und Denker der Zeit wie Spengler, aber man hatte niemanden, der im Stande war, in einer Volksversammlung aufzutreten, Massen zu führen. So war unten wie oben die Stimmung, es muß einmal einer von unten kommen.

vL: Man darf eines nicht auslassen. Wir hatten zu dieser Zeit bereits schon 50-jähriges Jubiläum der SPD. Aus dieser Klasse konnte ja schon etwas kommen, aus dieser Partei. Aber mit denen wollte man natürlich nichts machen haben.

vSch: Man war ja antimarkistisch. Und man wollte keinen Marxismus, aber man war bereit, einen neuen Sozialismus zu akzeptieren, wenn er nicht unter marxistischer Vorzeichen stand. Das war die Stimmung, in der gewisse süddeutsche Gesellschaftskreise sich befanden, als Adolf Hitler auftrat, in Bürger-Bräu zu sprechen.

vL: Wenn wir das Jahr 18 nehmen, den Zusammenbruch, war ein Jahr vorher die große Revolution, die heute die Weltrevolution heißt, in Leningrad passiert. In Kiel waren nun die Matrosen aufgestanden, der Kaiser war abgetreten, in München war die Räterepublik entstanden. Wir wissen, daß man zu dieser Zeit in Ruß-

vL: land darauf wartete, der Führer der Revolution, eigentlich, daß seine Revolution sich verirklicht in Deutschland. Zu diesem Zweck schickt er auch wohl viele kommunistische Agenten nach Deutschland. Ich glaube, es ist richtig, wenn ich sage, daß gerade in Bayern sehr viele waren.

vSch: Das ist sicher richtig. In Bayern war ja eine Zeitlang die Ræthe-Herrschaft eine wirkliche Terror-Herrschaft. Denken Sie nur an die Geiseler-schießungen in München. Welche Erlösung es für die Münchner war, als der Ritter von Epp mit seiner Truppe in München wieder Ruhe und Ordnung herstellt. Derselbe Ritter von Epp, der dann einige Jahre später als Reichstagskandidat Adolf Hitlers auftrat und sich mit ihm verband und einen sehr großen Wahlsieg errang, bis er schließlich der Reichstatthalter in Bayern war.

Aber wir eilen da der Zeit voraus.

Zunächst einmal ist die, wie ich bereits erwähnt habe, die Stimmung da: der Mann, der führen soll, muß von unten kommen. Er muß ein Kind des Volkes sein. Es muß einer sein für alle Deutschen, einer für Süd und Nord, Ost und West.

Da ist nun ein junger Oesterreicher, der in der deutschen Armee gekämpft hat, der sich die Achtung der Deutschen erworben hat durch seine Kriegsauszeichnung, seine Tapferkeit. Einer, der eigentlich all das mitbringt, was man von dem Retter des Vaterlandes, um einmal dieses Wort zu benutzen, erwartet.

Nun kommt aber das merkwürdige. Hitler selbst sah sich gar nicht als Retter des Vaterlandes, sondern der ganz frühe Hitler, den ich ja auch noch in den Jahren 1927 und 1928 erlebt habe, hielt sich nicht für den kommenden Führer Deutschlands, sondern nur für den Trommler. Dieser Begriff des Trommlers ist ziemlich verloren, aber in der ganzen völkischen Presse jener Jahre ist dieser Begriff des Trommlers bekannt gewesen. Man sah Hitler damals als

vich: den Beobachter, gleichsam als den Frohbeten, einen Größeren, der kommen mußte. Hitler selbst hat diesen Tremblerbegriff damals nicht widersprochen, weil er sich selbst für einen toten Mann hielt. Hitler hat in jenen Jahren sich selbst für einen Krebskranken, sterbenden Mann gehalten. Ich weiß das von ihm selbst, und ich weiß es von seiner mütterlichen Freundin Elsa Bruckmann.

Er litt damals an einer, ich glaube, Bauchfellentzündung, es kann auch eine Zwischfellentzündung gewesen sein. Wenn er saß, hatte er solche Schmerzen, daß er sich immer rhythmisch auf- und abbeweg en mußte. Wer die Versammlungen jener Jahre kennt, wird sich erinnern können an einen Hitler, der, ehe er das Wort ergriff und der Vordner noch sprach, der die Rede einleitete, ständig sich vor- und zurückbewegte. Das konnte man als nichtwissender Zuschauer als eine gewisse Nervosität deuten. In Wirklichkeit war es eine für ihn notwendige Bewegung, um sich von den Schmerzen zu befreien, die ihn quälten.

Es bedurfte erst langer Zureden von Frau Bruckmann, bis sie ihn dazu brachte, sich einem Arzt anzuvertrauen. Hitler hatte ja eine merkwürdige Scheu, sich vom Arzt untersuchen zu lassen. Ich weiß nicht, wieviele Monate Frau Bruckmann gebraucht hat, um ihn dazu zu bewegen, sich zu einem Arzt in die Behandlung zu begeben. Sie hat es damals sehr geschickt angefangen, indem sie den Sohn des Bismarck-Arzttes Schwenninger hierfür auswählte. Natürlich ist das auch eine psychologisch außerordentlich geschickte Sache von Frau Bruckmann her, diese Parallele herzustellen zwischen Bismarcks Arzt und dem Arzt Hitlers. Schwenninger, der von ihr auch instruiert wurde, wie er ihn zu behandeln hat psychologisch, hat es dann sehr geschickt gemacht und dann nach der Untersuchung ihn mehr oder weniger we en seine Sorgen ausgelacht und gesagt "Sie haben weiter nichts wie die Entzündung."

vSch: Wenn Sie diät leben und einmal endlich aufhören, soviel
Fleisch zu essen und Zucker zu sich zu nehmen, sich einmal
für mehrere Jahre sich des Fleisches ganz enthalten, dann
sind Sie vollkommen gesund."

Ich weiß nicht, ob ich es einmal erzählt habe, wie Hitler
Tee getrunken hat. Das ist mir aus den ganz frühen Jahren in
Erinnerung geblieben. Immer Zucker, Zucker, Zucker.

Nun hörte das alles auf. Daher wurde er auch Vegetarier. Das
war bei ihm nicht ein Krautaposteltum oder eine Weltanschauungs-
sache, sondern einfach eine ärztliche Anweisung.

v L: Es wurde ja auch zeitweilig nachher gesagt, daß er durch eine
syphilitische Erkrankung in er sten Weltkrieg diese Nachfolge-
erscheinung hatte.

vSch: Das können Sie getrost in das Reich der Legende verweisen.
Hier handelte es sich um eine Entzündung des Lwerch- oder Bauch-
fells. Was es genau war, will ich noch feststellen; um eine
ärztliche Diät, die er ganz exakt befolgte. Dank der strengen
Befolgung dieser Diät war innerhalb von einem Vierteljahr er
seine Schmerzen los und innerhalb eines halben Jahres ein kern-
gesunder Mann.

Daß er diese Diät im großen und ganzen beibehielt, das ist auch
erklärlich, nachdem er sich dabei so gesund befunden hatte.

Daß er sich gelegentlich über Fleischesser etwas ironisch
äußerte, das hat nichts mit einer allgemeinen Ablehnung der
Fleischesser zu tun. Darin unterscheidet er sich grundsätzlich
von Heß. Es war für ihn keine Frage des Prinzips wie für Heß,
eine Frage der naturgemäßen Lebensweise, sondern es war das,
was ihm ein tüchtiger Arzt als das ihm gemäße verordnet hatte.

Danach hat er sich gerichtet. Dadurch war er gesund geworden.

Nun hörte auch das Trommlertum auf. Denn nun war er gesund.

Das muß ungefähr um das Jahr 1929 gewesen sein. Da wurde der

vSch: Trommler getrichen.

vL: Den Begriff Trommler, hatte er den vorher geprägt? Oder hat ihn die regnerische Presse geprägt.

vSch: Er selbst hat den Begriff "Der Trommler" geprägt. In ganz früher Zeit sah er sich als den Trommler Ludendorffs. Er wollte der unbekannte Soldat aus dem ersten Weltkrieg sein, der die Trommel rührte für den kommenden General. Der Vorbereiter eines Größeren, der Prophet eines Messias. Aber nun von einem bestimmten Zeitpunkt an ist er der Messias selbst. Das ist der Augenblick, wo er sich von seinen Schmerzen befreit fühlt, wo er von der drückenden Last des Bewußtseins, Krebs zu haben, befreit ist und sieht, er hat noch ein langes Leben vor sich und kann selber wirken.

vL: Wissen wir aus der frühen Zeit, wen er selbst als Messias ansah.

vSch: Zunächst wohl Ludendorff. Das war dann sehr bald vorbei. Aber bis 1923 zweifellos Ludendorff. In der Gefängnishaft, als dann die merkwürdige Aufspaltung der völkischen Bewegung erfolgte, Ludendorff, Graefe Colloredo, Reventlow usw. Es gibt da viele Namen, Wulle usw. und er immer nun von den Mitgliedern der sogenannten völkischen Freiheitsbewegung jener Jahre aufgesucht wurde in der Landsberger Haft, er hatte ja diese merkwürdige Erlaubnis, Besucher zu empfangen, und zwar politische Besucher in unbegrenzter Zahl, und er nun immer wieder beeinflusst wurde, man versuchte, ihn zu beeinflussen, "Erklären Sie sich doch für diesen oder jenen" da hatte er schon diese Stellung bezogen "Ich will mich nicht für einen bestimmten erklären. Ich kann das erst, wenn ich wieder frei bin" Als er entlassen worden war, scharte sich um ihn die Masse, die Majorität der sogenannten deutsch-völkischen Freiheitsbewegung, die eigentlichen Nationalsozialisten. Aber, wie ich schon sagte, hatte er nun inzwischen die Vorstellung, er sei krank und suchte eigentlich nach dem, für den er den Weg

vSch: bereiten könnte zur politischen Führung. Ich bin mir nicht ganz klar darüber, wen er dafür in Aussicht genommen hatte. Spätestens ab 1927 gab es bei ihm überhaupt keinen Gedanken mehr an Ludendorff, den hatte er abgeschrieben. Graf Reventlow war zu alt. Schoenart klass war überhaupt nicht in Frage, wenn er nicht überhaupt schon tot war. Ich weiß es nicht.

Vielleicht hat er einen Augenblick an Spengler gedacht, den er tief verehrte, aber die, ich glaube, im Salon Bruckmann zustandgekommene Begegnung Hitler-Spengler verlief absolut negativ. Spengler war so enttäuscht von dem Wesen Adolf Hitlers, daß er sich von ihm radikal abwandte. Es gibt darüber eine Aufzeichnung von Spengler, die seiner Enttäuschung Ausdruck gibt.

vL: Erkennt Spengler Hitler damals schon?

vSch: Gar nicht. Er hat wohl wohl, daß er ein Mann ist, der die Masse begeistern kann, aber er scheint nach dieser Begegnung tief enttäuscht zu sein von einer mangelnden Geistigkeit, die er bei ihm gesucht hatte. Damit war es aus.

Ich glaube, daß sich Spengler in seiner Studierstube von dem zukünftigen Führer Deutschlands ein ideales Bild gemacht hat, dem Hitler in seiner äußeren Erscheinung und seinem Auftreten nicht entsprach.

Ich habe Spengler nicht gekannt, ich kann nichts weiter da über sagen.

Kommen wir nun auf den springenden Punkt: nach der Heilung sieht Hitler die Möglichkeit, selbst für lange, lange Jahre, womöglich für Jahrzehnte die Führung der nationalsozialistischen Partei, der ganzen nationalen Bewegung und womöglich die Führung eines nationalen Reiches

vL: Da beginnt aber doch schon der Übermensch?

vSch: Natürlich.

vL: Sie legen also die Grenze dafür 1929?

vSch: Ja. Die dahin wäre es möglich gewesen, daß eine nationale Bewegung, sagen wir einmal, unter Hindenburg in Hitler den Propagandisten gefunden hätte. Von da ab war Hindenburg nur noch für ihn eine nationale Schachfigur, die er solange benutzen wollte, als es ihm zweckmäßig erschien. Er sah sich von da ab bereits als den Führer des kommenden Reiches.

vL: Bleiben wir noch bei dem Menschen Hitler. Springen wir zurück auf den Weltkriegssoldaten, der erlebt, wie den Offizieren die Schulterstücke heruntergerissen werden, der wegen seiner hohen Kriegsauszeichnung den Offizieren gleichgestellt wird, der dann bei der Gruppe in München bleibt. Es ist doch dann auch diese Gruppe gewesen, mit der Epp die Weimarer Republik abgeschafft hat?

vSch: Ja.

vL: Man beginnt diese Gruppe zu kontrollieren die neue Politik, die sich da entwickelt. Es ist da der Bildungsoffizier und politische Soldat, den man hinausschickt zum Kontrollieren neuer Parteiversammlungen. So dieses Zusammenstoßen mit der NSDAP Hitler im Kreise dieser ersten Mitglieder der nationalsozialistischen Arbeiterpartei, so sieht sie damals doch noch?

vSch: Ich glaube, ja. Ich habe sie nicht miterlebt in der Gründungszeit. Aber das ist mir aus der Parteigeschichte einigermaßen klar. Da war ein Adolf Drechsler. Er war der Vorsitzende dieser Partei, ein nach allen Schilderungen, die ich gehört habe, ein höchst unbedeutender Mann. Nun kommt gleichsam von der Reichswehr her die er Adolf Hitler, um sich als Bildungsoffizier einmal anzuhören, was da in dieser nationalen neuen Partei gemacht wird. Da sieht er keine Chance. Da tritt er ein als ein relativ spätes Mitglied eigentlich; so um die Nummer 500 herum.

vL: Ja. Es wird ihm später immer nachgesagt, er sei das 7. Mitglied gewesen. Das ist jedoch wohl mehr eine Parteilegende, um ihn weiter vorne zu sehen in der Partei.

vSch: Natürlich. Wir müssen immer sieben sein in Deutschland. In Märchen waren es die sieben Zwerge, die sieben Geiseln, und in Glandau waren es dann auch sieben am Ende.

vL: Am Anfang tat Hitler einen Ausspruch und zwar in Fasewalk nach oder während der Zeit der Giftgaserblindung, daß er beschlossen hat, Politiker zu werden. Ein viel zitierter Ausspruch. Sicher auch eine nachträglich aufbauschte Geschichte, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß der Frontsoldat, der Gefreite, der Erblindete die Kraft, um zu gesunden, daher nimmt, daß er Politiker werden will.

vSch: Ich glaube, man beschließt nie, Politiker zu werden. Ich glaube, man ist Politiker oder man ist es nicht. Jedenfalls so, wie es in "Kampf" formuliert wurde, ist es eine, meiner Ansicht nach, ganz geschickte Wendung einer Lebens-story auf die damalige Zeit hingezogen. Sie ist ein dramatischer Höhepunkt des Lebens. Wenn man den Kampf, ich habe ihn seit meiner Jugend nicht mehr gelesen, aber ich habe ihn ganz gut im Gedächtnis, auf diese Dinge überprüft, so sieht man, daß er eine ungemeine Fähigkeit hatte, sein Leben zu dramatisieren. Denken Sie einmal an die Schülerzeit in Linz, oder kleine Rädelsführer. Er war also schon als 12-jähriger Junge der Anführer von 12-jährigen. Später in Wien als Arbeiter auf dem Bau. Das stimmt auch nicht so ganz; von den Marxisten bedroht, usw. Daher sein Antimarkismus. Der kommt bestimmt nicht daher. Dann oben mit dieser Fasewalker Lazarettzeit "ich beschloß, Politiker zu werden".

vL: Glauben Sie, daß der Antimarkismus einen besonderen Anlaß hatte? Ist er eigentlich rechtzeitig da, um die Ræthe-Republik zu erleben?

vSch: Das weiß ich nicht genau. Ich glaube, daß er während der Ræthe-Republik in München gewesen ist. Er muß während dieser Zeit dabei gewesen sein. Aber ich glaube nicht, daß Hitler überhaupt Anti-

vSch: marxist geworden wäre, wenn er nicht das EK I gehabt hätte.

Erst von diesem Augenblick ab ist er auf der Seite der nationalen
x Bürgerlichen und der Offiziere.

vL: Er kann sich nachher nicht entscheiden, den Adel abzuschaffen

vSch: Ideologisch ist dieser Bruch nicht vollzogen worden, weder in
Wien noch später.

Es fällt mir dabei ein, daß Mussolini auch kein Antimarxist war.
Mussolini war doch ursprünglich der Schriftleiter einer marxisti-
schen Zeitung. Auch bei ihm ist eigentlich der Korporal, der sich
identifiziert mit der alten Armee, das entscheidende, das ihn
gegen den Marxismus stellt.

vL: Haben Sie nicht Hitler einmal darüber befragt. Denn hier liegt ja
auch wieder eine Parallele. Mussolinis Marsch auf Rom, Hitlers
Marsch zur Feldherrnhalle. Hat er diese Idee daher bezogen?

vSch: Ja. Er hat mir nicht davon erzählt, aber der Marsch auf Rom blieb
für ihn das große Vorbild seines Lebens. Darüber hat er manchmal
gesprochen. Mussolini blieb für ihn in den ganzen Jahren bis
ungefähr 1936 er selbst sein großdeutsches Reich gegründet hatte,
das große Führervorbild. Er befand sich in seinem Verhältnis
zu Mussolini bis dahin in einer gewissen Abhängigkeit oder Lehr-
verhältnis. Bonaparte zum Beispiel ist einfach das Vorbild
der Kraft durch Freude- und Arbeitsfront-Organisation. Die ganze
faschistische Organisation ist das Vorbild der nationalsozialisti-
schen. Darin besteht kein Zweifel.

Man könnte dazu sagen, daß während der ganzen Kampfzeit bis zu
dem Zeitpunkt, als Hitler selbst Staatsoberhaupt wurde nach dem
Tode Hindenburg der Faschismus der Lehrmeister, das Vorbild des
Nationalsozialismus war. Daher die endlosen Romfahrten der national-
sozialistischen Prominenz.

vL: Gibt es noch mehr zu der Parallele zu sagen? Was hatte er mit
diesem Marsch eigentlich vor? Das sollte doch keine örtlich be-

VII. gränzte Demonstration bleiben?

Jetzt rückt es ja in Ihre Bereiche. Wenn er zum Beispiel auf Berlin marschiert, dann liegt auf dem Wege Thüringen, wo sich in dieser Zeit einiges tut.

Wich: In Thüringen wurde ja einiges in Marsch gesetzt. In Thüringen gab es ganze Einheiten, die von Weimar nach Jena führen und versuchten, von Jena weiterzufahren nach München, dann dort angehalten wurden. Von denen viele später den Blatorden bekommen, weil sie sich eben an diesem Tage in Marsch gesetzt hatten, weil Hitler sich wohl vorgestellt hatte, daß mit einem Marschzug auf die Feldherrnhalle und, das muß auch in seiner Vorstellung gelegen haben, der Zustimmung der Reichswehr zu diesem Marsch damit ganz automatisch im ganzen übrigen Deutschland, also auch in Preußen, eine Akzeptierung, eine Anerkennung seiner nationalen Bewegung, seiner Regierung oder was er sich vorstellte, mit vorzuziehen würde. Erst als die Schüsse dann diesen Aufstand oder diese Demonstration niederschlugen, und er in Landsberg saß, ist es ihm überhaupt zum Bewußtsein gekommen, daß das in Norddeutschland überhaupt gar nicht gewirkt hätte, wenn er der lokale, nationale Urheber einer Regierung Kahr, Seißer, Vlossow, Hitler geworden wäre. Was wäre eigentlich, wenn man einmal diesem Gedanken nachgeht, bei einem Erfolg des 9. November 1923 herausgekommen? Im Falle des Gelingens von Hitlers Standpunkt aus doch allerhöchstens eine solche nationale Freistaatsregierung, die entweder von Reich, das heißt, von Berlin her, als faktum akzeptiert worden wäre, was ich für sehr unwahrscheinlich halte, oder aber eine Regierung, gegen die das Reich die sogenannte Reichsexekutive angewandt hätte. Das heißt, man wäre einmarschiert und hätte rechtsstaatliche republikanische Verhältnisse wieder hergestellt.

Ich glaube, daß sich Hitler in der Festungshaft nachher darüber

vSch: klar geworden ist, daß man von Bayern her das Reich überhaupt nicht erobern kann, sondern, daß, wer das Reich haben wollte, Preußen haben mußte. Daher, nach seiner Freilassung, seine Konzentrierung auf Preußen und vor allem der Einsatz von Dr. Goebbels auf Berlin.

vL: Wir haben gehört, was Hitler sein Werden als Politiker erleichtert hat, das EK 1. Sie haben nachher Gelegenheit gehabt, viele Männer des Anfangs kennenzulernen. Aus den Schilderungen dieser Männer wissen Sie, wie sie diesen frühen Hitler empfunden haben. Ist Ihnen da etwas gegenwärtig?

vSch: Es gab einen großen Kreis von Männern.

Nun nehmen wir einmal Gottfried Feder. Heute ein vergessener Mann, damals vielleicht, jedenfalls in der Meinung von ungefähr 60 bis bis 70 % der eingeschriebenen Mitglieder der NSDAP der wichtigste Mann in der Partei. Er legte Wert darauf, daß er immer plakatiert wurde als Diplom-Ingenieur Gottfried Feder, Programmierer der Bewegung. Er hatte das Programm der Partei verfaßt, und er hielt sich, viele hielten ihn auch für den Mann, der alle wesentlichen Fragen der Partei theoretisch behandeln mußte. Parteiintern hieß er, Gottfried der Zinsknecht, weil er die Brechung der Zinsknechtschaft als ein wesentliches Postulat der Partei empfand und darüber sogar eine Broschüre verfaßt hat. Ich bin mit "Gottfried dem Zinsknecht" entsetzlich heriongefallen einmal, denn ich hatte eine sehr große Verehrung für ihn, wie das so ein junger Mensch für einen Theoretiker hat, der sehr viel weiß und über alles sprechen kann. Genau genommen bin ich zweimal mit ihm heriongefallen. Das erste Mal hatte ich meinem Vater einen Brief geschrieben, als ich noch in München studierte, er solle doch den Gottfried Feder, wenn er in Weimar spräche, zum Tee einladen. Gottfried Feder war dort erschienen, ich war ja nicht anwesend, und hatte im Rahmen einer größeren Gesellschaft, nachdem er

sch: eine Tasse Tee eingenommen hatte, endlos vorgelesen, ich glaube, bis abends um acht Uhr, bis sein Zug ging, aus irgendeinem völlig unbekanntem Drama eines Mannes, den er protegierte; worüber mein Vater sehr ungehalten war. Meine Mutter hatte als Amerikanerin kein Wort verstanden. Er hatte alle angebetet und hatte dann schließlich, während mein Vater sagte, daß die Taxe draußen schon warte, immer gesagt "Ein Moment" und noch weitere 16 Sätze vorgelesen, die jeder unbedingt hören mußte.

Das zweite Mal, das war nun mein eigener Reifall, hatte ich den Münchner Herrenclub dieser Gesellschaft die im Freising-Palais präsidierte, die im wesentlichen aus Münchner Aristokraten und Großbürgern bestand, den Gottfried Feder einen Abend als Vortragenden eingeladen, um über die Wirtschaft im zukünftigen nationalsozialistischen Staat zu sprechen.

Ich fand das alles wundervoll, was er sagte, weil ich von diesen Dingen damals gar nichts verstand. Ich verstehe auch heute noch nicht viel davon, aber in der darauffolgenden Diskussion waren einige Herren aufgestanden und hatten den armen Gottfried Feder vollständig fertiggemacht, so das von ihm nichts mehr übrigblieb. Ich glaube, der eine war Siemenschmidt, der bekannte Münchner Fabrikant, der andere war irgendein Großgrundbesitzer aus Bayern mit sehr profunden volkswirtschaftlichen Kenntnissen. Gottfried Feder war am Boden zerstört mitsamt seiner Zinsknechtschaft.

Aber innerhalb der Partei galt dieser Mann als der Programmstiker, und merkwürdigerweise begann er nun auch, als Programmstiker sich mehr oder weniger versteckt gegen Hitler zu äußern. Und hatte in Dresden einen Kreis treuer Gefolgsleute gefunden. Dazu gehörte in erster Linie eine Dame der Dresdner Gesellschaft mit ihrem Salon und der frühere Kapitänleutnant Helmut von Mücke, berühmt durch die "A....." und ihre Kreuzerfahrten im ersten Weltkrieg, Er war einer der Offiziere der "Eaden", die auf dieses Segelboot umgestiegen waren.

vsch: und wirklich wundervolle, eindrucksvolle Fahrten durchgeführt hatten und schließlich nach Deutschland zurückgekehrt waren. Es ist damals ein Ullstein-Buch im ersten Weltkrieg erschienen, was uns als Jungen hell begeistert hat.

Darf ich bei dieser Gelegenheit einmal etwas über Helmut von Mücke sagen.

Ich war im Jahre 1929 in Dresden in einer Studentenversammlung. Nach der Studentenversammlung kommt ein hochgewachsener Mann in Zivil, den man den früheren Offizier ansieht, auf mich zu und sagt "Ich bin Helmut von Mücke" Worauf bei mir es tickte und ich nun "Ehden" und "A....." usw. vor mir sah und sehr beglückt war über die Bekanntschaft mit diesem, wie wir heute sagen, As des ersten Weltkrieges. Er begleitete mich dann ins Hotel, und wir saßen noch eine Stunde zusammen. Plötzlich sagte Mücke "Ich stehe ja Ihren Bestrebungen und denen der national-sozialistischen Bewegung sehr nahe. Ich finde das alles sehr richtig. Die ganze Idee hat sehr viel für sich, und ich selbst unterstütze sie, aber es ist bei der Bewegung nur ein einziger Fehler! an der Spitze müßte irgendein berühmter Held aus dem ersten Weltkrieg stehen, dann würde diese Bewegung im deutschen Volk wirklich zünden. Aber so, wie es jetzt ist, kann das niemals der Fall sein. Wer weiß denn schon etwas von einem Adolf Hitler. Ein sehr verdienstvoller Mann, aber schließlich war er im ersten Weltkrieg nur Gefreiter." In diesem Stil bewegte sich das. Das war der Freundeskreis von Gottfried Feder in Dresden. Das war so etwa auch außerhalb Dresdens das, was um Gottfried Feder herum sich organisierte. Man hielt Gottfried Feder für den großen Intellektuellen der Partei, der er übrigens gar nicht war, den Theoretiker und Programmierer und den eigentlichen geistigen Kopf dieser Bewegung. Daß das nicht stimmte, ist mir sehr bald klar geworden. Daß er ein redlicher Mann war, daran ist gar nicht

vSch: zu zweifeln. Aber er gehörte, anders als Gregor Straßer, dem er nicht mochte, zu einer Fraktion, die antihitlerisch war. Wir haben da also innerhalb der Parteileitung der damaligen Zeit die Gregor- und Otto Straßer-Richtung, die anti Hitler ist, aber nun doch in der Person Gregor Straßer, dem Chef der Organisationsabteilung I in der Parteileitung. Wir haben ferner den Programmatiker Gottfried Feder mit seinem ganzen Anhängerkreis, auch anti Hitler, aber fest in der Parteileitung verankert, und wir haben außerdem noch etwas später die SA mit Roehm an der Spitze, die man auch im großen und ganzen als eine Antihitlerbewegung auffassen kann. So bietet sich, wenn wir jetzt noch Rosenberg hinzunehmen, den anderen Programmatiker, der anti Feder, aber pro Hitler ist, ein Bild der Parteileitung, das eigentlich ziemlich verklüftet ist. Es ist heute noch für mich ein Wunder, daß dieses ganze Gebilde nicht längst im Jahre 1930 auseinandergefallen ist. Eine einigermaßen kluge republikanische Landesregierung hätte die ganze nationalsozialistische Bewegung bereits vor dem Jahr 1932 zum Zerfall gebracht.

vL: Einer hat es versucht, schleichend, indem er Straßer herausstrich.

vSch: Ja, indem er auf das falsche Pferd setzte.

vL: Glauben Sie, daß bei Feder nur das Moment war, daß er beleidigt war, daß Hitler ihn überrundet hatte innerhalb der Partei, oder glauben Sie, daß bei Feder soviel Erkenntnis lag, daß er sah, daß dieser Hitler alle Macht für sich wollte?

vSch: Feder war, glaube ich, tief beleidigt, daß Hitler ungefähr vom Jahre 1930 ihn nicht mehr als Programmatiker anerkannte. Er erwartete das, ich glaube nicht, daß er mehr gewollt hat. Er erwartete immer, als der große Weise in der Partei respektiert zu werden. Nun müssen Sie wissen, wie Feder zu sprechen pflegte. Das hat auf mich als Jungen mit 17 - 18 Jahren einen großen Eindruck gemacht. Er stellte sich vor eine Versammlung hin, er war

vSch: kein Redner mit mitreißenden Sentenzen und dramatischen Höhepunkten, sondern er arbeitete etwa wie folgt: "Was glauben Sie nun, was wir nach demplan bezahlen müssen? 50.000 Millionen. Nein. 500.000 Millionen. Nein. Ich sage Ihnen, 5 Milliarden müssen wir bezahlen." Staunen des Volkes, Rufe "Kieder mit der Regierung" usw. Ich habe ihn, als ich ihn dreimal gehört hatte in solchen Versammlungen, als den wahren Jacob bezeichnet. Es war das, was wir auf den mitteldeutschen Jahrmärkten hatten, wor wir den wahren Jacob sahen, der immer sagte "Und dieser Rosenbräuer kostet nicht 5 Mark, nicht drei, nicht zwei, nicht eine Mark sondern 50 Pfennig." Es war die gleiche Methode.

Ein Abend im Freising-Palais; da wurde ihm nachgewiesen, daß alle Zahlen falsch waren, und da war er oben am Boden zerstört. Sie dürfen nicht vergessen, er war überhaupt kein Wirtschaftler. Er war kein Finanzpolitiker. Er war Diplom-Ingenieur, wahrscheinlich ein sehr guter. Er hat sich damit ein Vermögen erworben und einen eigenen Besitz, aber nun betätigte er sich auf einem fremden Felde und machte Eindruck wie alle Leute, die mit Zahlen jonglieren, Eindruck machen, wenn ihnen nicht Leute gegenüber sitzen, die von Zahlen etwas verstehen.

Feder war einer dieser in der Frühzeit der nationalsozialistischen Bewegung entscheidenden Figuren. Heute wäre wahrscheinlich eine solche Erscheinung in der Politik überhaupt nicht denkbar. Aber damals war sie es eben. Sein Hauptagitationsfeld waren die Reparationen.

vL: Haben Sie Drechsler erlebt?

vSch: Drechsler habe ich nie gesehen.

Ich glaube aber, da ist noch Hermann Esser.

Ich habe ihn nur in Erinnerung als einen jugendlichen Redner in Bürgerbräu-Versammlungen, ein Redner, vor allem auch in Franken im Gau Streichers. Als Persönlichkeit hat er auf mich nie einen besonderen Eindruck gemacht.

vSch: Er war ein sehr geschickter Versammlungsleiter. Manchmal hat er Versammlungen Hitlers eingeleitet

vL: Ich lese gerade nach: 1919, 12. 9. Versammlung der deutschen kommunistischen Arbeiterpartei im Sternocker. Redner Gottfried Feder. An dieser Versammlung nimmt Adolf Hitler teil. Er wird zum Eintritt in die Partei aufgefordert, der er wenige Tage später am 16. 9. Folge leistet. Mitgliednr. 555, Nr. 7 im Arbeitsausschuß der Partei. Was vorausgegangen ist, ist alles sehr rot. Erst im Mai ist Epp in München eingetroffen und hat dort wieder die Ordnung hergestellt.

Zurück aus München Hitler-

Was gibt es in dieser Zeit, da Sie nun nach München kommen, außerhalb der parteipolitischen Arbeit, außerhalb überhaupt der politischen Arbeit, für Dinge, die Sie an Hitler beobachten.

vSch: Ein ganz außerordentliches Interesse für den Film. Das hat mich insofern überrascht, als ich ja aus den eigenen Erzählungen Hitlers, aus seinem früheren Leben wußte, daß er in seiner Wiener Zeit fast jeden Abend in der Oper oder im Burgtheater verbracht hatte. Daß er alles Geld, was er überhaupt besaß, sich ersparte, um die Theater zu besuchen. Vielleicht sollte man hier einfügen, daß etwas falsche Vorstellungen über die Einkünfte des jungen Hitler in Wien bestehen. Man hat so die Vorstellung durch gewisse Veröffentlichungen bekommen, daß er so gewissermaßen zum Lumpenproletariat gehörte. Das ist durchaus nicht richtig. Er hatte immer in Wien regelmäßige Einkünfte durch seine Familie. Es war vielleicht nicht viel, aber es war immerhin genug, um bei sparsamsten Verbrauch, wenn er in einem katholischen Männerheim zum Beispiel saß, sich doch soviel sparte, daß er die Theater besuchen konnte.

Er hat gesagt "Ich habe mir alles vom Munde abgespart in meiner Wiener Zeit, um regelmäßig die Staatsoper zu besuchen. Ich hatte

vSch: natürlich nie das Geld, mir einen Parkettplatz zu kaufen, aber ich habe immer oben auf der Galerie die großen Wagner-Aufführungen, den Nibelungen-Ring, usw. mir angeschaut, und ich bin auch regelmäßig in das Burgtheater gegangen."

Er hat oft davon gesprochen, auch mir gegenüber in jenen frühen Jahren, daß er sich oft kein Abendessen kaufen konnte, weil ihm die Ausgaben für das Theater es nicht gestatteten. Er hat einmal auch etwas von einem Männer-Asyl gesagt und daß er dort sich seine Suppe holte oder daß er dort übernachtete. Daß er im übrigen vom Verkauf seiner Bilder lebte. Ich konnte mir eigentlich nichts darunter vorstellen, bis ich später hörte, daß es so Postkarten gewesen waren, die von einem Freund vertrieben wurden. Ich glaube, wir machen uns ein falsches Bild.

vL: Da möchte ich unterbrechen. Wir machen uns kein falsches Bild. Der breiten Masse ist natürlich ein falsches Bild gegeben worden in jener Zeit. Dort wurde eine Person aufgebaut, wie man das in Amerika macht, einen Hollywood-Star aufbaut, ihn zurechtmacht, für ihn eine Legende hat, so hat sicher in der Parteipropaganda auch manches einfach verschwinden müssen, weil es nicht paßte zu der Figur Hitlers, daß er sich in Armenasylen herumtrieb. Dann hätte man nachgestochert und hätten überall für Journalisten das hervorgeholt, was man heute weiß. Natürlich hatte er auf dem Wege auch Mißerfolg.

vSch: Hitler, soviel ich von ihm selbst gehört habe, hat, und soviel ich später erfahren habe, in Wien überhaupt nicht gearbeitet. Aus dem Grunde, aus dem heraus ein junger Mensch, der sich für einen Akademiker oder Künstler hält, nicht arbeitet. Er kam nach Wien, um sich zu bilden.

vL: Nun wissen wir aus dem normalen Bildungsgang, daß ihm die Voraussetzungen fehlten.

vSch: Vielen Menschen fehlen die normalen Voraussetzungen, um sich zu bilden.

vL: In jener Zeit war es noch unangebrachter als heute. Heute bekommt er durch Abendschulen, usw. die Möglichkeit, wenn er glaubt, die Kraft zu haben, sich weiterzubilden....

vSch: Hitler hielt sich für einen Künstler, zwar für einen Maler, er war ein sehr musikalischer Mensch, der sich während seines Aufenthaltes in Wien eine umfassende Kenntnis der Oper und der symphonischen Musik verschaffen wollte. Das hat er getan. Was wollen Sie machen, wenn Sie kein Abitur haben und nicht aus einem wohlhabenden Hause stammen, sondern aus einem kleinbürgerlichen Elternhaus, das Ihnen ja nur das Existenzminimum garantiert. Das hat er ja immer gehabt, das Existenzminimum. Das hat ihm ja seine Familie immer gegeben. Dazu mußte er sich etwas verdienen. Das hat er getan, indem er Bildchen malte. Für wieviel er die verkauft hat, weiß ich nicht, er hat mal erzählt, daß er für ein Bild 3,- bekam, oder ähnlich. Aber immerhin, es kam so etwas dazu. Man hat er die Zeit in Wien dazu benutzt, um das ganze Repertoire der Staatsoper anzuhören und regelmäßig ins Burgtheater zu gehen. Ich finde das eigentlich ein sehr ordentliches Bildungsstreben für einen Mann, der sich für einen, berechtigt oder nicht, künstlerische Begabung hält. Man kann heute sagen, er ist in Wien vergammelt, er hat nicht gearbeitet. Das kann man sagen. Aber ob nicht heute bei den Gammlern, die in Schwabing herumhocken, Menschen darinstecken, die eben in fünf oder sechs Jahren sehr tüchtige und ehrenwerte Bürger sein wollen. Der Mann Hitler hat ja während seiner Wiener Zeit nicht gestohlen. Er hat niemanden betrogen. Er hat versucht, recht und schlecht mit den Mitteln, die ihm gegeben waren, ganz geringen Mitteln, alles kennenzulernen, was damals in den reichen Wiener Kunstkreisen zu haben war. Da ist es nun doch ganz erstaunlich, wenn man in späteren Jahren mit ihm sprach, was er alles wußte.

vach: Er ist einer der ganz wenigen Menschen, die ich in seinem Leben kennengelernt habe, die merkten, wenn in einer Wagner-Partitur etwas "Weinen Strich" gemacht worden war, wie man in der Opernwelt sagt. Das merkte er. Oder wenn ein Strich aufgemacht worden war. Das konnte er ganz genau angeben. Er konnte alle Dirigenten, Sänger der damaligen Zeit, und er hat, das sollte, glaube ich, auch einmal festgehalten werden, einen Maßstab gewonnen für die Beurteilung der Berliner oder Münchner Staatsoper. Sie konnten auf musikalischen Gebiet Hitler nichts vormachen, siehe Karajan mit einem Auswendigdirigieren in der Berliner Staatsoper, wozu ihn das Gedächtnis verließ, das Publikum nichts gemerkt hat, aber der empörte Hitler hinterher sagte "Ich will den Mann nie wieder hören-" Das war im dritten Reich, als der junge Karajan, von Tietjen lebhaft empfohlen, eine Wagner-Oper zu dirigieren und den Ehrgeiz hatte, sie auswendig zu dirigieren. Da passierte es. Auf musikalischen Gebiet, so wenig ich mit den persönlichen Ansichten Hitlers in der Musik übereinstimme, seine Ablehnung von Brahms zum Beispiel, muß ich doch, und hier habe ich einen großen Verbündeten, nämlich Furtwängler, immer wieder sagen, es gibt wenig Laien, die so viel von Musik verstehen, wie dieser Adolf Hitler, der damals in Wien als Gammler gelebt hat, und jeden Abend in die Oper ging.

vL: Hitler, der frühe Hitler xxxzaxxx Frau Bruckmann hatte sich ja nicht nur seiner angenommen, und auch Frau Bechstein, um ihn das Artischockenessen zu lehren, weil sie glaubten, daß er es als Politiker wert war. Man nimmt sich ja auch nur einen Menschen ins Haus, wenn er einen sympathisch ist, wenn durch ihn nicht das Haus gefährdet wird. Ich kann mir vorstellen, daß man auch als Mensch etwas von ihm erwartete.

vach: Ich möchte es so ausdrücken: er war zivilisiert. Er war in diesen ersten Jahren, in denen ich ihn kennenlernte, ein Mensch, der in seinem Äußeren auf sich hielt.

Wichtig war in er richtig anzuordnen, und er wußte sich immer richtig zu benehmen. Er küßte einer Dame die Hand, er war nicht servil gegenüber Mönchengestalten. Es ist komisch, wenn man das von Adolf Hitler sagt, weil heute vielleicht ein falsches Bild entstanden ist. Er war das, was ich parkettsicher nenne. Er wußte, wie man sich zu benehmen hatte, auch in einem Kreis, der ihm, seiner Herkunft nach, fremd war. Sie wissen ja, wie das ist in solchen Kreisen. Das ist genau so, wie vor der französischen Revolution. Gerade die Menschen, die von unten kommen, sind interessant. Gerade die Menschen, mit denen die Revolution kommt, das sind die faszinierenden Persönlichkeiten. Wenn die auch noch die Formen der Gesellschaft beherrschen, dann sind sie einfach unüberwindlich. Das ist, glaube ich, der Grund, warum Hitler in so vielen Familien Deutschlands einschlug. Ich will diese Familien nicht alle nennen aus bestimmten Gründen. Aber immer wieder habe ich es in diesen großen Häusern erlebt, daß dieser Mann, von dem man dachte, das ist ein wilder Empörer, ein Barrikadenkämpfer, der alles einreißt, sich richtig benimmt und sich auf denselben Niveau bewegt wie die Menschen, die ihn einfangen und gewissermaßen ihnen den Ton abnimmt und diesen Ton wiedergibt. Ein solches Phänomen wie Hitler ist nicht damit zu erklären, daß man einfach sagt, der Putschist aus dem Bürgerbräu-Keller, der nun seinen Aufstieg macht mit einer wilden Gangsterbande. So einfach ist das nicht zu erklären. Er selbst hatte sich mit einem unheimlichen Sinn für den Erfolg die Formen der höheren Gesellschaftsschicht zu eigen gemacht. Ob sie ihm entsprachen, ist etwas ganz Anderes. Er sank scheinbar immer in Kreise seiner ersten Umgebung aus Bequemlichkeit wieder in das zurück, was ihm gemäß war. Daß er aber diese Herren sich angeeignet hat und daß er sie beherrschen konnte, wenn er wollte, ist eine absolute historische Tatsache. Darauf begründet sich sein Erfolg in den entscheidenden Jahren des Aufbauesstiegs, ob es sich nun um die Besuche in

vSch: Bayreuth handelte, ob es sich um seine Beziehungen zu dem sterbenden alten Gentlemen handelt, ob es sich um seinen Umgang mit den Groß-Industriellen an Rhein und Ruhr handelt, ob es sich um seine Begegnungen in Berliner Salons, Direktion, usw. mit Bot-schaffern handelt, niemals, auch das will ich noch hinsinnensen, wenn es um die ersten Generalitäten ging, die ja sehr früh begannen, denken Sie an Blomberg 1931-1932, niemals hat er da den Eindruck erweckt, daß er ein Mann sei, der nicht imstande wäre, auch auf der höchsten Ebene das Reich zu repräsentieren. Das ist einer der Gründe, warum er überhaupt an die Macht gelangte.

Von jedem Menschen, der aufsteigt, wird gesagt, er sei ein Parvenu. Man hat es ja selbst von Napoleon gesagt, der aus einer alten adeligen Familie stammt. Im Grunde ist jeder Mensch, der Erfolg hat, ein Parvenu, ein Emporkömmling. In Amerika ist das ein Ehrentitel. Ein Gelfandeman, der damit begonnen hat, Zeitungen zu verkaufen, gilt in Amerika mehr, als einer, der auf ererbten Millionen sitzt und dann seinen Weg in die Politik macht.

Bei uns ist das Vonuntenheraufkommen immer ein Vorwurf. Da komme ich wieder auf das zurück, was mich in meiner Jugend so sehr empört hat. Ebert, dieser Sattlergeselle. Wenn man dieses Wort hört. Ein Sattlergeselle wird Reichspräsident.

vL: Da haben wir das Beispiel.

vSch: Ja, der Mann, der von unten kam, Unser bester Präsident, den wir gehabt haben, hieß Friedrich Ebert. Ich finde, wir kommen eine ganz falsche Bahn, wenn wir heute, wie wir das immer wieder lesen, sagt, Hitler war einmal ein Anstreicher.

Einer seiner erfolgreichsten Söhne hat einmal als Buchdruckerlehrling angefangen und hat sich hochgearbeitet und eine Buchdrucker-gesellenprüfung gemacht, eine der besten in Württemberg.

vL: Aber das gehört heute in die Zeit.

vSch: Das gehört in unsere Zeit. Heute sehen wir das nicht mehr so, wie man es damals sah. Aber wir dürfen nun nicht Heute plötzlich

vSch: gegenüber Hitler den Maßstab anlegen. Derwegen, weil er einmal ein armer Mann war und vielleicht als Anstreicher gearbeitet hat, ist er schon rein deswegen nicht berechtigt gewesen, Politiker zu werden.

vL: Ich möchte auf etwas Anderes kommen.

Haben Sie nicht das Gefühl, nach all dem, was wir bisher besprochen haben, wir haben den Hitler, den Sie aufsuchen wollen, den Sie sprechen wollen, von dem Heß sagt "Gehen Sie ins Cafe Heck" da er speziell in diesen frühen Münchner Jahren seine Wiener Gemalerei fortsetzt. Eigentlich bleibt ein Zug erhalten durch das ganze Leben. Selbst in der letzten Phase, Angriff der Russen an der Oder. Herr Krebs sagt "Der Führer darf nicht geweckt werden, denn der Führer ist erst um 4 Uhr ins Bett gegangen". Der Führer schläft wiederum bis 12 Uhr, denn der Angriff an der Oder hat um 5 oder 6 Uhr begonnen. Die Invasion hat begonnen. Der Führer hat geredet bis 4 Uhr, darf nicht geweckt werden. Eine entscheidende Phase der deutschen Geschichte hat begonnen. Da ist doch etwas aus seiner Gemalerei erhalten geblieben. Er hat sein Leben nie richtig umgestellt.

vSch: Sie haben recht. Er war nicht ein Mensch, der Bürozeiten einhielt. Aber glauben Sie, daß Bürokraten, die um 8 Uhr ihren Dienst beginnen, daß das die richtigen sind und Führer und Repräsentanten eines Volkes sein können?

vL: Meine Beispiele waren schlecht. Warum soll dem Politiker nicht zustehen, was dem Künstler zusteht, der seine speziellen Lebensarten hat.

vSch: Ich weiß, worauf Sie zusteuern. Ich stimme Ihnen zu: er hat nie gelernt zu arbeiten. Eine richtige, regelmäßige, konsequente Arbeit konnte er nicht. Darin stimmt er genau überein mit dem letzten Mann auf dem deutschen Kaiserthron, mit Wilhelm II. Deshalb ist das Wort, was Tucholsky einmal sprach, über den frühen Adolf Hitler "Wilhelm III", gar nicht so schlecht. Das war bei ihm

vach: nicht drin. sich in eine Sache vertiefen, die man nicht durcharbeiten, das konnte er nicht. er konnte auch nicht mal malen. er konnte, wenn er in Stimmung war, außerordentlich interessantes, ich möchte sagen, Geistreiches sagen. Verstehen Sie mich nicht falsch. er war in meinen Augen ein typischer Intellektueller. Sein großes Mißverständnis darin, wo er sich selbst mißverstand, war das, daß er sich für einen Künstler hielt. Er war aber eigentlich, um es einmal ganz häßlich zu sagen, ein Cafehaus-Literat, dessen schöpferische Potenz im wesentlichen darin bestand, daß er nach 5 Uhr in einem Kreis von Gleichgesinnten und Bewunderern ein Brillant-Feuerwerk losließ, das sie faszinierte.

vL: Haben Sie Beispiele?

vach: Wenn er plötzlich anfing, über Kunst zu sprechen und was er später einmal alles bauen würde in Lins. Ich denke da zum Beispiel an diese merkwürdigen Gespräche über diese ungeheuerlichen Kulturbauten, durch die er Lins zur ersten Kunststadt Europas machen wollte, Phantasmagorien. Die größte Galerie der Welt in Lins. Man stelle sich einmal vor. Was denn an Bildern überhaupt noch in Deutschland oder Europa zu haben? Die größten Bilder der Welt waren doch alle bereits in den großen Galerien. Die konnte er ja auch nicht mehr bekommen. Er konnte ja nur unter Einsatz vieler Mittel aufkaufen auf den internationalen Auktionen, um dieses und jenes zusammenzubekommen. Aber dann sollten eben große Opern entstehen.

Einmal hatte ich mich mit ihm bei einer solchen Gelegenheit unterhalten über die zukünftige Münchner Oper.

Ich darf hier einmal eine vertrauliche Mitteilung von Clemens Krauss wiedergeben, der sehr unglücklich über diese Äußerung Hitlers war und mir darüber erzählte.

Hitler hatte mir nämlich gesagt, "Ich will in München eine Oper mit 5000 Plätzen bauen" Da sagte ich ihm "Eine Oper mit 5000 Plätzen

vch: ist doch deswegen völlig unö glich, weil die menschliche
Stimme doch gar nicht so weit trägt."Da sagte er"Nein, es ist
durchaus möglich, eine solche Riesenoper zu schaffen."Man könne
das durch geschickte Anlage des Baues alles erreichen.
Ich hatte damals gesagt, daß über ein gewisses Maß hinaus, etwa
2.500 Plätze, es nicht möglich sei, überhaupt eine Oper aufzu-
führen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Vach: Clemens Krauss kommt nun eines Tages zu mir und sagt "Ich möchte doch viel lieber für Sie arbeiten" Da sage ich ihm "Lieber Herr Krauss, das geht doch nicht. Sie sind doch für die Münchner Staatsoper in einem festen Vertrag." Da sagt er "Ach, auch ein Wurm hat eine Seele", das waren seine Worte. Ich frage ihn, was los ist, da gibt er mir zur Antwort "Sehen Sie, die Münchner Staatsoper liegt mir sehr am Herzen, auch schon wegen Richard Strauß, aber was soll nun werden, wenn da diese Monumentalkolosseal-Oper von Hitler gebaut wird. Da kann ja kein Mensch dirigieren und kein Mensch kann mehr hören, was gesungen wird." Das nur als Beispiel für die Reaktion eines Künstlers zu diesen Plänen, die bei Hitler, wie eigentlich immer alles, ins Maßlose wuchsen. Ich weiß heute nicht, ob es technisch möglich ist, eine Oper für 5.000 oder 6.000 Menschen zu bauen. Ich halte es heute noch für unmöglich, eine derartige Oper zu bauen, ohne daß man Stimmen durch Mikriophone verstärkt. Wenn man das anfängt, ist es keine Singoper mehr, dann ist es bereits eine technische Reproduktion einer Oper. So etwa phantasierte Hitler vor seinen nächsten Anhängern. So phantasierte er auch über den Menschen als Planeten....., so phantasierte er über Hörbigers Weltelehre, eine ganz merkwürdige Sache, die bei ihm sehr tief ging. Ich möchte sagen, daß war für ihn zu einer Weltanschauung geworden. Er hatte sich aus Hörbigers Weltelehre, die er sofort durch die Wissenschaft widerlegt wurde, eine eigene Weltanschauung zurechtgelegt, in der alle Professoren unrecht hatten und nur Hörbiger recht. So ging es bei ihm mit vielen Dingen. Ich komme nun auf die erste Bemerkung zurück, die ich vorhin machte: der Film. Er war nun in diesen 20 Jahren, als ich in München war, irgendwie von Film hypnotisiert. Obwohl ich ihn nie begleitet habe in diese Filmvorstellungen, weiß ich doch von den Menschen, die ihn begleiten mußten, daß er

vSch: ganz Abend für Abend Filme sah. Zunächst in der Karpfzeit der Bewegung hatte er natürlich nicht die Möglichkeit, bei sich zu Hause Filme anzusehen, so fuhr er also abends in irgendein Filmtheater. Daher stammte seine unbegrenzte Verehrung für Henni Forten oder meinen Freund Harry Liedtke und viele andere Stars der damaligen Zeit, in denen er irgendwie höhere Wesen sah, denen er mit einer ganz bewundernden Verehrung gegenüberstand.

vL: Wie drückte sich das aus?

vSch: Ja: "Henni Forten ist eine der größten Frauen unserer Zeit" wenn irgendwelche Gerüchte über Liaisons von Filmstars zu ihm drangen, dann konnte er in eine geradezu leidenschaftliche Rage geraten und sagen, daß diesen armen Frauen durch Rufschädigung Ehrenbarock angetan würde. Denken Sie einmal folgenden Fall: Das ist nur bereits nach der Machtergreifung. Es spielt sich im Hotel Bristol folgendes ab. Da sitzt die schöne La Jana an einem Tisch mit einem großen Sänger, mit dem sie liiert war. Dieser Sänger ging auf eine Gastspielreise. Und La Jana, zwischendurch verabschiedet sich der Sänger, weint wegen des Abschieds. Und ein Ministerialrat aus einem Berliner Ministerium geht an den Tisch und sagt, er war ein bißchen angetrunken "Weinen Sie nicht, schöne Frau, lassen Sie sich doch trösten." Das war alles, was passiert ist. Der Sänger kommt zurück, La Jana sagt ihm das. Der Sänger ist empört. Beschwerde dieses sehr berühmten Sängers an den Führer und Reichskanzler. Der Führer und Reichskanzler sagt, der Ministerialrat muß sofort seines Amtes enthoben werden, weil er eine unschuldige, junge Frau, eine große Künstlerin beleidigt hat. Nun muß der Minister, der Vorgesetzte des Ministerialrates, diesen armen Mannes, der mit Frau und Kindern in Berlin lebt und an dem Abend nur ein klein wenig betrunken war, dafür kämpfen, daß er wenigstens strafversetzt wird in eine entfernte Provinz.

vSch: Das war die Hitlersche Einstellung zu den Künstlern. Er sah in allen Künstlerinnen höhere Wesen, die irgendwie verehrt oder angebetet werden mußten. Jedes Wort, was gegen sie gesprochen wurde, hielt er für eine Verletzung und Entweihung der Kunst. Ich habe selbst Empfänge miterlebt in der Reichskanzlei, ich muß sagen, durchaus lächerliche Empfänge, bei denen alles erachien, was in der Filmwelt Rang und Namen hatte, darunter die unbedeutendsten Starlets, junge Mädchen von 20 oder 21 Jahren. Plötzlich küßte nun der Oberhaupt des Reiches all diesen kleinen Gänsen die Hand und behandelte sie als Künstlerinnen. Da ist irgendwie ein flascher Zug in der ganzen hitlerischen Kunstbegeisterung. Ich habe mir oft überlegt, ob nicht da irgendetwas Pupertüres drinsteckt, etwas nicht ganz Männliches, etwas Steckengebliebenes. Wenn man so einigermaßen Bescheid weiß in der Welt der Künstler, dann kann man doch unterscheiden zwischen einer Schauspielerin wie Käthe Dorsch und irgen einem hübschen jungen Mädchen, das wegen seines guten Aussehens mit 19 Jahren zum Film kommt. Aber diese Unterscheidung gab es bei Hitler nicht.

vL: Zurück zum Hitler der Zwiger Jahre, zum Menschen. Der Antisemitismus Hitlers in diesen Jahren drückt sich ja auch irgendwie aus. Er drückt sich in seinen Reden aus. Wie erleben diese Reden

vSch: In privaten Gesprächen so gut wie gar nicht. Wenn Sie auf den Hitler der frühen Jahre zurückwollen, dann kann ich nur immer wieder auf den sich historisch bildenden Hitler zurückkommen, der seinen Treitschke(?) und seinen Ranke(?) las und sehr gründlich las. Ich glaube, wir sollten uns da hüten, ihn zu unterschätzen. Das Bildungsstreben war bei ihm sehr stark ausgeprägt. Wenn wir absehen von diesen Cafehaus-Nachmittagen, gab es bestimmt viele Stunden am Tag, an denen der Hitler der frühen zwanziger Jahre, wahrscheinlich der Hitler bis 1930/31, regelmäßig mehrere Stunden am Tage las. Das muß der Historiker, der auf-

vSch: merkwürdig seine frühen Reden liest, wahrnehmen. Das ist nicht alles von ungefähr, was er da spricht. Es ist auch fundiert. Da steckt geschichtliches Wissen dahinter, nicht geschichtliches Wissenwollen, sondern wirkliches geschichtliches Wissen.

vL: Nun bietet sich ihm in Bayern doch ein starker Antisemitismus an. Bayern e leben ja in der Naethe-Republik ein paar Figuren, die sie zu einen gewissen Horror empfinden lassen auf die Juden. Da ist der Eisner und andere.

vSch: Ich war damals nicht in Bayern.

vL: Sie lernen dafür belar Kuhn kennen?

vSch: Der war in Ungarn.

vL: Bülz?

vSch: Bülz(?) in Thüringen. Aber der war ja kein Jude.

vL: Daß der Antisemitismus in Bayern war und noch gefördert wurde durch die Naethe-Republik, das ist doch wohl unbestritten.

vSch: Der Antisemitismus war doch nicht in Bayern, der war doch in Oesterreich und ganz Deutschland.

vL: Aber er botan doch Auftrieb in der Zeit.

marx: Hitler hat also in der Zeit nicht davon gesprochen, er hat nur davon geschrieben. Das war während seiner Festungshaft.

vSch: Hitler kam von Richard Wagner her, Hitler kam von Chamberlain her. Ich glaube, die beiden waren keine Philosemiten, nicht wahr? Nun nehmen Sie noch Treitschke und den ganzen Zeitgeist, wenn man so sagen darf. Ich habe es früher einmal gesagt: der Antisemitismus ist als latentes Phänomen in ganz Deutschland vorhanden gewesen. Und nun auf einmal tippt der Mann da an. Vor ihm Streicher in Franken, und baut eine sehr starke und für ihn wichtige Hausmacht auf, die er ihm zubringt. Auf dieser Klaviatur spielt Hitler in München in den großen Sälen des Hofbräu, Bürgerbräu, Löwenbräu, usw. Aber ich glaube, man sollte den Antisemitismus in der Frühzeit auch nicht überschätzen. Das ist ein

- vSch: Fehler, den wir heute begehen. Es gab eine allgemeine Mi-
stimmung gegen die Juden. Das hing mit einigen großen, öffent-
lichen Skandalen zusammen, von eingewanderten Ostjuden.
- vL: Wir sind ja heute bereit, nur noch die Endphase, die Vernichtung
der Juden, als das Extreme des Antisemitismus zu sehen. So ist
doch sehr früh, gerade bei den Dokumentationen stellen wir das
jetzt fest, innerhalb der Parteispitze der Gedanke da, Kampf
dem Weltjudentum bis auf des Messers Spitze; eine Sache,
die ja immer anklingen muß, auch bei den Bedächtigen in der
Partei.
- vSch: Das ist natürlich von Henry Ford herübergekommen und seiner
Idee des Weltjudentums, der weltjüdischen Verschwörung, u w., aber
wenn Sie auf den "Kampf" anspielen und diese Bemerkung, die da
von Hitlernießergeschrieben wurde, das hat doch damals kein
Mensch, der es las, ernstgenommen.
- vL: Das war auch nicht so auszuwerten. Es klingt aber etwas an.
Es ist unterchwellig bei diesem Hitler etwas da, das eines
Tages eben Früchte trägt, wie wir gesehen haben.
- vSch: Wie ich in Nürnberg im Gefängnis war, da steht eines Tages an
meinem Fenster ein GI, der mich fragt, wie der heutige Prozeß-
tag verlaufen ist. Das war, glaube ich, der Tag, an dem Höß über
die Vergasungen gesprochen hat. Da sagte ich diesem GI "Das ist
entsetzlich, was da an Menschen vernichtet worden ist. Das sind
ja Millionen von Juden vergast worden in einem Ausmaß, wie man
sich das gar nicht vorstellen kann." Da sagt dieser GI "Das ist
doch das einzig Vernünftige, was Hitler gemacht hat." Sehen Sie,
der Antisemitismus, da müssen wir doch einmal ganz offen sein,
ist ja kein deutsches Problem, sondern ein Weltproblem. Dem
Antisemitismus bin ich 1928 in Amerika begegnet, in Hotels, wo
ein Schild stand "For gentiles only" was nichts Anderes hieß
als "Hier dürfen Juden nicht übernachten". Ich bin in Clubs in

- vSch: Amerika gewesen, zu denen kein Jude Zutritt hat. In den Gesellschaften, in denen ich drüben verkehrte, durfte kein Jude eingeladen werden.
- vL: Versuchen wir noch einmal den Hitler der Münchner Jahre zu sehen, den Menschen Hitler, der am Prinzregentenplatz seine Wohnung hat, usw. Dieser Hitler ist ein Mann, der auch Frauen begegnet, der Autos liebt, der eine Peitsche bei sich führt, ein Mann, der Schäferhunde zu seiner Sicherheit bei sich hat und der sie auch liebt. Führt er Straßenbahn?
- vSch: Unerkennbar. Ich glaube, Autos haben wir alle gerne gehabt, je schöner desto besser. Ich weiß nur, daß er sich in der Frühzeit mit dem Gedanken trug, einen schönen Wagen zu erwerben, und daß ihm dann der Verleger Bruckmann durch den Direktor Berling von Daimler-Benz die Möglichkeit verschaffte, einen Mercedes Kompressor zu erwerben zu sehr günstigen Zahlungsbedingungen, wie das heute wahrscheinlich auch der Fall ist, wenn ein aufstrebender Politiker mit einem großen Namen einen Wagen haben will. Es war ja nicht so, daß der Mann nichts verdiente, sondern Hitler hatte ja, seit Erscheinen des Kampfes ein ständig steigendes Einkommen. Daß er gern einen Kompressor haben wollte, kann ich verstehen. Ich habe später auch einen gekauft.
- vL: Wurde er nicht als Parteiführer bezahlt?
- vSch: Nein. Er hatte als Parteiführer überhaupt kein Einkommen. Er hatte nur von seinem schriftstellerischen Einkommen gelebt.
- vL: Aber die Partei zahlte seine Auslagen?
- vSch: Das glaube ich nicht. Ich glaube, daß das alles der Ehren-Verlag a conto seine schriftstellerischen Einnahmen bezahlt hat und, diese schriftstellerischen Einkünfte habe ich einmal überrechnet. Die haben bis zum Jahre 1933 mindestens über eine Million Mark betragen.
- vL: Nun war er auch noch Herausgeber des Völkischen Beobachter.

vSch: Daraus kann er auch ein regelmäßiges Einkommen, das aber sicher gering gewesen ist, bezogen haben, denn der Völkische Beobachter, das ist für Sie als Journalist leicht nachzurechnen, mit einer Auflage, die ich bis 1933 nicht höher beziffere als 25.000 Stück und keinen Anzeigen, kann nichts eingebracht haben, sondern muß gekostet haben.

Nun nehmen Sie aber bitte eins dazu, was man immer wieder vergißt: Hitler sprach zweifellos mindestens 20 Tage im Monat.

Diese Versammlungen, Dortmund Westfalenhalle, Berliner Sportpalast, Sagebiel in Hamburg und wie die anderen alle hießen, brachten im Durchschnitt, nach Abzug der Plakat- und sonstigen Werbekosten, bestimmt 5.000 bis 7.000 Mark pro Abend. Damit konnte er ganz zweifellos seine sämtlichen Unkosten der Reise, Unterbringung in Hotels usw. finanzieren. Das sage ich Ihnen deshalb, weil ich es ganz genau weiß. Ich habe selbst ja eine Zeitlang meine Jugendbewegung aus solchen Versammlungen finanziert.

Wir waren bei der Filmgeschichte.

Da hängt nun Iva Braun mit drin, die eben ein Teenager war mit Filmbegeisterung und was weiß ich für Begeisterungen für die Filmwelt, als Zeitschrift und als Begriff. Da war er eben eine lange Zeit völlig vom Film in Anspruch genommen.

Auch natürlich von der Oper, die er immer weiter besuchte.

VL: Wir wissen ja von den Hoffmann-Kindern, daß er sonntags die Matineen nie ausgelassen hat.

Ich möchte wissen, ob Hitler mit der Straßenbahn gefahren ist. Ob er ein Bürger war wie jeder andere.

vSch: Ich habe Hitler auf der Straßenbahn nie gesehen, und ich kann mir, offen gesagt, einen Straßenbahnfahrenden Hitler überhaupt nicht vorstellen. Taxi möglich, Straßenbahn nein.

Jedenfalls von der Zeit an, als ich in München war, ist er nicht mit der Straßenbahn gefahren. Da war Chauffeur da und Kompressor

vSch: und ein Begleitwagen; ein gewisser Lebensstil, der das völlig ausschloß.

vL: Wartete eigentlich der Begleitwagen, wenn er bei Busckmann war?

vSch: Nein, er kam dann mit seinem Kompressor vorgefahren, der fuhr wieder weg. Er rief ihn dann an. Der wurde damals von Schreck gelenkt.

vL: Was gibt es noch zum Menschen Hitler, der uns alle mitreißt, der Frommer, der sich urplötzlich wandelnde, der sagt, warum auf den Messias warten, wenn er es selber sein kann.

vSch: Wenn Sie von Menschen Hitler noch etwas wissen wollen.

Im Jahre 1930 kam meine Mutter zu mir zu Besuch in meine Wohnung, in die Leopoldstr. 10. Das hat Hitler irgendwie erfahren und rief an und sagte "Darf ich mich bei Ihnen zum Tee ansagen. Ich möchte gern Ihrer Frau Mutter die Hand küssen." Dann kam er für zwei Stunden, um mit uns Tee zu trinken und mit meiner Mutter zu sprechen. So einfach, wie man das eigentlich in der Gesellschaft tut. So ganz locker und elegant und mit Blumen. Anders, als man sich heute den millionenfachen Massenmörder vorstellt.

Irgendwann war er ja einmal ein Mensch. Irgendwann hat er auch aufgehört, ein Mensch zu sein. Man soll ihn das nicht nehmen, da er auch einmal ein Mensch war.

vL: Ich bin der Meinung, er ist viel länger Mensch. Er kann die menschlichen Züge nicht ohne weiteres abstreifen. Natürlich wird er verwandelt durch die Macht. Die Macht beginnt ihn zu missbrauchen, und er mißbraucht die Macht.

vSch: Macht macht böse. Es gibt keinen Menschen, und sei er auch ein Heiliger, der eine unbegrenzte Macht vertragen könnte.

vL: Als Sie in der Frühe mit ihm zusammen an einem Tisch sitzen, gibt es doch unbedachte Ausrufungen, wo ein Mensch sich verrät, wo er sagt, daß man abrechnet, daß man dann das und das macht.

vSch: Ich glaube, das sagen alle Politiker der Opposition, wenn sie auf ihren künftigen, möglichen ~~Erbschaft~~ Erbschaftstrag

vSch: Regierungsauftrag zu sprechen kommen. Das ist nicht ungewöhnlich.

Es ist ja nicht so, daß der Hitler an einem Tisch sitzt in der Osteria Bavaria und erklärt "Wenn ich zur Macht komme, dann schneide ich tau ende von Deutschen ab."

Wenn er das gesagt hätte, wäre er nie zur Macht gekommen.

Denken Sie an das Wort von Kanstein, "der Mann war nicht dumm"

Vielleicht hat er es sich gedacht, aber ausgesprochen hat er es nicht.

Hitler als Übermensch

vL: Der Mann, der sich langsam in die Rolle hineinsteigert, daß er unfehlbar ist, dessen Entscheidungen für alle verbindlich sind. 1929 erkennt er wohl, nachdem er weiß, daß er die Kraft dazu hat und gesund bleiben wird, daß er nicht nötig hat, nur ein Trottel zu sein. So wächst er langsam in die Rolle des messias hinein, in jene Rolle, in der ihn schon so viele vorher gesehen haben.

Ist es richtig, daß er sich eines Tages als dem Berufenen ansieht?

vSch: Ja, für den Berufenen sieht er sich bestimmt von dem Augenblick, wo er berufen wird, nämlich zum Reichskanzler. Aber da bleibt bei ihm doch immer noch der Zweifel, ob er unter einem anderen nach dem Tode Hindenburgs Reichskanzler sein soll, oder nicht. Ich habe das ja schon ausgeführt, diese Erwägung, die Hitler noch zu Lebzeiten Hindenburgs anstellte, soll man eine Monarchie wieder schaffen in Deutschland, ein monarchisches Staatsoberhaupt oder einen anderen als Staatsoberhaupt.

Das ist ein direktes Gespräch gewesen, dieses Gespräch über Republik oder Monarchie.

Ich glaube, ich habe das schon gesagt. Er zog mich in eine Seitenstube in der Reichskanzlei und sagte mir "Glauben Sie,

vach. daß es möglich wäre, einen der Hohenzollern zum Monarchen zu berufen?" Der Kronprinz schied aus wegen seines Lebenswunders. Merkwürdigerweise übergang er AUMI, indem er direkt dessen Sohn Alexander als möglichen zukünftigen Monarchen berechnete. Damals mit der Begründung, er sei doch ein tüchtiger Junge und hätte das Schmiedehandwerk gelernt. Ich sagte ihm damals "Alle Hohenzollern erlernen traditionell ein Handwerk. Das ist Familientradition." Da fragte er mich "Ist es möglich, eine Hohenzollern-Dynastie überhaupt zu erreichen?" Da sagte ich ihm ganz offen "Wenn ich an die Arbeiterschaft in Rhein und Ruhr und Mitteldeutschland denke, und ich habe ja immerhin Millionen von diesen marxistischen Junge in der Jugendbewegung, ist es ganz ausgeschlossen. Der Zeitpunkt ist nicht gekommen. Außerdem, was heißt Hohenzollernmonarchie. Damit taucht ja gleichzeitig die Frage auf einer Dynastie Wittelsbach in Bayern, einer Dynastie der Sachsen, Weimarer, Thüringer und all der anderen vielen Fürsten, die wir in Deutschland gehabt haben. Das ist unter den gegenwärtigen Umständen nicht möglich." Ich habe ihm auch keinen Zweifel darüber gelassen, daß in meinen Augen auch auf weite Sicht die monarchische Regierungsform, das heißt, die konstitutionelle Monarchie, eine für Deutschland wünschenswerte Einrichtung sei.

Dieses Gespräch ist 1934 gewesen. In dem Zusammenhang ist ganz interessant, daß bereits zwischen Göring und dem Kronprinzen eine sehr enge Verbindung entstanden war. Nun argumentierte ich Hitler gegenüber so "xxxxxxxwenn Sie das einrichten, dann schaffen Sie ja nicht nur eine Monarchie, sondern Sie schaffen auch einen Hofstaat mit einem Hofmarschallamt und einer Rangfolge, bei der nun der Hofmarschall bestimmt, wer am Tisch am höchsten sitzt. Können Sie sich mit dem Gedanken befreunden, daß am Geburtstag des Souveräns der Göring zunächst zum Grafen

vSch: und andere wie Ley usw. irgendwelche Adelsprädikate erhalten und Göring schließlich Herzog wird. Wie ist dann die Stellung eigentlich des Reichskanzlers, des bürgerlichen Reichskanzlers, wenn so einige Jahre Monarchie vergangen sind und alle möglichen Adelstitel auf die Männer, die unter Ihnen sind, herabverliehen worden sind." Ich habe ihm unter diesen Gesichtspunkten dringend abgeraten. Ich sagte ihm "Ich könnte mir eigentlich nur eine einzige Lösung der monarchischen Frage vorstellen, wobei ich von persönlichen Sympathien ausgehe, daß nämlich die Herzogin von Braunschweig-Lüneburg die Regentschaft übernimmt für ihre Tochter, die spätere Friederike von Griechenland."

Das wäre und war in meinen Augen die mögliche Lösung des monarchischen Problems, aber immer noch verfrüht. Wir waren noch nicht so weit.

Dieses ganze Thema ist fallengelassen worden, ich weiß nicht, ob auf Grund meines Gesprächs oder auf Grund der Tatsache, daß Göring irgendwie auf eine Thron-Kandidatur des Kronprinzen drängte.

vL: Wie hat Hitler dann solche Hinweise und Vorschläge aufgenommen?

vSch: Er kaut auf seinen Fingernägeln. Das ist ein für ihn sehr charakteristischer Zustand. Wenn Hitler nachdenklich wurde, dann war in seinem Gesicht gar nichts zu erkennen, sondern er begann, an seinen Fingernägeln zu beißen.

Das war immer ein Symptom dafür, daß ihm eine Sache sehr beschäftigte. Ich habe das mehrfach erlebt. Und in diesem Fall war das auch so. Er schloß das Gespräch damit ab, daß er sagte "Schließlich sagen Sie kein weiteres Wort. Es genügt mir, daß Sie sagen, daß die Arbeiterschaft das nicht hinnehmen würde."

Es ist ja das merkwürdige, daß in Fragen der Arbeiterschaft er sich gern an mich wandte, denn, so seltsam es klingt, mit dieser Arbeiterschaft hatte ich ja eigentlich viel mehr Fühlung

vSch: als die meisten anderen Leute in der Partei. Das kam einfach durch die Jugendorganisation. Ich kannte die alten marxistischen Kumpel an der Ruhr und im mitteldeutschen Industriegebiet, und ich wußte, wie sie dachten. Ihre Kinder waren bei uns und sie waren ja glücklich über die Stellung, die soziale Gleichstellung, die ihre Kinder in der Jugend hatten.

Es hatte ja, wenn man einmal von der Arbeiterfront absieht, die ja eine Gleichschaltungsorganisation war, doch keine Organisation auf einer freiwilligen Basis. Solch ungeheure Massen von marxistischen, atheistischen Jugendlichen aufgenommen wie gerade die Hitler-Jugend. Das war, wenn ich so sagen darf, sein Text, mich zu fragen "Wie denken die über dies und wie denken die über das."

Hier möchte ich auch noch auf einen anderen Aspekt kommen, den Hitler immer wieder vernachlässigt hat. Man lebt ja heute im Zeitalter der Meinungsbefragung, und man glaubt, daß Gallup die Meinungsbefragung erfunden hat durch den Gallup..... Heute ist ein modernes politisches Leben gar nicht denkbar ohne Befragung des Public-Opinion-Institut und anderer ähnlicher Einrichtungen, die sachlich wensu 2.000 oder ich weiß nicht wieviel Personen zu einem bestimmten Problem befragen. Auch Hitler hatte sein Gallup..... Der hat aber ganz anders aus.

In dem großen Fotoverband von Hofmann in München wurden die Fotografien der ganzen führenden Männer des dritten Reichs verkauft. Und in diesem Fotoverband war die Geliebte Hitlers, Eva Braun. Und Hitler verfehlte nie, regelmäßig dieses Archiv, diesen Verband aufzusuchen, um sich zu erkundigen nach dem Verkauf von Fotografien seiner Mitarbeiter. Einer der Gründe, warum ich jahrelang bei Hitler sehr viel galt, ist nicht etwa die Tatsache allein, daß ich seine Jugendorganisation erfolgreich aufgebaut hatte, sondern daß er sich alle vierzehn Tage sehr sachlich informierte

vSch: über die Zahl der von mir verkauften Postkarten. Das ist auch ein Test.

vL: Eine andere Sache. Dieser Gespräch zeigt doch eigentlich noch etwas anderes. Zu dieser Zeit scheint er doch nicht nur Sie, sondern auch andere Mitarbeiter noch um ihren Rat zu fragen.

vSch: Er war ausgesprochen unsicher hinsichtlich der Reihenfolge Hindenburgs. Er wollte, der alte Herr stirbt bald. Er wollte, dann kommt die Frage, wer wird Staatsoberhaupt? Und er hat zweifellos ein, zwei Jahre mit dem Problem gerungen, soll ich Staatsoberhaupt sein, ist das zweckmäßig oder ist es nicht viel besser, wenn ein anderer Amt der Spitze des Staates steht. Angenommen hätte sich neutralen von Standpunkt, ich möchte sagen, der leiblichen Verruf, eine Staatspräsidentenschaft Schacht. Dieser Staatspräsidentenschaft gehörte meine private Sympathie. Ich hätte den Vorschlag als Reichspräsidenten als die ideale Person empfunden, die streng rechtsstaatlich und kritisch über den Reichskanzler und seiner dynamischen Politik und seiner Bewegung machen würde. Sie wissen ja aus den späteren Entwicklungen, das eine Zusammenarbeit Schacht - Hitler wahrscheinlich nicht möglich gewesen wäre.

vL: Vielleicht hat sie sich dadurch nur verschlechtert die Zusammenarbeit, wenn er sich selbst einiges erhofft hatte, dann könnte ich mir vorstellen, liegt da der Bruch bei Schacht. So, wie wurde ihm in Erwägung gezogen haben, so müssen auch andere ihn in Erwägung gezogen haben. Warum eigentlich? Hatte er internationalen Ruf?

vSch: Schacht hatte den internationalen Ruf, er hatte die persönliche Integrität. Er war ein Mann, zu dem nicht nur die extremen

vSch/ Rechtskreise Vertrauen hatten, sondern auch Menschen, die früher ziemlich weit links gestanden hatten.

vL: Haben Sie mit Hitler ein mal darüber gesprochen?

vSch: Nein, über Schacht direkt nicht. Es lag in der Luft

vL: Ist über ihn gesprochen worden im Sprungkreis?

vSch: Das ist mir persönlich nicht reinzuziehen. Ich kann aus eigenem Wissen nur oben wiedergeben, was die Hitler selbst über die Frage Republik oder Monarchie gesagt hat, und was er dazu anfragen zu stellen hatte.

Eine andere Person, wenn man einmal von der Monarchie abgeht, gab es in Deutschland nicht. Gehen Sie einmal alle die durch, die damals vielleicht in Frage gekommen wären. Hugenberg, nein; das war der sozial-nationalste, der bei der Arbeiterschaft verhaftet war. Über Selte Diesterberg braucht man kein Wort zu verlieren. Wer sonst war noch da? Krupp von Bohlen etwa?

Ein integrier Mann, aber kein Staatsoberhaupt. Vielleicht irgendein großer Wissenschaftler? Dr. Lehner zum Beispiel, der Zepelinmann, der hätte sich von der Popularität her angeboten, aber den man schon vorher, als Staatsoberhaupt wäre er wahrscheinlich kein Gegenstand gewesen. Darum handelte es sich ja, um balance of power. Darum, daß bei der Ausstattung des Reichspräsidenten nach der Weimarer Verfassung ein Mann da war, der eine wirklich große politische Persönlichkeit war. Ich muß heute sagen, erstens alles, was man gegen Schacht nun einwenden kann, Schacht wäre der Mann gewesen. Wahrscheinlich der einzige. Es ist eine Anekdote, daß es nicht zu dieser Präsidentschaft Schacht gekommen ist. Sie kommen ja vielleicht die, oder können nicht, spätere Auseinandersetzung zwischen Hitler und Schacht, bei der sich dann im Vorzimmer die Journalisten versammeln, weil sie wissen, es geht um das Reichswirtschaftsministerium oder sogar um die Reichsbank. Ich weiß es

vSch: nicht mehr, aber ich glaube, es ging um das Reichswirtschaftsministerium. Nun Hitler und Schacht im Zimmer des Reichskanzlers. Langes Verhandeln; schließlich erscheint Schacht im Vorzimmer und wird von den Journalisten mit Fragen bedrängt. Die Fragen, was herausgekommen ist. Worauf Schacht in seiner unnachahmlichen Art sagt "Der Führer bleibt."

vL: lassen Sie uns von Schacht einen Sprung machen zurück. Wir haben, wie Sie sahen, das Jahr 1929. Hitler beginnt, sich zu wandeln. Wir haben die darauffolgenden Jahre, in denen die Nationalsozialisten nach vorn stürmen. Sie gewinnen mehr und mehr Plätze im Reichstag. Sie verlieren sie auch wieder, sie müssen verschiedene Krisen durchwandern. Dann kommt der glückliche Tag Ihrer Partei, der Tag der Machtübernahme. Während dieser Zeit beobachten Sie diesen Hitler, ein Mann, der im Kaiserhof sitzt, Interviews gibt, der dann und wann sagt, wenn es ihm paßt "Jetzt reisen wir ab", denn die Verhandlungen gehen eben nicht voran; der ist nun von heute auf morgen an der Macht, ist Reichskanzler. Ich glaube, wenn wir ihn aus Ihrer bisherigen Schilderung sehen, er ist geradezu überrascht über die Tatsache, daß er jetzt Reichskanzler ist, denn das Ziel, das er angestrebt hat, hat er nun erreicht, aber wird er mit der Aufgabe fertig? Erleben Sie nicht gerade in dieser ersten Phase einen ziemlich unsicheren Hitler?

vSch: Nein, gar nicht. Einen Hitler, der vorgefaßte Pläne, die er zweifellos in den Jahren 31 und 32 durchdacht hatte, sofort anpackt. Ich verweise nur auf das Beispiel der Überwindung der Arbeitslosigkeit durch Inangriffnahme der Autobahn.

Produktive Arbeit, die Brüning genau so hätte machen können oder Papen, Schleicher auch. Er hatte das gleichsam in der Schublade. In dem Moment, wo er Reichskanzler wurde, begann er, seine Pläne zu verwirklichen. Darin liegt ja auch das Geheimnis seines Erfolges in den ersten Jahren. Man hatte

vSch: allgemein das Gefühl, denken Sie nur an die Aufhebung der Automobilsteuer, die Ankerbelung der Automobilindustrie, an das "Fenster an" beim Spatenstich auf der Autobahn, an die Ankerbelung der Bauwirtschaft.

vB: Das sah alles nach außen hin sehr beeindruckend aus. Aber fragen wir heute einen Wirtschaftler, ich bin da zu wenig bewandert, so würde er uns natürlich, und Schacht bestimmt, aufzeigen können, wo er rein wirtschaftlich den Weg klar in die Inflation geht. Er manipuliert doch jetzt mit den deutschen Geldern herum. Das ist doch, wie ich es bisher aus den Darstellungen von Schacht und anderen sehe, ziemlich gefährlich gewesen.

vSch: Natürlich ist es gefährlich, aber in einer solchen Situation, wo es einfach um Sein oder Nichtsein geht von , ich glaube, 7 Billionen Menschen, die damals steuern gingen, mußte man auch etwas riskieren. Und Schacht hat ihn ja, was die Auslandsschulden angeht, mit den Verwechslern sehr geholfen. Es kommt ja bei all diesen Dingen gar nicht so sehr darauf an, was man im Augenblick tut, sondern auf das Psychologische, daß das ganze Volk davon überzeugt wird, daß jetzt endlich etwas getan wird. Dieses Gefühl war von dem Augenblick der sogenannten Machtergreifung an da. Natürlich sind die Autobahnen keine Erfindung Adolf Hitlers, sondern die Autobahnen sind eine Erfindung des Dr. Ing. Fott, der diesen Plan lange vor der Machtergreifung ausgearbeitet hat, durch was angeregt, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte er hier ein geniales Projekt schriftlich skizziert und dem Sekretär Hoß zugeschickt. Und Hoß brachte dieses Projekt zu Hitler. Hitler, hat dann im ersten Augenblick, als er die Möglichkeit dazu hatte, dieses Projekt zu verwirklichen, begonnen und Dr. Todt berufen. Man kann also sagen,

vSch: die Autobahnen sind von Todt, manx kann aber auch sagen, sie sind von Hitler. Es kommt immer darauf an, wer einen solchen Mann, der eine solche Idee hat, die Möglichkeit gibt, sie zu verwirklichen. Zweifellos hätte dieses ganze Projekt genau so Herr Schleicher, Brüning oder Papen verwirklichen können.

vL: Lassen Sie uns noch ein wenig bei der Person bleiben. Der Hitler, wie wir ihn aus den zwanziger Jahren kennen und wie er am 30. Januar 1933 am Fenster der Reichskanzlei steht, trägt einen dunklen Anzug. Gelegentlich zeigt ihn die Parteipresse, und zwar am 9. November und auch an den Parteitagen, im Braunhemd. Es wird nicht lange dauern, dann wird sein Staatsanzug überall gezeigt werden in der Presse, dann wird der braune Rock, die schwarze Hose das Bild bestimmen.

vSch: Das geschieht eigentlich erst mit dem Tode vom ehemaligen Reichskanzler.

Nach 33 hat er, glaube ich, die braune Uniform eigentlich nur zu Parteiveranstaltungen, bei Parteitag in Nürnberg usw. getragen. Bis zum Tode Hindenburgs blieb er sozusagen zivil.

Nach dem Tode Hindenburgs wird diese braune Uniform gewissermaßen die Uniform des Staatsoberhauptes. Immerhin habe ich aber auch später noch bis zum Kriege bei unzähligen Staatsempfängen Hitler immer wieder im Frack erlebt. Also, bei den großen offiziellen Empfängen in der Reichskanzlei, wenn ein Staatsoberhaupt kam, trug er einen Frack, nicht die braune Uniform. Die braune Uniform war eigentlich das, was er anzog, wenn er zu einem Reichsparteitag oder Gauparteitag fuhr.

vL: Personen wandeln sie. Der Parteiführer wird zum Führer einer Regierung. Bemerkte man jetzt schon etwas von dem nun in Zukunft wilden und tobenden Hitler?

VL: Ist in diesen Jahren etwas zu beobachten?

vSch: Was den wilden und tobenden Hitler angeht, muß ich hier aus meiner Erfahrung einer Legende entgegenreten, die ich eigentlich zum ersten Mal in Gefängnis in Spandau ~~sywywy~~ gelesen habe. Da hieß es "der Teppichboimer" "der Mann, der wildgeworden, sich auf den Boden wirft und sozusagen einen halben Pilsner aufißt in seiner Wut" diesen Hitler gab es natürlich überhaupt nicht. Wenn Hitler böse wurde, wurde er eiskalt und leise. Das war der gefährliche Hitler. Der Hitler, der gelegentlich einen Temperamentsausbruch hatte wie jeder andere Mensch und manchmal am Tisch etwas laut wurde, der war nicht gefährlich. Gefährlich war der stille, der kalte, der leise Hitler. Von einem Sichgehenlassen in der Weise, daß er nun, wie ich das in einigen Berichten gelesen habe nach 1945, mit schäumen- dem Munde schrie, habe ich nie etwas gesehen. Das gehört zu den Geschichtslegenden, die sehr eindrucksvoll sein mögen, aber in keiner Weise den Tatsachen entsprechen. Wer nun erwartet, daß Hitler nach der Machtergreifung ein anderer Mensch ist in seinen Äußerungen, in seiner Sprache, in dem ganzen äußeren Auftreten, der wird vielleicht durch die nachfolgenden Ausführungen enttäuscht. Hitler hatte um sich ja immer eine gewisse Kamerilla wie man weiß. Denken Sie an das Cafe Heck zurück. Diese Kamerilla mag sich sehr einfach und ungehobelt ausgedrückt haben. Der hitlerische Stil unterschied sich schon in der Kampfzeit erheblich von dem seiner nächsten Umgebung. Ich möchte sagen, er legte Wert auf eine gewisse gepflegte Form des Umgangs und, eines ist sehr charakteristisch für ihn, es wurde nie in seiner Gegenwart irgend-
se mit iger Witz gemacht oder eine Zote gerissen. Das nahm er nicht hin. Es war ganz undenkbar. Graf Reysorling hat einmal gesagt "Ein Mann, der niemals eine Zote reißt oder bei einer

Wach: Gute Nacht, der ist eigentlich gar kein richtiger Mann!
Ich habe viel über dieses Wort nachgedacht. Es ist tatsächlich
etwas daran. Wenn ich mir den Gefreiten im ersten Weltkrieg
vorstelle, denke ich mir auch, daß in seiner Gegenwart ein
derber Witz wahrscheinlich gar nicht möglich war. Später auch.
Obz nun der Anwärter auf die Macht oder der Reichkanzler und
später das Staatsoberhaupt, es ist immer das gleiche, es ist
da etwas von einer, ich möchte sagen, jugendlichen
Früherie im Umgang mit den derben Dingen, die nun einmal zum
Leben des Mannes gehören. Niemand von uns wird in Gesellschaft
einer Dame einen derben Witz machen wollen, aber unter Männern
ist eigentlich doch so etwas völlig natürlich.
Das war das Unnatürliche an Hitler, daß er so gleichsam eine
fast feminine Atmosphäre um sich verbreitete, in der derartiges
nicht möglich war. Stellen Sie sich einmal Bismarck im Kreis
seiner nächsten Freunde vor, wie derb mögen die Worte gewesen
sein, die dort gefallen sind. Keine Zoten im üblichen Sinne, doch
elegantlich ein derbes Wort. Das gab es bei Hitler nicht.
Wenn ich die Parallele einmal hier ziehen darf, das gab es
bei Bismarck auch nicht. Es ist ganz erstaunlich, wie Hitler und
Bismarck so empfindlich waren auf diesem Gebiet der derben
Männersprache, und wie sehr sie sich darin glichen, daß sie
beide, ich möchte sagen, es geradezu unmöglich machten, ein
derbes Wort auszusprechen. Ich kenne viele große Männer der
Geschichte, aber eigentlich, wenn ich sie alle zusammennehme,
bei allen, außer Hitler, konnte man auch einmal etwas Derbes
sagen. Es ist das so ähnlich wie mit der Liebe zu den Tieren usw.
Über nichts konnte sich Hitler mehr erregen als über Tier-
quälerei. Aber die Menschenquälerei die war bei ihm drin.
Über Vivisektionen konnte er sich stundenlang bei Tisch erregen

schon ist die Vivisektion, man kann sagen, was man will, einfach eine Notwendigkeit für die ärztliche Forschung. Wir brauchen einem Tier nicht wehzutun, wenn es wird betäubt, bevor Versuche gemacht werden. Aber wenn nicht Tierversuche gemacht werden, können wir nicht zu den erfolgreichsten Operationen an Menschen gehen. Hier war eben ein ganz übertriebenes kugstilles, unrichtiges Gefühl für das Tier vorhanden. Ich bin selbst ein großer Tierliebhaber, aber wenn es darum ginge, eine Operation auszuführen, würde ich sagen, man solle es erst an einem Hund ausprobieren.

Es kommt mir überhaupt auf das ganze Verhältnis von Hitler zum Tier zu sprechen.

Ich glaube, darüber hat noch niemand bisher etwas gesagt.

Einerseits war Hitler ein passionierter Hundeliebhaber, andererseits konnte er Pferde nicht leiden. Das ist nun auch wieder interessant. Das Pferd ist ein feudales Symbol, wenn Sie es so wollen. Hitler wollte, er hat es ja dann auch geschafft, die ganze Wehrmacht in der ersten Bewehrung mit sehr guten leichten Argumenten, was soll in einem modernen Krieg noch eine Kavallerie. Absolut richtig. Aber, auf der anderen Seite, was ist ein Offizier ohne Pferd, das nicht neben seiner Arbeit täglich einige Stunden auf dem Pferd verbringt? Wie ist gar nicht zu verstehen, was für die 40-50-Jahrigen der Führer, der die Armee zum Weltmeister in der Landwehr machte, die Tatsache bedeutete, daß sie täglich in Tiergärten ritten. Die Männer blieben dabei jung, elastisch, sportlich, und sie mußten sich eben einfüllen jeden Tag, wie das jeder Reiter mag in sein Tier, und sie mußten sich dabei anstrengen. Hitler hatte überhaupt kein Verständnis. Er war ein erklärter Feind des Pferdes und ein erklärter Feind des Pferdes. Das Pferd natürlich sah er als ein Relikt an, das durch den Motor überwunden wird.

Wir hätten einmal eine Parade unter den Linden. Es bleibt mir

vach: urve ge lich in Irin erung, wie ein kommandierender General nun da zu Pferde seine Forderung macht und das arme Tier, nervös geworden, fängt nun an, rückwärts- und seitwärts zu gehen, und der arme General vertuscht vergeblich, seine Forderung vorwärtsmäßig anzubringen. Es war ein furchtbarer Anblick. Das Pferd im Irabegaber, der kann immer nun bestrebt, mit präsentierter Flinte die vorwärtsmäßig Forderung zu erstatten, und immer weiter entfernte sich das Pferd zu dem widerstrebenden General, der nota bene ein miserabler Reiter war, von dem man überhaupt, den Oberbefehlshaber der Wehrmacht, der da eine Forderung entgegenzusetzen hatte. Darüber konnte man hinterher in der Reichshandlung sehr beachtliche Bemerkungen machen und sagen, "da sieht man es wieder, wenn ein Mann in Jeep vorzufahren wäre, wäre alles lachlos vorübergegangen. Es war es eine lächerliche Angelegenheit. Die Engländer haben sich köstlich amüsiert und ich auch." Dann sagte er zu einem Adjutanten, der Ritzmeister war, "Sporen trug ich einmal in mein Arbeitszimmer und holen Sie mir den und den Vorgang." Also, Sporen, Pferde, Reiter waren bei ihm unterdurch. Vielleicht stimmt ihr heute die Verhöhnung der Militär in dieser Auffassung zu. Eine große Anzahl von Offizieren wird heute noch der Ansicht sein, daß, wer reitenlich ist, auch ritterlich ist. Die ganze Tierliebhaberei der Reiter ist ja im wesentlichen nichts Tieferes gewesen. Wenn seine Offiziere waren eben auf dem Berghof oder in seinem Hauptquartier in einem Genere eingesperrt. Er hat sie täglich vielleicht eine Stunde gesehen. Ich finde, wer wirklich ein Tier liebt, der lebt mit dem Tier zusammen, ob es ein Pferd ist oder ein Hund.

vL: In dieser Zusammenhänge, wie können es hier vermerken, ist, daß der Chef der Wehrmacht entpente im Führerhauptquartier, Reichel, das ist der, der genannt wurde.

vL: Ja, bei ihm besonders unbeliebt war, weil er sich während seiner Dienstzeit im Hauptquartier dort ein Reitpferd hielt. Ich wusste den tieferen Hintergrund bisher nicht, daß Hitler eine ausgesprochen Abneigung gegen Pferde hatte.

vSch: Hitler konnte nicht schwimmen, nicht tanzen und nicht reiten.

vL: Nun hat er ja auch noch etwas Anderes gehabt. Er hatte eine unwahrscheinliche Scheu, abhängig davon, daß ihm vielleicht dieses Bild feiert und hecke, einble ich, waren es, im Badeanzug irritiert hat, jemanden an seinen Körper heranzulassen.

vSch: Er war mittelmäßig schwimmt, aber er war nicht misgebildet.

Es bestand ja gar kein vernünftiger Anlaß zu einer solchen Scheu

vL: Sehen Sie sich aber die Geschichte an, die haben Sie mir, glaub ich, auf einer Spezialtagung erzählt, daß kein Schneider

vSch: Ja, es wurde eine Tuppe gemacht. Er ließ sich keinen Anzug anmassen, sondern er ließ eine Tuppe herstellen nach den Maßen, die seine Adjutanten über ihn hatte. Für diese Tuppe wurden dann seine Röcke, sein Hut und seine Uniformen gemacht. Sie sahen ja auch ein bisschen aus.

vL: Das sind aber erst noch einige gewöhnlichen mit sein. Nimmern wir uns an die Rede zum Thema "Ihrer Vater in der Luft" was trägt der Mann für einen erstaunlichen Checkup."

vSch: Ja, früher hat er das noch gemacht. Ich glaube, er ist zu Scherron nicht mehr gekommen, zu einem ganz guten Schneider damals. Aber später hatte er eine Scheu davon. Um auf das zurückzukommen an; es ist für mich ein Beweis oder Test: wer nicht schwimmen, nicht tanzen und reiten kann, der hat ei en Preis. Zu reiten braucht kein Mensch zu können, aber schwimmen und tanzen von jeder Art doch können. Und er das nicht kann, hat er einen Minderwertigkeitskomplex.

Nun kommen wir zu der berühmten Liebe zu den Bergen bei Hitler. Ist diese Liebe zu den Bergen nicht auch ein bisschen

vSch: erklärlich aus der Abneigung, an der See zu sein, weil er nicht schwimmen kann? Ich habe es jedenfalls so empfunden, sobald wir auf das Thema Schwimmen kamen, wich er sofort dem ganzen Fragenkomplex aus. Er wollte gar nichts mehr darüber hören.

vL: Merkwürdig, wenn man ihn dann irgendwo an der See sieht, zum Beispiel beim Besuch der Familie Goebbels in Heiligendamm. Ständig hebt er sich ab von allen Leuten, die da sind durch einen Strahlenanzug.

Nun ist das für ihn, als er an der Regierung ist, doch ein bisschen schwierig.

vSch: Was heißt schwierig. Wenn ich Staatsoberhaupt bin, kann ich mir auch eine Schwimmanstalt reservieren und schwimmen lernen.

vL: Es mag schon was daran sein. Das Bild Hitler an der Ostsee,

vSch: Denken Sie einmal an das herrliche Bild zurück, was ungefähr in denselben Jahren erschien. Der alte Gerhart Hauptmann, halbnackt irgendwo in Süditalien, aus dem Wasser steigend. Ich finde gar nichts dabei, wenn ein Staatsoberhaupt in der Badekasse fotografiert wird.

vL: Zum Thema: er hat sich nun entschlossen, daß er in diesen Jahren der Übermensch wird. Wie weit legen Sie die Zeit, bis er zum Unmensch wird?

vSch: Da muß ich sehr früh anfangen, obwohl ich es damals nicht erkannt habe. Das muß bereits am 30. Juni 1934 begonnen haben.

vL: Die Periode Übermensch wäre also von 1929 bis 1934.

vSch: Ja, aber nicht erkannt. Ich habe sie als viel weitergehend empfunden, nämlich bis zum Ausbruch des Krieges.

Heute würde ich sagen, mit dem 30. Juni 1934 bricht er das moralische Gesetz und handelt auch gegen das Bürgerliche Gesetzbuch. Da beginnt der Betrug. Da wird der alte Reichspräsident betrogen mit Staatsnotstand und weiß ich. In Wirklich-

vSch: Keit wird da nur ein Rivale abgeknallt, der im Grunde genommen gar kein wirklicher Rivale war. Hier beginnt das Unrecht, hier beginnt das Verbrechen.

Damals war ich der Ansicht, der gleichen Ansicht, wie der alte Hindenburg, daß es staatsnotwendig war. Heute sage ich nein. Damals aber sah ich noch einen Bogen, der aufsteigende Hitler, der Übermensch, der Mann, der 1936 zu den Olympischen Spielen die ganze Welt zu Gast hatte, der Mann, der 1939 seinen 50. Geburtstag feiert mit den Abordnungen aus aller Welt. Dann der Beginn des Krieges. Hier beginnt der große Zweifel, und hier beginnt bereits die Paranoia, denn ich halte Hitler für einen Paranoiker.

vL: Zurück zu 1934. Setzen wir voraus, wir haben immer noch den greisen Marschall an der Spitze, daß Hitler selber in dieser Situation, wer weiß, was ihm suggeriert wurde, annahm, daß er handeln mußte. Sie waren mit ihm angetreten zu einer Revolution. Revolutionen erfordern, zumindest nicht in Deutschland, aber in jedem anderen Land der Welt Opfer. Vielleicht sah er da seine historische Sendung, der erste zu sein, der Opfer bringt in einer Revolution in Deutschland. Kann man das zunächst so als Anfang sehen? Er ist ja noch geschützt durch das Staatsoberhaupt?

vSch: Ja. Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder. Man mag das als ein Gesetz jeder revolutionären Erhebung ansehen. Aber es bleibt doch ein Rest zu tilgen, peinlich. Da ist ein Staatsoberhaupt, das völlig souverän über die Rechtsstaatlichkeit des Ganzen zu wachen hat. Dieses Staatsoberhaupt hat inzwischen einen Freußenwald geschenkt bekommen. Zu dem Gut Neudeck den so genannten Freußenwald. Es ist sehr ungewöhnlich, auch in alten Preußen, das ist im alten Preußen nie vorgekommen, um es genau zu sagen, daß Botationen von unten nach oben gehen. In diesem Fall hat das

vSch: Haus Hindenburg sich von Göring, einen unermesslichen Besitz schenken lassen, den Freudenwald, als Analogie zum Sachsenwald Bismarcks. Der Sachsenwald Bismarcks war ein Geschenk seines dankbaren Kaisers und Königs an den treuen Staatsdiener. Der Freudenwald Hindenburgs war ein Geschenk von Hitler und Göring an das souveräne Oberhaupt des Deutschen Reichs. Hier setzt meine Kritik ein, auch damals schon, und damals ausgesprochen.

vL: Gegen wen ausgesprochen?

vSch: Im Kreise meiner Kameraden. "Wie kann ein Souverän sich von seinen Untergebenen einen Millionenbesitz schenken lassen, ohne von diesen Unterebenen abhängig zu werden?"

Ich bin nie ein Verehrer Hindenburgs gewesen, außer, als ich 12 Jahre alt war und den Eisernen Hindenburg im Schulhof nagelte. Damals ja, später, als ich etwas älter geworden war und die Geschichte der Flucht Kaiser Wilhelm II erfuhr, habe ich erfahren, was Schulenburg gesagt hat, und mit den Schulenburgs fühle ich mich verbunden, und was Hindenburg gesagt hat. Schulenburg war der einzige, der dem Kaiser den Rat gegeben hat, der die Dynastie der Hohensollern gerettet hätte. Hindenburg empfahl ihm die Flucht. Hindenburg, später als Reichspräsident, hätte die ganze deutsche Geschichte wenden können, wenn er am 30. Juni 1934 Nein gesagt hätte und eine Überprüfung der gesamten Vorgänge durch das Reichsgericht verlangt hätte.

vL: Glauben Sie, daß das nach außen gedrungen wäre. Glauben Sie, daß Hindenburg mit seinem Vorschlag durchgedrungen wäre.

vSch: Hindenburg besaß damals die Macht. Vergessen Sie nicht, daß er nicht nur die Macht, sondern die Wehrmacht besaß. Selbstverständlich hätte ein Hindenburg, der auf den Vortrag meines Freundes Funck, des Reichspressechefs, über die Vorgänge

vSch: des 30. Juni, nicht beantwortet hätte "wer Geschichte macht, muß auch Blut fließen sehen" sondern gesagt hätte "Ich verlange Rechenschaft über das Blut, das geflossen ist", die ganze Geschichte gewendet, auch noch in seinem hohen Alter. Aber dazwischen stand eben nicht ein Rechtsbewusstsein sondern der Preußenwald. Das ist das ganze Geheimnis. Sagen wir es einmal mit ganz deutlichen Worten: es ist eben nichts Anderes als eine Korruption.

vL: Hindenburg war korumpiert worden. Glauben Sie, daß das bewußt schon geschahen war?

vSch: Hitler hatte große Sorgen, um die Haltung des alten Herrn nach dem 30. Juni.

Ich weiß aus Mitgliedern der näheren Umgebung Hitlers, wie nervös Hitler gewesen ist nach dem 30. Juni, wie der alte Herr die Nachricht von der Erschießung der ganzen Weckschaer oder Mitarbeiter Kochs aufnehmen würde, darüber denken würde. Es muß da, nachdem, was ich nachträglich erfahren habe, ungefähr fünf bis sechs Stunden lang ein Wittern gewesen sein in der Umgebung Hitlers über die Reaktion des alten Herrn.

Keine andere Person als die Funcks, der von Masuren, wo er sich damals aufhielt, zu Hindenburg fuhr, hat die Sache im hitlerischen Sinne lösen können. Wobei Funck durchaus gutwillig war.

Ich weiß das aus Gesprächen im Spandauer Gefängnisgarten, daß er damals felsenfest überzeugt worden ist durch den persönlichen Anruf Hitlers, daß ein Staatsstreich, der das Reich zum Ruin geführt hätte, durch ihn in letzter Minute niedergeschlagen worden war.

Das war Funcks Überzeugung, und er hat die Überzeugung, die ihm von Hitler suggestiv per Telefon übermittelt wurde, Hindenburg vorgetragen. Wenn damals, Schleicher war doch erschossen worden, oder sagen wir mit nüchternen Worten, mitsamt seiner

vSch: Frau ermordet worden war, Herr von Blomberg nachher noch
gefahren wäre, zum alten Herrn, und hätte gesagt "Bin hierher
und nicht weiter", dies rührt an die Ehre der Armee. Jetzt
muß Einhalt geboten werden, jetzt oder nie", dann hätte
sich das Schicksal gewendet. Was wäre dann übriggeblieben?
Von diesem ganzen Haasaker von 30. Juni? Dann wäre eine
Reichsuntersuchung im Auftrage des Reichspräsidenten er-
folgt durch höchste Mitarbeiter des Reichsgerichts, und da
wäre festgestellt worden: Roehm war ein Homosexueller, ein
Staatsstreich war nicht geplant. Schleicher hatte überhaupt
keinen Staatsstreich geplant. Schleicher war gar nicht be-
teiligt an diesen ganzen Unternehmungen. Seine Frau ist er-
mordet worden, Clausner ist ermordet worden, usw., usw.

vL: Vergessen ist nur nicht: der Reichstag hatte schon gebrannt.
Am 27. Februar 1933. Der Attentäter van der Luppe war, meiner
Meinung nach, schon vor Gericht, und das Reichsgericht hatte
schon gezeigt, wie beweglich es sein konnte im Sinne der
Regierung. Ich glaube nicht, daß das noch viel ausgemacht
hätte. Ich glaube, daß diese Untersuchung, auf die Sie so viel
setzen, wenig erbracht hätte.

vSch: Vielleicht ist es eine akademische Erörterung, aber wann ich
an die Armee denke, der mein Vater angehörte, vielleicht be-
stand sie nicht mehr,

vL: Die war ja auch schon befriedigt. Der Kopf war nicht mehr da.
Die sogenannte Kiliz-Armee mit dem starken Mann an der Spitze,
dem Stabschef Roehm, war ja durch dessen Tod erledigt und die
Reichswehr hatte nun die Chance zu kommen, sich von Hitler
ins Spiel einsetzen zu lassen.

vSch: Eine Reichswehr, die politisch dachte. Die alte Armee dachte
in Rechtskategorien. Diese alte Armee, da mögen Sie recht
haben, bestand nicht mehr. Wir haben dann ja später an der

vSch: Ehe Blomberg gesehen, wie brüchig oben in dieser für uns Inst als Preußen unantastbar gehaltene Institution schon alles geworden war. Liegt hier nicht das eigentliche Problem, daß eben der Nationalsozialismus, die nationalsozialistische, dynamische revolutionäre Bewegung ihr Gegengewicht, das natürliche verloren hatte. Wäre dieses Gegengewicht integer gewesen, wäre in der entscheidenden Stunde vielleicht noch alles gewendet worden.

Aber es hat keinen Sinne, das zu sprechen, was in der Geschichte hätte sein können. Ich kann nur über das sprechen, was war.

vL: Aber eines ist gewesen, das haben Sie erfahren in Spandau, spätestens, durch Ihren Freund Funck. Dieser Ausspruch könnte ja eigentlich als Geleitwort für die zukünftige Zeit über dem Handeln von Hitler stehen

vSch
xkx Was er alte Herr sagte? "Wer Geschichte macht, muß auch Blut fließen sehen".

vL
xkxk Hätte er dieses Wort gesprochen ohne den Preußenwald
Das Wort ist ja praktisch das Leitwort für die Zeit bis zu seinem Ende

vSch: Der Gefreite des ersten Weltkrieges hat nun aus dem Munde des Generalfeldmarschalls des dritten Weltkrieges das Leitmotiv für sein Handeln.

vSch: Hoß hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Professor Meyer-Schwickeradt in Essen seit 15 Jahren große Erfolge mit einer Operation der Netina von vorn, ohne Drehung des Auges durch die von ihm erfundene Lichtkanone, bei Zeiss gebaut, gehabt hätte.

vL: Eine Frage: da ist der Befangene hier und der Befangene Schirach, man weiß gegenseitig von den Herren. Nun findet Hoß etwas in der Zeitung. Wie teilt er Ihnen das mit?

vSch: Er sagte mir das im Garten. Alles Gesundheitliche interessierte ihn sehr, und er nahm an seinem Augenleiden sehr großen Anteil. Nun war aus dieser Notiz eigentlich nichts Anderes zu erfahren, als daß Professor Meyer-Schwickeradt 15 Jahre früher bei der großen Sonnenfinsternis festgestellt hatte, daß Personen, die durch ungegeschütztes Glas in die Sonne geblickt hatten, Narben in der Netina hatten. Er hatte nun den genialen Einfall, zunächst durch diese Sonne selbst Netzhautablosungen, wie soll man sagen, zu verlöten. Und war nun im weiteren Verlauf seiner Forschungen dazu gelangt, eine Lichtkanone zu konstruieren. Er hat es mir später selbst erzählt. Er hat diese ^{erste} Lichtkanone mit eigenen Händen gebaut, mit deren Hilfe er durch Xenonstrahlen, Quecksilberdampfstrahlen, nadelstichfeine Lötungen degenerierter Stellen der Netina vornehmen konnte. Er machte gewissermaßen um die gefährdete Stelle einen Kreis aus vielen Punkten und befestigte so die Netina. Als ich das gelesen hatte, wußte ich, daß das der Mann war, der mir helfen konnte, denn eine neue diathermische Operation wäre für mich wegen der langen Zeit des Stillliegens und der damit verbundenen Thrombose-Gefahr gefährlich gewesen. Hier aber hatte ein Mann eine neue Operationsmethode ersonnen, die dem Patienten ermöglichte, bereits nach vierundzwanzig Stunden sich zu bewegen. Ich schrieb also an seinen ältesten Sohn, er möchte doch ver-

-240- -230-
Vlicht: suchen, über diese Operationsmethode genauere Auskunft zu bekommen und bat ihn, sich an Professor Meyer-Schwickeradt direkt zu wenden.

Mein Sohn erhielt auf Grund seiner Fühlungnahme mit dem Professor eine umgehende Zusage von diesem, daß er bereit sei, mich sofort zu untersuchen und gegebenenfalls zu operieren.

Nun setzte der Kampf meiner Söhne ein um die Durchsetzung dieser Operation. Ich muß vorausschicken, daß nach der für das Allied Prison Spandau geltenden Regelung kein deutscher Arzt das Gefängnis betreten durfte. Nur Ärzte der vier Gewaltsam-mächte waren berechtigt, die Gefangenen zu behandeln.

Es war ein Novum, daß gefordert wurde, daß ein deutscher Arzt zur Behandlung eines Patienten zugelassen würde.

In dieser Situation waren es wieder die Engländer, die die Initiative an sich mißten. Insbesondere der britische Botschafter Sir Frank Roberts, der forderte, daß diese in meinem speziellen Fall einzig mögliche Operation an mir vorgenommen würde durch Professor Meyer-Schwickeradt aus Essen.

Nun schlossen sich die drei, die zwei Botschafter der West-mächte dem Vorgehen des Engländers an, und es wurde dem russischen Botschafter Abarassimow(?) in Ost-Berlin, der für die Belange des Allied Prison in Spandau zuständig war, ein Brief der drei Westmächte überbracht, in dem seine Zustimmung zu einer Untersuchung und gegebenenfalls zu einer nachfolgenden Operation durch Professor Meyer-Schwickeradt erbeten wurde. Ich glaube auch, sich zu erinnern, daß Colonel Hanfield, der britische Direktor des Allied Prison im Auftrage seines Botschafters persönlich nach Ost-Berlin fuhr, um dort vorzutragen, daß die Westmächte auf dieser Behandlung bestanden. Es gab noch ein Zwischenspiel. Ein ausgezeichnete,

vSch: sehr junger, russischer Ophthalmologe aus Karlsruh unter-
suchte mich, und ich hatte durchaus den Eindruck aus der Unter-
haltung mit ihm, daß die russischen Ärzte, und er besonders,
die Forderung nach dieser Operation unterstützten. Plötzlich
kam dann das grüne Licht. Nun wurde eine Fahrt, da ja ein
deutscher Arzt das Allied Prison nicht betreten durfte, in
das Westend-Krankenhaus in Berlin organisiert, in die dortige
Augenklinik, die dem Professor, Name fällt mir noch ein,
als Ordinarius unterstellt ist. Colonel Banfield, der
Engländer, sagte mir vorher "Wir hören jetzt mit den blöd-
sinnigen Konvois auf. Eigentlich wäre ^{es} ich doch am einfachsten,
wenn wir beide uns auf einen Bus setzen und ins Westend
führen. Wenn wir wieder diesen riesigen Konvoi machen, dann
macht das nur ein ungeheures Aufsehen. Sie laufen uns nicht weg.
Ich habe es auch bei meinem General erreicht und den anderen
zuständigen Stadtkommandanten, daß man den Konvoi etwas ver-
einfacht." Trotz der Vereinfachung blieb immer noch genug
übrig. Zu meiner großen Freude waren einige mir bekannte
britische Militärpolizisten in dem Wagen, der mich ins West-
endkrankenhaus fuhr. Sie wissen ja, ich war sieben Wochen
im britischen Militärhospital. Ich kenne die Hälfte der ganzen
britischen Militärpolizei persönlich und habe mit den meisten
Schach gespielt und, verzeihen Sie mir die Eitelkeit, auch
die meisten geschlagen.

Zwei von diesen Jungen saßen in dem Auto, das mich ins Westend
brachte, und ich fragte sie nach ihren Frauen und Kindern.
Wir nahmen alte Gespräche wieder auf, und nach einer langen
Fahrt landeten wir in Westend. Dort war schon eine Erregung,
wie sie herrscht bei der Truppe, ehe ein Generalfeldmarschall
kommt. Das bezog sich auf das Eintreffen von Professor Meyer-
Schwickeradt. Der ist auf seinem Feld in der Augenchirurgie

vSch: so etwas wie Eisenhower, infolgedessen herrschte unter Schwestern, Krankenpflegern und Ärzten eine entsprechende Emotion.

Ich kam in den Raum, in dem die Diagnose vorbereitet wird. Da waren einige sehr freundliche Berliner Krankenschwestern. Ich sagte ihnen gleich " Sie sind die ersten deutschen Frauen, die ich seit 1945 sehe." Wir haben uns unterhalten, die Hände geschüttelt, ein bißchen Flachs gemacht. Eine sehr hübsche junge Krankenschwester hat mir nun in mein einziges verbleibendes Auge noch Tropfen geträufelt, und sie hat gesagt " Sie müssen das Auge schließen, damit es schneller wirkt" Da sagte ich " Das ist aber schade" worauf sie sagte "Warum?" Dann plötzlich sagte "Ach so" und zu lächen begann.

Nun kam mein bewährter späterer Helfer Professor Kleeberger, der Berliner Augenarzt, dem es oblag, gleichsam als Gastgeber in dieser Augenklinik, sie gehörte Professor Gasteiner, den großen Mann Meyer-Schwickeradt zu empfangen und dafür zu sorgen, daß die ganze Untersuchung reibungsgelöst ablief.

Wir gingen in den großen Untersuchungsraum. Die Direktoren des Gefängnisses, die dabei sein müssen, wenn einem Spandauer Gefangenen etwas untersucht oder operiert wird, vier oder fünf Krankenschwestern, Professor Kleeberger und Professor Meyer-Schwickeradt, der mir noch, bei der Begrüßung, als er mir die Hand gab, zuflüsterte "Herzliche Grüße von Klaus" meinem ältesten Sohn und seinem Assistent Dr. - Essing. Nun wurde das Auge untersucht und Professor Meyer-Schwickeradt wandte sich an die zahlreich versammelten alliierten Männer und hohen Offiziere und sagte "Soll ich deutsch, englisch oder französisch sprechen?" Auf den Wunsch, daß er englisch sprechen möge, hielt er einen Vortrag über seine Operationstechnik, über die Lichtkoagulation, und dann nach der Untersuchung meines Auges über seine Diagnose. Es war noch ein lustiger

Woh: Zwischenfall, als er mich fragte "Können Sie mir auch folgen" da er englisch sprach. Darauf der Colonel Barfield nur sehr ruhig sagte "His english is better than mine" Dann sollte ein ausgezeichnete Vortrag in Englisch von Meyer-Schwickeradt ab, der mir wieder einen Begriff davon gegeben hat, welchen Horizont dieser Mann hatte. Er war gerade aus Paris nach Berlin geflogen, und er flog von Berlin in die Vereinigten Staaten, um dort Lichtkoagulationen vorzunehmen und ~~XXXXXX~~ Ophthalmologen über seine Operationsmethode aufzuklären. Es ist vielleicht ganz angebracht, hier zu sagen, daß Meyer-Schwickeradts Lichtkanone in fast allen Ländern der Erde steht und daß sie von ihm und seinen Schülern erfolgreich Tag für Tag eingesetzt wird.

Die nächste Phase. Meyer-Schwickeradt hat gesagt "In diesem Stadium möchte ich nicht operieren. Ich komme vierzehn Tage später" Nach vierzehn Tagen war der Plan folgender: Operation im Westendkrankenhaus, aber nicht Aufnahme im Westendkrankenhaus, weil die Unterbringung des englischen Militärs und der britischen Militärpolizei plus den Bedürfnissen für mich, eigenes Zimmer, eigenes Bad, eigenes Vorzimmer mit Militärpolizei völlige Abschirmung von dem Verkehr mit Deutschen unüberwindliche Schwierigkeiten machte. Als war der Plan, Operation dort, dann Transport, auf dem Rücken liegend, zum britischen Militärhospital. Damit war ich sehr zufrieden, denn im britischen Militärhospital war ich inzwischen zweimal gewesen und Zuhause.

Die Operation.

Die Direktoren nehmen im Operationsaal an der Operation teil. Die Direktoren des Gefängnisses müssen dabei sein, das ist Vorschrift. Es darf an einem Gefangenen des Allied Prison nichts operiert werden, ohne daß die Direktoren Zeugen sind.

vich: Au. orden nahmen natürlich noch teil auf Einladung, weil er
 daran interessiert war, mein Freund Oberstleutnant Miln(?)
 aus Iserlohn, der oberste Augenarzt der britischen Rheinarmee
 und Oberstleutnant O'Brien, ein gebürtiger Ire, der der
 Cheführung des britischen Militärhospitals war. Und noch
 weitere Personen. Es war noch der Oberst Miles, der amerikanische
 Chefarzt der in Berlin stationierten Amerikaner und Leiter
 des amerikanischen Hospitals anwesend. Vielleicht noch der eine
 oder andere Dolmetscher, drei bis fünf Krankenschwestern und
 Prof. Kleeberger und als Assistent der von Prof. Meyer-
 Schwickerad mitgebrachte Dr. Lessing.

Nun wurde ich auf eine Art Sopha gelegt und bekam eine Injektion
 unter den Augapfel. Das ist eigentlich bei dieser ganzen
 Operation das einzig Schmerzhaftes. Das ist so ähnlich, wenn
 ein Backenzahn gezogen wird, und man eine Injektion bekommt.
 Das Auge wird dadurch starr und unbeweglich und kann nicht
 zucken, den Lichtblitzen ausweichen.

Ich liege bei vollem Bewußtsein. Man kann eigentlich von einer
 Operation gar nicht sprechen. Ich glaube, Prof. Meyer-Schwickerad
 hat mir einmal gesagt, daß es eigentlich mehr eine Behandlung
 ist. Nun fährt die Lichtkanone des Professors über das Auge.
 Der Boden dieses Krankenhauses ist absolut stabil-Es gibt
 nicht die geringste Schwankung. Das ist eine der Voraus-
 setzungen. Die Lichtkanone, die auf Gummirädern bewegt wird,
 wird lautlos um das Auge gewissermaßen zerherumgefahren.

Man blickt in das Okular und der Professor hat nun die
 degenerative Zone der Retina genau im Blick. Es ist durch
 die atropinartigen Tropfen die Pupille sehr stark erweitert.
 Er schaut nun in das Degenerationsfeld, und wie ein alter
 Maschinengewehrschütze drückt er auf den Abzug, und bei jedem
 Schuß wird nun mit delatichfein eine kleine Warbe erzeugt, bei

vSch: Der die Retina mit ihrem Untergrund, der Lederhaut verschmolzen wird. Das geht so: obere Degenerationszone 50 Schuß und untere noch einmal mehrere Schuß. Das ganze Feld wird gewissermaßen eingekreist durch viele Kurven nadelstichfeine Punkte. Damit ist die ganze Sache vorüber.

Wenn man bedenkt, wie man früher die Patienten stillegte, das Auge halb herausdrehte, usw.

Diese Operation, das muß hier gesagt werden, ist nur möglich, wenn die Ablösung nicht mehr als eine Dioptrie beträgt.

Die Krankheit muß im Frühstadium erkannt werden.

Die Kommandanten gratulieren, dem Professor und mir. Dann werde ich auf die Bahre gelegt und entschebe in das britische Militärhospital. Da liege ich dann, und das ist das Erstaunliche an der Operation, nur 24 Stunden still.

vL: Wir als Menschen in der Freiheit haben natürlich davon gewußt, daß Sie operiert werden, daß Sie krank sind und daß wieder ein neuer Eingriff stattfindet. Der Kontaktmann von uns zu Ihnen war Prof. Meyer-Schwickeradt. Gab es irgendwo eine Berührung, wo man merkte, daß dieser einmalige Arzt auch die menschlichen Beziehungen suchte.

vSch: Ich sagte Ihnen ja schon, er hat mir als Erstes gleich Grüße von Klaus zugeflüstert.

vL: Das ist ein bißchen wenig. Draußen geht die Welt weiter, und hier ist jemand seit 19 Jahren aus dem Verkehr. Vielleicht hat Prof. Meyer-Schwickeradt irgendwelche Bindungen an das System.

vSch: Nein, das glaube ich nicht. Natürlich konnte bei diesen kurzen Begegnungen mit Prof. Meyer-Schwickeradt nicht jene, sagen wir, Freundschaft entstehen, wie sie zwischen mir und den britischen Ärzten bestand.

vL: Das ist doch komisch. Wenn ich da draußen sitze und der Sohn

vL: das berührten oder berührtigten, oder aus welcher Sicht Sie es sehen wollen, Kriegsverbrechens tritt an mich. Ich übernehme diese Operation. So empfinde ich genau das: dieser Mann, der bisher so streng isoliert war, wird mir morgen gegenüberstehen bzw. ich werde an ihm einen Eingriff vornehmen. Dann empfinde ich dazu noch die Auszeichnung, worauf jede Publizistik aufgebaut ist, die einmalige Begegnung.

vSch: Prof. Meyer-Schwickeradt war sehr freundlich zu mir. Er hat mich 24 Stunden nach der Operation im britischen Militärhospital aufgesucht, er hat dann angeordnet, was weiter zu tun ist. Ich durfte aufstehen, mich rasieren, baden, im Stuhl sitzen. Er hat dann die weitere Behandlung dem Prof. Dr. Kleiberger übertragen während seiner Abwesenheit, der mich alle paar Tage untersucht hat, um festzustellen, ob die Koagulationsnarben sich richtig entwickeln. Natürlich bin ich dabei zu Prof. Kleiberger in ein näheres Verhältnis getreten, weil ich mit ihm öfter gesprochen habe als mit Meyer-Schwickeradt. Aber ich muß sagen, mit Prof. Kleiberger hab ich ein bisschen mehr plaudern können, denn er war Berliner, genau wie ich. Ich bin ja in Berlin geboren, und Prof. Kleiberger war eben sehr häufig da. Er hat mir übrigens ganz zum Schluß, am Ende der Gefangenschaft, da ist er mir noch einmal begegnet, ich will das später noch einmal schildern. Meyer-Schwickeradt kam dann ungefähr nach 14 Tagen wieder nach Berlin geflogen und untersuchte das Auge und erklärte die Operation für gelungen. Dann wurde ich kurz darauf wieder in das Gefängnis zurückgebracht.

Dann kam noch eine Schlussuntersuchung im Dezember 1965. Die hatte Meyer-Schwickeradt verlangt, und die durfte er auch verlangen. Er wollte wissen, wie sich nach einem halben Jahr das Auge entwickelt hatte. Nun war wieder ein gewisses Tauziehen zwischen den Alliierten, bis schließlich es gelang, zu erreichen,

vSch: daß Meyer-Schwickeradt in das Allied Prison selbst ein-
treten durfte. Sonst hätte ich ja wieder mit einem Konvoi
zu dieser einen einzigen Untersuchung ins Westend fahren
müssen. Das wurde erreicht. Prof. Meyer-Schwickeradt erschien
im Sanitätsraum des Allied Prison, untersuchte mein Auge,
erklärte sich befriedigt von dem Befund, und dann war ich
wieder in der Obhut meines Freundes Oberstleutnant Miln(?),
der die weiteren Kontrolluntersuchungen bis zu meiner Ent-
lassung übernahm, bis zum Monat der Entlassung, wo ich wegen
gewisser Lichterscheinungen in meinem Auge besorgt darauf be-
stand, daß Prof. Kleeberger auch noch hinzugezogen würde.
Das verdanke ich wieder dem Oberstleutnant Miln, der mit großem
Nachdruck nach der Untersuchung meines Auges sagte "Ich will,
daß Prof. Kleeberger auch noch das Auge sieht."
Ich kann hier nur, fairer als ich sein muß, sagen, es waren wieder
einmal die Engländer, sie haben das durchgepaukt. Wieder kam
Kleeberger, zum ersten Mal kam Kleeberger ins Gefängnis. Große
Freude meinerseits, große Freude seinerseits. Untersuchungen,
beruhigende Erklärung Kleebergers nach der Diagnose. Damit ist
dieses Kapitel der Augenerkrankung abgeschlossen.
Ein eigenartiges Erlebnis verbindet sich mit der Untersuchung
durch Prof. Meyer-Schwickeradt im Allied Prison in Spandau.
Die vier Direktoren sind im Sanitätsraum versammelt, dazu der
holländische, also neutrale, Sanitäter und Prof. Meyer-Schwicke-
radt selbst. Nun werde ich hereingeführt, und ich sehe nun zum
ersten Mal wieder nach der vor einem halben Jahr erfolgten
Operation den Mann, der mir das Augenlicht gerettet hat.
Natürlich reiße ich ihm die Hand. Dann folgt die Untersuchung,
die befriedigende Diagnose des Professors, daß die Operation
gelingen ist. Wir können mit dem Ergebnis zufrieden sein. Ich brauche
keine Sorgen zu haben in der nächsten Zeit, usw. Drei Tage

vSch: darauf Direktorenkonferenz. Der Gefangene von Schirach hat einem Besucher die Hand gegeben. Verstoß gegen die Regeln des alliierten Gefängnisses. Der Gefangene muß bestraft werden. Beschluß: es wird ihm verboten, einen Brief nach Hause zu schreiben. Wie mir der Beschluß übermittelt wird, sage ich dem Direktor, der mir das mitteilt "Gibt es auch nur einen Menschen auf der Welt, der, wenn er dem Mann gegenübertritt, der ihm das Augenlicht gerettet hat, die Hand ihm nicht reicht?" Antwort "Es tut uns sehr leid, aber nach den Regeln müssen wir Sie bestrafen." Ich sagte "Sie bestrafen ja gar nicht mich, Sie bestrafen meine Kinder, denn, daß ist doch der Brief, auf den meine Kinder warten. Nun, da sie wissen, daß eine solche Untersuchung stattgefunden hat, sind sie doppelt gespannt und wollen hören, was dabei herausgekommen ist. In welche Ungewisheit stürzen Sie die" Die Antwort "Es tut uns leid. Wir können es nicht ändern. Es ist nun einmal so." Das geschah im Dezember 1965.

H J im Kriegseinsatz

vL: Sie sind, als die HJ 1943 etwa zum Kriegseinsatz kommt, in Form der Flakhelfer leistet sie ihren ersten Beitrag, in Wien. 1943 ist Ihre Situation, Herr von Schirach, nicht mehr so, daß Sie sagen können, daß Sie der oberste Leiter der Hitler-Jugend sind, denn durch Ihre Wiener Maßnahmen, ich denke an die kulturellen Auseinandersetzungen wegen Hauptmann und Strauß, Goebbels und Hitler, sind Sie ein wenig draußen vor der Tür. Die Jugendführung liegt jetzt eigentlich voll verantwortlich in den Händen Ihres Nachfolgers, dem zweiten Reichsjugendführer Arthur Axmann. Es liegt uns nichts daran, festzustellen, daß er für gewisse Maßnahmen verantwortlich ist, zu denen Sie damals und auch heute nicht stehen.

vSch: Dazu will ich gleich etwas bemerken.

Ob ich nun de facto die Befehlsgewalt über die Jugend ausüben konnte oder nicht, formell trug ich die Verantwortung.

So wie ich im Nürnberger Prozeß die Verantwortung für die Jugend bis zum letzten Tage des Krieges als meine eigene bezeichnet habe, möchte ich das auch jetzt noch tun.

Ich gebe zu, daß ich über den Kriegseinsatz der Jugend in der letzten Phase des Krieges anders gedacht habe als die Reichsjugendführung, aber ich glaube doch, wenn wir einmal die Zeit durchgehen von Januar 1945 ab, von dem Zeitpunkt ab, als die älteren Schulklassen als Flakhelfer zum Wehrmachtsgefolge der Luftwaffe gehörten und neben der Arbeit in der Schule Dienst hatten an Flak-Geschützen, meine ich doch, daß wir jetzt hier etwas klarzustellen haben, was diesen ganzen Kriegseinsatz der letzten Jahre anbetrifft. Da sind nun Vorstellungen zu legenden geworden. Wir müssen da wieder zu den Fakten zurückfinden. Man stellt sich heute rückblickend, vielleicht beeinflusst durch manche Filme und Bücher, die Sache so vor, als ob ungefähr jeder Hitlerjunge mit der Waffe in der Hand zum Kampf

- vSch: angetreten sei. Das ist natürlich Unsinn. Nehmen wir eine einzige Abl. In der Endphase des Kampfes um Berlin meint man heute, seien 10.000 junger Menschen mit der Waffe in der Hand eingesetzt worden, 15-jährige, 16-jährige. In Wirklichkeit wurden , es gibt da zwei Zahlen, entweder 600, das ist die niedrigste Zahl, oder 1.000 eingesetzt
- vL: Das waren sogenannte Panzervernichtungseinheiten, die extra ausgebildet im Berliner Reichssportfeld ihren Standort hatten, wie wir heute wissen. Die sonstige Organisation Berlins; wissen Sie etwas von ihr?
- vSch: Nein. Außer diesen 600 nach der einen Zahl minimal, oder 1.000 nach der anderen Zahl maximal, sind Hitler-Jungen im Kampf um Berlin nicht eingesetzt worden.
- vL: Nun haben sich viele von ihnen freiwillig in endwelchen Einheiten der Wehrmacht zur Verfügung gestellt.
- vSch: Ja. Das begann in Schlesien. Da hat sich zum Beispiel in Lauban ein Hitler-Junge, der mit Weg und Steg vertraut war und die ganze Umgebung wie seine Westentasche kannte, gewissermaßen als Scout dem Kommandanten anboten, um ihm das Gelände zu zeigen. Das ist nun ein jugendhafter freiwilliger Einsatz gewesen, wie er zum Beispiel im Burenkrieg einst eine Rolle gespielt hat. Sie wissen ja, daß die ganze Pfadfinderbewegung zum Lord Baden Pauls zurückgeht auf solche freiwilligen Kundschafterdienste englischer Jungen, die für englische Regimenter als Pfadfinder sich meldeten.
- Das sind Aktionen einzelner, das ist kein Einsatz der Jugend.
- vL: Nun wäre der Einsatz der Jugend sicher noch organisiert worden von der Reichsjugendführung, wenn ihr dazu Zeit geblieben wäre.
- vSch: Der Krieg ging so schnell zu Ende, daß es zu diesem Großeinsatz der Jugend, wie ihn zweifellos Goebbels und Bormann wollten, gar nicht gekommen ist. Sie wissen, wie Goebbels zum Beispiel

vSch: diesen Fall des jungen Freiwilligen in Lauban hochge-
spielt hat. Er wurde ganz besonders hervorgehoben,

vL: mit ihm natürlich auch noch einige andere Jungen, die in
Ostgebieten sich als Freiwillige, als Meldegänger, als Radfahrer
hervorgetan hatten. Da ist am 20. März 1945 organisiert
eine Vorstellung, sowohl bei Hitler als auch bei Goebbels, wobei
das berühmte Bild kommt, wo Hitler diesem Jungen aus Lauban
die Wange tätschelt.

vSch: Dieser tapfere kleine Junge aus Lauban wurde nun von Goebbels
benutzt, propagandistisch benutzt, um in der ganzen Bevölkerung
den Eindruck zu erwecken, daß die ganze Jugend im Kampf einge-
setzt werde. Wenn also heute retrospektiv von einem solchen ~~xxxx~~
Einsatz aller 15-jährigen und noch jüngeren geredet wird, so
ist das im Grunde genommen eine Legende, die Dr. Goebbels selbst
mit diesem Jungen aus Lauban in die Welt gesetzt hat.

vL: Nun wird die Legende abgerundet durch den Ordonanzoffizier des
General Krebs, dem Rittmeister Gerhard Boldt, der nach dem
Kriege ein kleines Buch schreibt über die letzten Tage ~~xx~~ der
Reichskanzlei, bei Nowohit erschienen, und hier davon spricht,
daß er, als er an den Pichelsdorfer Brücken ankommt, tausende
von Hitler-Jungen tot habe herumliegen sehen.

vSch: Das ist historisch unrichtig, wie wir heute wissen.

vL: Der Einheitsführer ist Ihnen ja bekannt.

vSch: Ja. Der Einheitsführer war Dr. Schlünder. Obergerietsführer,
Chef des Amtes für Leibesertüchtigung in der Reichsjugendführung,
einer der Olympia-Teilnehmer in der deutschen Mannschaft, in
Los Angeles, und nach dessen Angaben hat seine ganze Einheit
genau 600 Mann umfaßt. Die Pichelsdorfer Brücke ist, wie wir
heute wissen, gar nicht verteidigt worden.

vL: Es waren geringe Angriffe da. Einige Panzer brachen durch, aber
die Russen, die von der anderen Seite aus dem Osten kamen,
kümmern sich zunächst nicht um diesen Weg nach Westen, denn

vL: sie sind ja der eingeschlossenen Stadt sicher.

Versuchen wir jetzt einmal chronologisch der Sache zu folgen.
Sportliche Erziehung der Hitler-Jugend war Ihr Ziel

vSch: Ja zunächst einmal die Grundausbildung in den Leibesübungen,
ein Ressort, was dem eben erwähnten Dr. Schlünder unterstand
und dann Wehrrerziehung im Sinne einer planmäßigen Vorbe-
reitung der Jugend für den Wehrdienst, wie das in etwa in
England oder in der Schweiz und vielen anderen Ländern üblich
ist. Daraus entwickelte sich dann, als der Krieg hereinbrach,
eine, ich möchte sagen, gewisse Diskrepanz. Wir hatten dann die
Jugend, die in der Wehrmacht stand, die Soldaten, und wir hatten
die Jugend in der HJ, die nicht zum Einsatz kommen konnte, weil
sie eben zu jung war. Und nun für alle möglichen Kriegsauf-
gaben eingesetzt wurde, die nichts mit dem Wehrdienst zu tun
hatten, also Ernteeinsatz, Landdienst, usw. Bis dann die
Verschärfung des Krieges in der Heimat die Terrorangriffe, der
Bombenkrieg den Einsatz von den älteren Jahrgängen der höheren
Schüler als Flakhelfer notwendig machte. Später kam dann der
Aufruf Bormanns, die Jugend im Volksturm einzusetzen.
Praktisch sah das so aus, daß die größte Zahl der Führer im
Volksturm, selbst Familienväter, ich möchte sagen, abwinkten.
Die wollten, da sie selbst Kinder hatten, nicht Kinder im
Volksturm haben. So ist es eben dahin gekommen, daß in
Wirklichkeit aus den hysterischen Befehlen von Bormann, Goebbels,
usw. gar nicht das wurde, was heute so viele Menschen annehmen,
weil es durch die Goebbelsche Legendenbildung gewissermaßen
als Bild in den Menschen fortlebt, nämlich ein Einsatz aller
Kinder mit Gewehren in der Hand gegen den Feind. Der vielleicht
wesentlichste Einsatz war in meinen Augen der Einsatz der
Führerinnen
Mädchen im Krieg, das heißt das, was BDM-Mädchen in Preußen
und Pommern, in den Ostprovinzen leisteten in der Rückführung

vSch: der Deutschen aus den Osten. Da ist geradezu Unvergleichliches
 geleistet worden. Da haben junge BDM-Führerinnen Tracks von
 tausend und 1200, sogar 1500 Wagen mit Frauen und Kindern
 sicher in solche Provinzen geführt, wo diese Menschen zur Ruhe
 kommen konnten und haben unablässig Tag und Nacht dafür gesorgt,
 daß die Kinder versorgt wurden, daß Wasser geholt wurde, Stroh
 zur Verfügung gestellt wurde, usw. Dann kommt natürlich, das ist
 der einzige Fall, der mir bekannt ist, der Einsatz eines
 HJ-Regiments in Schlesien. Schlesien und Berlin, Breslau und
 Berlin sind die einzigen Schwerpunkte, an denen wirklich HJ
 gekämpft hat. In Schlesien war, aus HJ-Führern gebildet, ein
 Einsatzregiment der HJ entstanden. Diese HJ-Führer waren etwa
 17 Jahre alt. Es sind vielleicht auch 16-jährige dabei gewesen.
 Es sind dies aber meistens in der größten Anzahl die Schic-
 warte der Banne der Hitler-Jugend gewesen, also Jungen, die
 durch die vormilitärische Erziehung in der HJ mit dem Ge-
 wehr vertraut waren. Die andere Jugend war ja nicht an der Waffe
 ausgebildet, konnte also auch gar nicht eingesetzt werden.
 Man verwechselt hier zu leicht, wenn man die vergangene Zeit
 ansieht, die Tätigkeit, die die Jugend beim Ausheben der Be-
 festigungsanlagen, der Panzergräben usw., vollbrachte, mit dem
 Einsatz gegen den Feind. Das ist durchaus zweierlei. Es mußten
 überall diese Befestigungsanlagen geschaffen werden, es wurden
 die großen Panzergräben und Sperren gebaut. Dabei wurde alles,
 was Be ne hatte, eingesetzt. Da war die Jugend natürlich erst
 recht dabei mit dem Spaten, nicht mit dem Gewehr. Daraus wird
 leicht nachträglich leichtfertig in der Vorstellung ein Einsatz
 bewaffneter Jugend gegen den Feind. Kein verantwortlicher Offizier
 des Heeres, kein Volksturmführer hat unausgebildete Jungen
 gegen den Feind geschickt.

vL: Wie hätten den Kriegseinsatz der Jugend praktisch viel lieber

vL: in einem Kriegshilfsdienst gesehen. Nun hat man Sie ja nicht gefragt. Sie waren der oberste Chef dieser Hitler-Jugend, und Bormann erläßt über Ihren Kopf hinweg eine Anweisung. So ist es richtig verstanden von mir?

vSch: Ja

vL: das gewisse Einheiten der Hitler-Jugend in den Volkssturm eingegliedert werden?

vSch: Ja

vL: Wir haben Beispiele: die Verteidigung Leningrads, den Einsatz junger Russen in der Verteidigung Leningrads. Wir wissen aus der englischen Boys Scout-Bewegung, daß selbst die jungen Prinzessinen und die heutige englische Königin im Kriegshilfsdienst tätig waren. Wir wissen, daß in der Schweiz heute noch jugendliche Menschen für den Wehrdienst vorbereitet werden, d.h., ab 16 zieht man junge Menschen zum Schießdienst heran. Sehen Sie den Einsatz der HJ mit der Waffe heute noch als gerechtfertigt an, besonders, wenn man weiß, zu welchen Erkenntnissen Sie 1943 bereits gelangt waren? Ich glaube, es gibt zwei Dinge bei Ihnen:

xxxxx die eine Erkenntnis, die spätere, wofür die Jugend erzogen haben und die erste, daß eine Ausnützung der Jugend bei Erkenntnis des verlorenen Krieges nicht mehr möglich sein durfte.

vSch: Ich habe ja in Nürnberg gesagt, daß ich die Jugend zu einem ^{für} millionenfachen Mörder erzogen habe. Ich möchte dieses Wort hier wiederholen und etwas dazu erklären: mit diesem millionenfachen Mörder meine ich den Mann, der die Juden vergast hat, ich meine damit nicht, wie das vielleicht auch in dieses Wort hineingelegt worden ist, daß Millionen von halbwüchsigen Jungen für die Verteidigung Deutschlands geopfert wurden. Das ist nicht der Fall gewesen. Die historische Wahrheit ist, daß diese ganze Legende von dem millionenfachen Einsatz von Kindern für die letzte Verteidigung nicht stimmt. Die historischen Tatsachen sprechen dagegen. Ich selbst bin ein Gegner gewesen, damals und heute, des

vSch: Einsatzes von sehr jungen Menschen mit der Waffe. Ich kann dazu nur sagen, wie ich das im Raum Wien gemacht habe, wo ich einen kleinen Teil der Jugend, nämlich auch nur 600 Jugendliche, die aber bereits fast dem wehrdienstfähigen Alter des Heeres entsprachen, ausbilden ließ im Gefechtsdienst durch erfahrene Frontoffiziere; ein einziges Bataillon, und dieses einzige Bataillon ist im Rahmen der Panzergrenadierdivision Groß-Deutschland bei der Einhaltung und Verteidigung Wiens vorübergehend eingesetzt worden und dann im Einverständnis mit dem General Maeder und dem Führer der Armee, der 6. SS-Panzer-Armee, Sepp-Dietrich, Schritt für Schritt zurückgenommen worden und zwar immer so rechtzeitig, daß es nicht mehr zum Einsatz kam. Trotzdem die Jugendlichen darüber ziemlich erbittert waren in der Kampfstimmung, in der sie sich befanden, habe ich sie aus biologischen Gründen, um diese Jugendlichen zu bewahren für ihre Eltern und ihr zukünftiges Leben, soweit zurückgenommen, da sie schließlich in amerikanische Gefangenschaft gerieten.

vL: Sie hatten natürlich auch die Erkenntnis, daß dieser Einsatz sinnlos war.

vSch: Ja, ich wußte, dieser Krieg war verloren, und es handelte sich nur noch darum, die Front zu halten, damit sich Flüchtlinge absetzen konnten.

vL: Nun sind Sie mit ziemlich idealistischen Vorstellungen an die Sache herangegangen. Sie haben über die sportliche Ertüchtigung, über die Wehreertüchtigung diesem Staat mit einem guten Nachwuchs für seine Wehrmacht dienen wollen. Der unmittelbare Kriegseinsatz in der Heimat hat dann zu einem Mißbrauch geführt, ohne daß Sie unbedingt damit zu tun hatten. Trotz allem hatten und haben Sie eine Meinung dazu.

Vach: Selbstverständlich. Ich habe die Jugend nicht für den Krieg erzogen, ich habe sie für den Wehrdienst erzogen.

Ich selbst hielt nach 1938, nach München, den Krieg nach menschlichem Ermessen für in weite Ferne gebannt. Ich glaubte, es sei nun alles erreicht, was für ein großes Deutsches Reich im Bereich der Möglichkeiten war. Und dachte überhaupt nicht mehr an den Krieg. So ähnlich wie Chamberlain "Peace for our time"

vL: Würden Sie heute eine Jugendbewegung noch einmal ähnlich in Gang setzen und die Jugend ähnlich erziehen, wie Sie sie damals erzogen haben?

vSch: Nein. Aus den Erkenntnissen des Krieges, des zweiten Weltkrieges, des Zusammenbruchs, aus den Erkenntnissen, die ich aus einer 21-jährigen Haft gewonnen habe, sage ich Nein. Es sollte nicht wieder in diesem Staate versucht werden, eine große einheitliche Jugendorganisation aufzubauen. Jugendorganisationen wird es wahrscheinlich immer geben. Es wird sicherlich immer wieder unter der Jugend selbst der Versuch gemacht werden, sich zu kleineren oder größeren Gemeinschaften zusammenzuschließen. Der Staat, die Staatsführung sollte die Finger davon lassen.

vL: Als junger Mann haben Sie gedacht, daß die eine, einheitliche Jugendbewegung das einzig Richtige sei. ~~nein~~ Aus Ihrer heutigen Sicht ^{würden Sie} die Vielfalt der Jugendbewegungen bejahen oder wiederum eine einheitliche

vSch: Ich würde jeden organisatorischen Zusammenschluß für richtig halten, der von der Jugend selbst gemacht wird. Und würde jede Unternehmung des Staates auf diesem Gebiet, jede Planung von oben, für falsch halten.

vL: Was halten Sie von der Vielfalt der Jugendgruppen?

vSch: Sie kann, wenn man an rivalisierende Jugendgruppen denkt, durchaus ihr Gutes haben.

vL: In welchem Jahr war es, als Sie von Nürnberg nach Brandau gebracht wurden?

vSch: Das ist 1947 im Juli gewesen. Nach der Hinrichtung unserer Mitgefangenen begann am nächsten Tag in Nürnberg der Strafvollzug unter dem Kommandanten Andrews. Das sah so aus, daß wir sieben Gefangenen aus den Zellen im ersten Stock, die wir bis dahin, während der Periode bewahrt haben, die der Urteilsverkündung und Erhängung der Hinzurichtenden voranging, nach unten kamen, und auf Weisung von Andrews kahlgeschoren wurden und eingekleidet wurden in eine schwarze Uniform, die aus wohl ursprünglichem Drillzeug der amerikanischen Armee war und für uns schwarz gefärbt wurde. Jeder von uns bekam eine Nummer angeheftet und zwar eine ganz hohe Hausnummer. Ich glaube, es war eine fünfstellige Zahl. Dann wurden wir zu verschiedenen Arbeiten angesetzt. Reinigung des ganzen großen Flügels, in dem wir wohnten, des Fußbodens, usw. Dann mußten im Umgang im ersten Stockwerk, dort ist ein eiserner Umlauf, an dem wir den Rest entfernen mußten. Das war eigentlich mehr eine Beschäftigungstherapie. Wenn wir da eine Stunde ungefähr gearbeitet hatten, mußten wir wieder in die Zellen zurück. Man wußte eigentlich nicht genau, was man mit uns anfangen sollte. Es besichtigten uns verschiedene alliierte Inspektionen. Ich weiß nicht genau, aus welchen Personen sie sich zusammensetzten. Ich nehme an, es waren Inspektionen darunter des Kongressrates. Daraufhin muß wohl beanstandet worden sein, daß wir kahl waren, kahlgeschoren, denn nun ließ man uns wieder die Haare wachsen. Ich habe mich damals, nachdem die erste Welle der Beschäftigungstherapie vorüber war, und man uns nicht mehr zu Arbeiten herausholte, damit beschäftigt, zunächst einmal die ganze Propyläen-

vSch: von Goethes Werken durchzulesen. Nun kam ein sehr unglücklicher Umstand, und der widerliche Oberst Andrews wurde abgelöst. An seine Stelle trat ein sehr korrekter, sehr liebenswürdiger Mann, der Oberst Teich, oder damals noch Major Teich, der US-Armee. Er begann nun damit, daß er uns einen ungehinderten Briefwechsel mit der Familie erlaubte. Das heißt, in jener Zeit, also bis wir nach Spandau gebracht wurden, durfte ich soviel Briefe täglich schreiben an meine Familie und ab und zu auch an andere Personen, als ich wollte. Ich bekam unbegrenzt viel Briefpapier. Durch eine freundliche Zensur war es mir damals möglich, eigentlich so ungefähr alles, was mich bewegte, nach Hause zu schreiben. Ich empfang auch unbeschränkt viel Post. Die Post wurde gelesen, aber es kam überhaupt nicht vor, daß die Zensur was aus den Briefen herausnahm. Ich kann sagen, dieser Major Teich war einer der besten Männer, die ich im Laufe meiner Gefangenschaft kennengelernt habe. Großzügig, anständig, korrekt. Unter ihm war es auch so, daß täglich mindestens einmal ein Beamter des Gefängnisses an dieellentür kam und fragte, ob man besondere Wünsche habe. Man konnte soviel Tabak empfangen als man wollte, soviel Streichhölzer, Papier, und vor allem soviel Bücher, wie man wollte. Das ist für einen Gefangenen in dieser Situation natürlich entscheidend. Man konnte sich geistig beschäftigen und damit war man endlich über das Schlimmste der Gefangenschaft hinaus.

vL: Nun kommt die Auseinandersetzung mit dem Urteil.

vSch: Gewiß. Das setzte sich langsam ab. Man stand noch unter dem Schock des Urteils zunächst. Da gibt es dann so drei bis vier Wochen, wo man, ich möchte sagen, wie von einem dumpfen Schlag betäubt ist, und dann beginnt man zu denken. Natürlich habe ich nie daran gedacht, daß ich die 20 Jahre überleben würde. Ich glaube, es wird jedem so gehen, der ein solches Urteil bekommt. Er hält es für unmöglich.

vSch: Nun gab es natürlich die üblichen optimistischen Mitteilungen von amerikanischen Offizieren. Sie wissen, daß damals auch das nächste Nürnberger Gerichtsverfahren schon lief. Vor unseren Zellen traten immer die Angeklagten des neuen Prozesses an. Ich glaube, es war der ^{Ärzte-}maxim Prozeß, der da anlief. Ich kann es nicht genau sagen. Während die dort antraten, kam immer wieder ein amerikanischer Offizier, nämlich derjenige, der die in den Justiz-Palast hindüberzuführen hatte, an meine Zelle oder sogar in meine Zelle und unterhielt sich mit mir. Dann hörte man so die amerikanische Version des Urteils. Wenn ein Urteil über 20 Jahre ausgesprochen wird, dann sitzt man im schlimmsten Fall zu Drittel ab, bei guter Führung wird einem in den Staaten noch soviel geschenkt. Es gibt ja in den Vereinigten Staaten die sogenannte good time, da werden jedem Gefangenen pro Monat, in dem er sich gut führt, mehrere Tage geschenkt, das wird addiert. So meinten diese Männer, das alliierte Urteil würde im Endeffekt so ähnlich aussehen wie ein 20-Jahre-Urteil in den Vereinigten Staaten. Es würde dann vielleicht auf 10 bis 12 Jahre hinauslaufen. Dann gab es ganz optimistische jungen Leutnants, die sagten "Sie sitzen ja doch nur vier bis fünf Jahre ab. Dann werden Sie begnadigt. Das ist doch mehr eine formelle Sache. Wenn Sie wirklich schuldig gewesen wären, dann hätte man Sie aufgehängt. Das ist ein Kompromisurteil. Die Russen haben Ihren Tod gewollt. Die Amerikaner wollten vier bis fünf Jahre Strafe. Und der Kompromiß ist eben 20 Jahre. Nur man wird sich in vier bis fünf Jahren darüber einigen, daß man Sie nach Hause entläßt."

Ich muß hier ganz offen sagen, daß ich an diese optimistischen Parolen nicht geglaubt habe. Wenn man weiß, wie schwierig es überhaupt ist, vier Stühle an einen Tisch zu bringen und zu

vSch: einer gem. insamen Aktion, und wenn man weiß, was ein Vier-
mächtebeschuß ist, dann hat man auch ungefähr eine Vorstellung,
wie schwer es ist, einen solchen Beschuß jemals wieder zu
ändern. Natürlich blieb immer die Hoffnung, daß es vielleicht
einsmal eine außenpolitische Konstellation geben könnte, bei der
eine Revision des Urteils vielleicht möglich wäre. Aber diese
Hoffnung wurde bereits schon in der Nürnberger Zeit, also in
der Zeit von Anfang Oktober 1946 und Juli 1947 gedämpft durch
die beginnenden Spannungen mit den Russen.

Nun geschieht etwas sehr Merkwürdiges. Wir fragen immer wieder
die unterrichteten Gefängnisoffiziere der Amerikaner "Beliben
wir hier oder kommen wir weg?" worauf die Amerikaner sagten, ich
beziehe mich jetzt auf junge Gefängnisoffiziere, die aber in
die Verhandlungen eingeweiht waren "Ihr bleibt selbstver-
ständiglich in Nürnberg. Wir geben Euch nicht raus. Die Russen
machen solche Schwierigkeiten, daß wir damit rechnen müssen, wenn
wir Euch irgendwo anders hinbringen, wohin die Russen es haben
wollen, solche Konflikte entstehen, daß es für uns unerträglich
wird. Deshalb ist es viel gescheiter, wir behalten Euch hier und
wir laden die Russen ein, ein Detachement von Soldaten und
Offizieren hierher zu entsenden und sich an der Bewachung in
Nürnberg zu beteiligen. Darauf wollen die Russen aber nicht ein-
gehen. Sie bestehen darauf, daß ein besonderes Gefängnis errichtet
wird." Und im Frühjahr oder Sommer 1947 teilte mir ein Gefängni-
Offizier, mit dem ich mich oft unterhielt, mit, daß in Spandau
bereits die Zellen für uns gestrichen würden. Es würde alles
neu hergerichtet, es würde damit gerechnet, daß wir im Sommer
dorthin überführt würden. Er sagte gleich dazu "Natürlich stimmen
wir Amerikaner dem nicht zu. Das ist alles nur Vorbereitung. Da
stecken die Russen dahinter, usw. Aber wir wissen ganz genau,
es wird Schwierigkeiten geben. Wir behalten Euch hier."

vSch: Nun kam, ich glaube, es war im Mai, 1947, ein Doktor der Psychologie, ein Koffie des New Yorker Karburg, zu mir in die Zelle und sagte "Ich war in Spandau, und ich habe auch die Zelle gesehen, die für Sie vorgesehen ist." Er hat mir denn genau beschrieben, wie diese Zelle aussieht, in welcher Farbe sie gestrichen ist, usw., und daß alle Vorbereitungen getroffen wären, uns dort aufzunehmen. Die ganzen Teams seien schon angestellt, die Engländer seien da, die Franzosen, es sei auch schon das amerikanische Team an Ort und Stelle. Die Russen hätten auch schon ihre Leute dort. Es wäre damit zu rechnen, daß der General Clay doch seine Zustimmung geben würde zu unserer Überführung nach Spandau. Die Gefängnis-Offiziere sagten "Noch im Juni? Kommt gar nicht in Frage. Wir halten Euch hier fest. Wir können den Strafvollzug ja hier weitermachen. Es gibt nichts als Konflikte, sobald wir uns auf Kompromisse im Strafvollzug einlassen. Wir Amerikaner können uns auf bestimmte Sachen nicht einlassen, die die Russen fordern."

Im Prinzip ging es ja darum, daß wir nach dem Nürnberger Gerichtsurteil verurteilt waren zu Imprisonment, also zu Gefängnis, und daß die andere Seite eine Vollstreckung einer Zuchthausstrafe wollte. Die russische Seite.

Es ging sicher auch um die vielen Dinge, die nachher von der Seite der westlichen Alliierten akzeptiert wurden, aber zunächst abgelehnt, die Besuchszeiten, eine Viertelstunde im Monat, die Briefe, ein Brief im Monat zu schreiben und zu empfangen, die Zwangsarbeit, usw. Plötzlich im Juni eines Abends kommt einer der Nürnberger Gefängnisbeamten in die Zelle und sagt "Jetzt müssen alle Sachen gepackt werden. Ihr werdet morgen früh nach Spandau geflogen." In dieser Nacht habe ich nicht geschlafen. Wir hatten draußen vor der Tür keine Amerikaner mehr als Wächter sondern Titauer und Letten, die in schwarzen Uniformen. Sie waren

vöch: schon seit einigen Wochen da. Die wußten von dem Abtransport und waren nun besonders besorgt, daß wir uns vielleicht in der letzten Nacht etwas antun könnten. Die Selbstmordpsychose der Gefängnisbeamten ist ja, ich möchte sagen, von dem Tage unserer Einlieferung ins Nürnberger Gefängnis bis in die letzten Spandauer Jahre immer dagewesen.

Ich möchte noch eine kleine, nette Geschichte erzählen, von diesen Ostmannschaften, die da in schwarzen, gefärbten Uniformen der Amerikaner Dienst taten.

Ihr Einsatz wurde bereits noch unter Andrews organisiert.

Und zwar unter dem Motto "Diese Leute sind auf Euch besonders böse. Die werden Euch ganz besonders streng bewachen"

Es begann damit, daß diese schwarzen Gestalten aufzogen und ziemlich finstere Mienen machten. Es war zunächst weniger Kontakt da, als wir es mit den amerikanischen Wächtern gehalten haben.

Ich hatte unter den amerikanischen Wächtern vorher viele gute Freunde, die, wenn sie zum Dienst aufzogen, mir eine Flasche Bier durch das Loch in der Tür reichten und die leere Flasche wieder abholten, wenn sie nach zwei Stunden abgelöst wurden.

Nun dachte ich, wennes stimmt, was die Gefängnisoffiziere sagen, daß diese Leute ganz besonders scharf auf sind und böse und streng, dann wird es hier wohl anders werden. Aber dem war nicht so. Der Leutnant, der diesen Zug von Ostvölkern, die im Rahmen der amerikanischen Armee in schwarzen Uniformen dienten, anführte kam gleich in den ersten Tagen in meine Zelle und sagte "Sind Sie eigentlich mit dem Oberst Friedrich von Schirach verwandt, mit dem ich immer Jagen gegangen bin in Finnland?" Daz sagte ich "Das ist mein Vetter" Er sagte "Das ist ja wunderbar. Mit dem bin ich sehr befreundet." Von da ab hatte ich gute Zeiten. Die Amerikaner waren irgendwie der Ansicht, daß diese Leute von uns gewaltsam zum Wehrdienst gepreßt worden waren und ihre zuver-

vSch: läbigsten Leute wurden für die Bewachung von Nazis.

Es war eine Fehlspekulation. Gerade diese Leute hatten irgend-
eine aus gemeinsamen Kriegserlebnissen eine gewisse Anhäng-
lichkeit an uns und innere Verbundenheit. Natürlich habe ich
mich über diese Sache mit dem Leutnant ausgesprochen und
den amerikanischen Gefängnisbeamten, die ab und zu vorbeikamen
und fragten, ob die wirklich so schrecklich sind, gesagt, daß
sie entsetzlich scharf und unnachsichtig seien und die GI's
der Amerikaner dagegen pures Gold seien.

vL: Eine Frage: Ist in der ersten Zeit schon ein Kontakt möglich
mit den Mitgefangenen?

vSch: Der Kontakt sieht zunächst so aus: wir dürfen zusammen sprechen,
der Gefängnisgarten ist sehr hübsch. Da sitzen wir zusammen und
unterhalten uns während unserer Erholungsstunden. Die waren nun
nicht fest geregelt. Manchmal waren wir vielleicht anderthalb oder
zwei Stunden draußen, dann gab es wieder viele Tage, in denen
wir überhaupt nicht draußen waren. Das hing vielleicht damit zu-
sammen, daß wegen der zurücklaufenden Gerichtsverfahren, die aus
dem Gerichtssaal herauskommen uns nicht sehen durften, die
anderen Angeklagten und vielleicht auch zu bestimmten Tages-
zeiten der Garten mit Leuten aus den anderen Flügeln des Ge-
fängnisses besetzt war. Sonst hatten wir noch den Kontakt, daß
wir uns Briefe schreiben konnten. Das heißt, da ja draußen im
Zwischengang immer Posten auf- und abgingen, da gab man einfach
diesen Posten ein Briefchen. Das trug der dann rüber zum General-
admiral Haeder oder zu einem anderen Mitgefangenen, zu Funck.
Der schickte dann seine Antwort zurück. So tauschten wir unsere
Meinungen aus über bestimmte Ereignisse, die wir aufgeschnappt
hatten. Zeitungen bekamen wir offiziell nicht. Ich sage, offiziell.
Ich habe während der ganzen Zeit meiner Gefangenschaft Zeitungen
gelesen. Das ist eine Sache, die natürlich nicht ganz regelmäßig
war, aber ich konnte mir das so organisieren, daß ich Stars and

vSch: Stalipes las. Wie das gemacht wurde, kann ich hier im einzelnen nicht sagen, weil es noch zuviel Gefangene auf der Welt gibt, die ich in Schwierigkeiten bringen würde.
 Nun kommt der Karen.

Wir wußten, es ist ein Viermächte team. Ein Team, stellten wir uns vor, des Kontrollrates, das uns da bewachen wird. Es sind alle beteiligt. Was die Russen angeht, so habe ich vor russischen Wachmannschaften niemals irgendwelche Angst gehabt. Ich habe später in der Gefangenschaft festgestellt, daß ich mit dieser Einstellung recht hatte.

Mein verehrter alter Freund, der Generaladmiral Raeder, kam aus der russischen Gefangenschaft. Er hatte lange in russischer Kriegsgefangenschaft gesessen und war dann von den Russen für den Kriegsverbrecherprozeß ausgeliefert worden.

Da er nun die Russen nicht nur aus der sowjetischen Zeit sondern aus der ganz frühen Zeit kennt, er war ja schon als kaiserlicher Marineoffizier in Petersburg gewesen, wußte ich sehr viel über die Art der Russen und war eigentlich durch ihn glänzend präpariert. Ich kann auch nicht sagen, das ich mit russischen Wächtern schlechtere Erfahrungen gemacht habe, als mit den westlichen. Im Gegenteil, es gibt viele russische Wächter, die ich heute jederzeit in mein Haus einladen würde.

vH: Es geht nicht darum, die Russen abzuwerten. Wir wissen genau aus unserem damaligen Denken heraus: Stalin war noch an der Macht. Wir haben noch weit später von seinen Methoden mehr und mehr erfahren. Wir wußten damals schon etwas. Man hätte sich vorstellen können als prominenter Gefangener, daß er eines Tages einen großen Coup startet und die ganzen Leute nach Moskau holt, und sie dann auch seine Weise liquidiert. Das wäre doch auch möglich gewesen.

vSch: Wenn man anderthalb Jahre in einer Prozeßverhandlung durchlebt hat, bei der man den Strick um den Hals hatte, dann ist man in

vSch: bei der man den Strick um den Hals hatte, dann ist man in bezug auf solche Dinge irgendwie etwas abgebrüht. Vorher war noch Krieg, Krieg in der Heimat und Krieg an der Front, und mit dem Krieg an der Front hat es wieder für mich abgeschlossen. Ich bin in dieser Hinsicht nicht nervös gewesen.

Am nächsten Morgen werden wir von GIs mit Handfesseln in einem großen zum Flugplatz gefahren. Sie fragen mich nach der Maschine, mit der ich geflogen bin, wie sie ausgesehen hat.

Ich habe keine Ahnung.

Es war eine große Bewachung. Nun werden wir sieben mit unseren GIs, an die wir gefesselt sind, in diese Maschine hineingebracht, und unser netter Major Teich fliegt mit, weil er uns persönlich übergeben muß.

Sobald wir im Flugzeug sitzen, gibt er den Befehl, das die Handfesseln abgenommen werden. So haben wir den Flug rasch zurückgelegt. Mir bleibt der erschütternde Eindruck aus der Luft des völlig zerstörten Berlin. Es sah aus wie ein einziger großer Trümmerhaufen. Wir landen in Gatow. In Gatow fährt ein großer geschlossener LKW an den Abstieg des Flugzeugs heran, und wir sitzen nun, wieder gefesselt an die GIs, in diesem LKW.

vL: Eine Frage: Bisher sagt man, das Aussteigen aus der Maschine habe es gemacht, das Sie Nr. 1 waren, usw. Steht dort unten jemand mit einem Papier und sagt: "Schirach Nr. 1" usw. Wie setzen sich die sieben Zahlen zusammen?

vSch: Ich kann es mir nicht erklären. Ich weiß nur, das ich als erster aus dem Wagen herausgeholt wurde und plötzlich in dem Spandauer Gefängnis bin und dort in dem Oberwächterzimmer in Gegenwart von mir unbekanntem Personen mich splitternackt ausziehen muß, alle Sachen abgeben, die ich habe. Ich war immer noch in Zivil. Denn unter Major Teich, das muß ich noch sagen, war der Winter, in dem es keine Kohlen gab, der Winter 1946/47. In der Zeit hatte

Wicht: er uns erlaubt, all unsere Zivilkleider, zum Beispiel meinen
Pelzmantel, in die Zelle zu nehmen und soviel Decken, wie wir
wollten, damit wir nicht kaputfrieren. Wir sind auch damals
ganz gut durchgekommen. Es ist erstaunlich, daß man in einer
unbeheizten Zelle einen ganzen Winter überstehen kann, aber es
geht. Major Teich hatte uns auch dadurch geholfen, daß wir,
so oft wir wollten, am Tage heißen Kaffee bekamen, und so also
warm blieben. Natürlich war jeden Morgen das Wasser in Wasch-
becken gefahren, eine Lischschicht darauf. Das sind aber alles
keine so schwierigen Sachen. Das haben viele durchgemacht. Wahr-
scheinlich hat kein Deutscher in jenem Winter seine Wohnung
heizen können, wenn er überhaupt eine hatte.

Nun stehe ich splitterschnurknackend in diesem Raum im Spandauer
Gefängnis und werde hindergeführt in den Sanitätsraum. Dort
sind vier alliierte Ärzte. Die untersuchen mich nun von Kopf
bis Fuß auf meinen Gesundheitszustand, Gewicht, Blutdruck, usw.
die übliche Routineuntersuchung, eine ganz übliche. Dann komme
ich wieder zurück in das Oberwächterzimmer. Da sind inzwischen
meine Kleider entfernt, und ich bekomme nun ein Unterhemd, eine
Unterhose, ein Paar Socken, eine Hose, die so ähnlich aus-
sieht wie eine Cathose und dazu ein kleines dunkelgraues
Jäckchen und ein Paar Strohputzschuhe. Dann ist bereits auf
meiner Jacke und Hose eine riesige arabische 1 in weißer Öl-
farbe und man führt mich in den Zellenblock, den ich 20 Jahre
bewohnt habe. Von diesem Augenblick an heiße ich Nr. 1.
Der Gefangene Benita heißt Nr. 2, Herr von Mourath Nr. 3,
Raeder Nr. 4, Spehr Nr. 5, Manck Nr. 6 und Heß Nr. 7.

Nun bin ich in meiner Zelle, und die Tür ist hinter mir abge-
schlossen. Kurz flüchtig taucht der Major Teich auf, der uns ab-
geliefert hat und flüstert mir durch das Loch in der Zellentür
zu: "Ich habe für Sie soviel Meifentabak mitgebracht, daß Sie

vSch: mindestens fünf Jahre genug zu rauchen haben. Das ist der Inhalt.
Das wissen Sie nun. Beziehen Sie sich darauf. Alles Gute"
Nun schaue ich mich in der Zelle um. Die Zelle ist sehr klein.
4 1/2 Schritte lang, 2 1/2 Schritte breit, das Bett nur man
davon abziehen, wenn man die Breite mißt. Das Bett nimmt den
Hauptraum in der Zelle ein. Aber es ist eigentlich kein Bett,
es ist, hier wieder der Selbstmordkomplex, ein wackliges
Gestell aus Aluminiumblech, eigens für diesen Zweck zurecht-
gemacht. Es ist kein festes Stück Eisen daran, wahrscheinlich
weil man fürchtete, wie könnten das abbrechen und damit auf
irgend jemand einschlagen und uns was antun. Auf diesem wackligen
Gestell, jedes Mal, wenn man sich daraufsetzt oder daraufliegt,
hat man das Gefühl es kracht zusammen, das ist es auch einige
Male, liegt eine Matratze und eine Wolldecke, Kopfkissen nicht
vorhanden, von Bettwäsche keine Spur. Dann ist ein Tisch da,
und das ist die ganze Einrichtung. In der Ecke ist ein WC mit
Wasserspülung. Immerhin, dachte ich. Das ist schon ein ziemlicher
Komfort. Wer hat das schon in seinem Schlafzimmer. Fenster sehr
hoch, mit der Hand nicht erreichbar, und was für mein späteres
Aurenleiden sehr entscheidend war, mit gelbem Marienglas ausge-
füllt, damit kein Glas zur Verfügung war. Damit hätte man ja
Selbstmord begehen können. So war dieses gelbe Marienglas, eine
Art Zelluloid, darin. Es war ein gelber, düsterer Schein in
dem Raum.
Ich hatte mich kaum in der Zelle umgesehen, als die Tür aufgeht
und drei Leute erscheinen und sagen "Durchsuchung." Nun hatte ich
doch gerade mein neues Zeug bekommen. Taschen wurden durchsucht,
in der Jacke, in der Hose. Das Bett wurde durchsucht. Einer
klettert am Fenster empor und schlägt mit einem, jeder hat einen
Knüttel in der Hand, wie ihn in manchen Staaten die Polizei hat
Knüttel gegen jeden einzelnen Gitterstab, um zu sehen, ob der
insich durchgeföhrt ist oder noch fest ist. 15 Minuten

v, ch: war ich in der Zelle, da waren die schon bei der ersten Durchsuchung. Das waren die regulären Gefängniswächter, ein Russe, ein Engländer, ein Franzose. Der Amerikaner hatte draußen als Chefwächter Dienst an dem Tag.

Kaum sind die raus, die hatten alles, was in der Zelle war, Matratze und Wolldecke auf den Boden geschmissen, mußte ich alles wieder aufräumen, da öffnet sich die Tür und der erste Direktor, ein Engländer trifft, begleitet vom Oberwächter, zur Inspektion ein. Er schaut sich in der Zelle um, schaut mich an und geht wieder raus. Dann gab es eine halbe Stunde Ruhe. Dann kam die Besichtigung durch den amerikanischen Direktor. Eine Viertelstunde später Durchsuchung der Zelle. Das gleiche wie gehabt. Dann kommt der französische Direktor zur Besichtigung. Wir waren eben neu, interessant. Dann war ein bißchen Ruhe. Dann höre ich auf dem Zellengang, wie ein englischer Wächter plötzlich sagt "Nr. 4" das war also Haeder, "hat noch einen goldenen Bering", worauf die Tür geöffnet wird und irgendwelche Personen in die Nachbarzelle hineingehen, um diesen goldenen Ring, den sie vergessen hatten, einzuziehen, ihn abzunehmen und zu seinen Wertachen zu legen.

Nun kam also noch der russische Direktor, der noch nicht da gewesen war. Dann lag ich endlich für eine Weile auf meiner Matratze und starrte die Decke an. Aber nicht lange, denn nun hieß es "Spaziergang." Der Spaziergang sah so aus. Es wurde uns vorher verboten, zusammen zu sprechen, und es wurde uns befohlen, Abstand zu halten.

Man öffnet die Zellen, die sieben Gefangenen treten heraus, und dann weist der Oberwächter den Weg, und zwar ging es nun über viele Treppen hinauf in einen kleinen Hof, nicht in den großen Gefängnisgarten, in dem wir später waren, in einen kleinen Hof. Man hatte sich nämlich noch nicht geeinigt in der

vch: Direktion über unsere Arbeit. So waren wir nun, an diesem ersten Tag waren es, glaube ich, zwei Stunden, der alte Herr von Neurath ging vor mir, ich sehe noch den alten Mann, wie er sich dabei anstrengt, ungefähr zwei Stunden hintereinander mit unseren Strohanthoffeln im Kreis durch diesen kleinen Hof. Dann zurück in die Zellen. Durchsuchung, bevor wir in die Zellen dürfen. Vollständiges Abtasten der Person. Alle Hosentaschen, das Futter wurde herausgesogen, ein Taschentuch durften wir haben, das mussten wir vorseigen. Dann durften wir noch nicht in die Zellen zurück, sondern müssen draußen stehenbleiben, weil nun wieder die Durchsuchung der Zellen beginnt. Die Zellen werden wieder von oben bis unten durchsucht, jede einzelne Stange am Gitter wird abgeklopft. Dann sind wir drin. Werden wieder eingeschlossen. Dann kommt das erste Mittagessen. Das sieht nun so aus, daß die Gefangenen einzeln herausgelassen werden. In jener ersten Zeit gingen wir dann vor bis an die eisernen Tür, die den Zellenzellenrang abschließt, die war geöffnet, und dort draußen stand ein Koch und händigte uns eine Essensportion aus und gab uns in einen Becher, den wir kurz zuvor empfangen hatten, das, was der Berliner Muckefuck nennt. Mit dieser Portion zurück in die Zelle. Dort essen wir. Es ist nicht viel, was wir da zu essen bekommen, es ist nicht schlecht zubereitet, aber es kam wäre zu wenig gewesen selbst für ein Kind. Wir haben in den ersten drei ständauer Jahren sehr gehungert, aber wir fanden uns damit ab, weil wir wußten, daß es draußen auch nichts zu essen gab. Innerhalb waren wir gegen Ende 1949 so en soweit heruntergekommen, Neurath hatte bereits 40 Pfund verloren, daß wir nicht mehr imstande waren, eine Schubkarre im Garten vorwärtszubewegen. Ich erinnere mich noch an das tapfere Wort eines Engländers, der im Garten stand, als der englische Direktor, übrigens ein sehr ordentlicher Mann, Le Cornuet, er hatte diesen französischen

vSch: "amen, weil er von einer der Kanalinseln stammt,

ich erinnere mich an dieses Wort, als der ihn fragt "Was ist mit diesen Gefangenen los, sie sitzen so apathisch herum" dann er sagte "Sir, wenn die nicht mehr zu essen bekommen, sind sie bald tot" Dann, das muß auch gerechterweise gesagt werden, setzte eine Untersuchung durch Arztkommissionen ein. Es wurde festgestellt, daß wir unterernährt waren, daß wir schwach waren. Es dauerte nicht lange, ich glaube, im Dezember 1950, kam aus Washington die Anweisung, ungeachtet der Reaktion des Russen uns besser zu versorgen zu verpflegen und uns tadellos zu verpflegen. Das war so in dieser Anweisung enthalten. Nun kamen einige merkwürdige Szenen. Ich erinnere mich noch genau an den Tag. Plötzlich gab es Fett. Bis dahin hatten wir keine Butter gesehen, nun bekamen wir auf einmal ein Stück Butter auf das Brot zu streichen. Nun bekamen wir plötzlich auch mittags richtig Fleisch zu essen, usw. Also. Dann gab es echten Kaffee, ein ganz großes Erlebnis. Nun gab es einen Konflikt mit den Russen. Der damalige russische Direktor Alebjew(?) erhob gegen die amerikanische Verpflegung in amerikanischen Worten Einspruch. Und sagte, er würde es nicht dulden, daß diese Verpflegung in den Zellenblock gebracht würde. Der Amerikaner, ein sehr korrekter und fester Offizier namens Oberst Miller, erklärte, er handele auf Anweisung seiner Regierung, und er würde dafür sorgen, daß wir dieses Essen bekämen. Nun gab es einen Zwischenfall. Der russische Oberwächter vom Dienst schickte das Abendessen, das auf einem Wagen her eingefahren wurde in den Zellengang, auf Anweisung des russischen Direktors raus. Hierauf erschien der amerikanische Oberst Miller persönlich in Begleitung eines baulangen Sergeanten der amerikanischen Armee und sorgte dafür, daß das Essen an uns ausgegeben wurde, wir das Essen erhielten. Er stand dann, ich glaube, volle drei

Wochen früh um 6 Uhr bereits im Zellenang und 20,30 dafür, da wir um dreiviertel 7 unser Frühstück, mittags unser Mittagessen und um fünf Uhr unser Abendessen, das amerikanische Essen erhielten. Dadurch kamen wir wieder zu Kräften. Aber diese Dinge verblissen heute, wenn man zurückdenkt. Damals wußten wir schon, wie dreckig es den Leuten draußen ging und sagten uns, daß die wahrscheinlich auch nichts zu essen haben, warum sollen wir es besser haben. Das eigentlich Wichtigste in jenen Jahren war, wie wir zueinander Kontakt fanden. Es bestand ein absolutes S rec verbot, das heißt, es durfte kein Gefangener mit einem anderen Gefangenen reden, es sei denn, in Gegenwart eines Wächters über eine mit dem Dienst im Gefängnis zusammenhängende Sache. Also, ich konnte zum Beispiel zum Grosadmiral Raeder, der unser Bibliothekar war, abends in der Bibliothekszelle sagen "Können Sie mir den "Grünen Heinrich" von Gottfried Keller geben. Dann konnte er sagen "Ja, den habe ich da. Ich trage ihn ins Buch für Sie ein" Ich konnte aber nicht zu Raeder sagen "Haben Sie Nachricht von Ihrer Frau?" Oder "Wie geht es Ihrem Sohn?" Der Sohn ist sehr früh gestorben. Es gab eben Wächter, die diese Kommunikation der Gefangenen unter sich sehr bewachten und dafür sorgten, daß wir keine Fühlung miteinander hatten. Hier muß ich einer Dankespflicht gegenüber den Franzosen gedenken, denn vom ersten Tag unserer Gefangenschaft ab haben es die Franzosen, die eben doch von Natur aus fitterliche Menschen sind, es als unnatürlich angesehen, daß wir nicht zusammen sprechen konnten, und uns gesagt "Wenn Ihr zusammen redet, könnt Ihr das tun. Sorgt dafür, daß der Russe das nicht wahrnimmt und daß keine Anzeige erstattet wird." Einer der Franzosen, ein ganz besonders tapferer Kerl, ein Oberwächter namens Gerthofer, ging sogar so weit ohne von seinem Direktor dazu ermächtigt worden zu sein, das muß man aus-

872
 vSch: drücklich festhalten, denn diese Tapferkeit der kleinen Leute, das ist etwas, was schwer wiegt und mehr gilt, als manchmal andere in der Welt, der ging so weit zu sagen "Wenn ich Chefwächter bin, also an den drei Tagen, wo ich als Franzose den Dienst habe, ist das Reden gestattet." Und er sagte es auch den russischen Wächtern. Die russischen Wächter sagten natürlich "Njet, das ist gegen die Instruktion", Er sagte "Es ist mir gleich, ich bin jetzt verantwortlich, und an dem Tage, an dem ich verantwortlich bin, reden die Leute miteinander."

Ich erinnere sich genau an einen Tag mittag im Spandauer Gefängnisgarten, als ein Russe Dienst hatte, aber der Franzose Gerthofer Oberwächter war, und wir nun im Garten zusammen redeten und der Russe auf uns zukam und sagte "Verboten. Sie dürfen nicht sprechen." Dieser Gerthofer war aber auf einen Tisch gestiegen, die Fenster in Spandau liegen so hoch, daß man sie sonst nicht erreichen kann und hätte aus dem Fenster in den Gefängnisgarten gesehen, um zu sehen, ob der Russe, entgegengesetzt seiner Instruktion, uns das Sprechen verbieten würde. Nun, als er sah, daß der Russe uns das verbot, rannte er die Treppe herunter, erschien plötzlich im Garten und sagte zu dem Russen "Wer hier Chef? Du oder ich?" worauf der Russe sagte "Du Chef." Da sagte er "Du Kolent. Wenn ich Chef, ich befehlen, Du gehorchen sagt der Russe "Ja". Es wurde in Deutsch gesprochen. Es durfte nur Deutsch gesprochen werden in Spandau, daher diese Stummelsprache. Der Russe nimmt das zur Kenntnis. Der Franzose hat sich durchgesetzt, und wir dürfen in der Zeit des Redeverbots selbst in Anwesenheit des Russen sprechen, weil eben ein kleiner tapferer Mann den Mut gehabt hat, sich durchzusetzen.

Das erleichtert vieles. Das macht viel aus im Gefängnis. Denken Sie sich, in einer Zeit, in der man vielleicht drei Monate nicht gesprochen hat, nun hat man einen Nachmittag zusammen reden dürf-

vach: und hat nun wieder etwas erfahren von den An- gefangenen, von den Sorgen der Mitengefangenen, wie die Krankenschwester durchschlägt. Ich glaube, die Frau von Bültz war inzwischen als Krankenschwester tätig gewesen. Es gab unendlich viel Probleme. Wir waren doch alle in der entsetzlichen Sorge, was unsere Kinder, unsere Frauen machen. Wie überleben die in dieser Zeit. Da war jedes Wort, das man von einem anderen erfährt, eine Hilfe, und jedes Wort, was man selbst von seinen eigenen Angehörigen sagen konnte, bedeutete für die anderen auch etwas. Aber im ganzen war eben absolutes Redeverbot. Hierin war es für uns besonders schwierig. Wurden wir beim Reden geschnappt, das heißt, plötzlich überrascht von einem unangenehmen Westwächter, es gibt natürlich in jedem Team das, was der Engländer "bad egg" nennt, dann erfolgte eine Anzeige, dann traten die vier Direktoren an einem Donnerstag, die Sitzungen sind immer an einem Donnerstag, mit den Bolschewikern zusammen, und dann wurde eine Strafe ausgesprochen.

Die Nummer bin ich natürlich immer gewesen. Ich muß ganz ehrlich sein: ich glaube, es gibt keinen Engländer, der mich jemals mit Kr.1 angesprochen hat. Von den Amerikanern, dieser oder jener mal, der irgendwie unangenehm war, der amerikanische Direktor Bird hat mich nie anders als mit Sir angesprochen. Von dem britischen Direktor Banfield bin ich selbstverständlich nie mit der Nummer angesprochen worden. Die Engländer haben in diesen Sachen einen feinen Takt. Sie ignorieren solche Dinge, die nach ihrem Gerechtigkeitssinn unfair sind, und dann handeln sie so, wie sie es für richtig halten. Gewiß, wir sind in Spandau bis zum letzten Tag Nummern gewesen, aber es wäre falsch zu sagen, daß diese Nummern noch irgendwie eine Rolle gespielt hätten.

Ich möchte sagen, die Persönlichkeit hat die Nummer ausgelöscht

VL: Eine Frage: Vielleicht begriffen wir die Nummer nicht so, wie Ihre Söhne sie begriffen haben. Ich weiß von dem ersten Tage,

vL: Jetzt als ich Ihren Sohn befragte, was für ihn das Bedrückendste war, daß der Vater eine Nummer ist. Ich habe ihm versucht, darüber wegzuhelfen. Was haben Sie dabei empfunden, als man Sie als Nummern einrangiert.

vSch: Ich habe nie darüber nachgedacht, warum es kommt, daß ich Nummer 1 war und Heß Nr. 7. Ich weiß nicht, wie das zusammenhängt, wie die ganze Nummerierung vor-sichgegangen ist bei den Alliierten, welcher Plan dem ganzen vorläg. Ich habe diese Nummern nie ganz ernst genommen.

vL: Wir wissen, daß in amerikanischen und englischen Strafanstalten der Gefangene mit Nummern versehen ist, speziell in amerikanischen wird er mit der Nummer angesprochen. Hier, glaube ich, scheint die ganze Geschichte zurückzugehen auf die von den Nationalsozialisten geschaffenen KZs, wo der Gefangene, speziell in Auschwitz, nur noch die Nummer war und wo auch der SS-Mann den anderen nur noch mit der Nummer ansprach, nämlich mit der Nummer, die er vom Block ablesen konnte. Vielleicht sollte das eine kleine Form von Rache sein.

vSch: Ja, es ist möglich, daß das so gedacht war. Aber bei sieben prominenten Gefangenen ist es natürlich etwas komisch, wenn man sie mit Nummern bezeichnet. Und wenn man dann denkt, nun wurde doch Neurath, der zu 15 Jahren Haft verurteilt worden war, bereits 55 oder 54 entlassen, dann erfolgte die Begnadigung von Baeder, dann die Begnadigung von Lunck, dann die Entlassung von Ebnitz, nein, vorher die Entlassung von Dönitz 56, dann die Begnadigung von Lunck 57. Und wenn dann nur noch drei übrig sind, dann ist es einfach komisch, wenn die Nummern tragen. Da sind also die drei -eute Heß, Spehr, Schirach, und jeder weiß, wer sie sind, und nun wird da noch künstlich die Nummerierung aufrecht-erhalten. Das ist irgendwie nicht mehr real. Es kam auch den Direktoren komisch vor. Man hat übrigens auch der russische Direktor nie mit der Nummer angesprochen.

vi: Die Spaziergänge in Spandau. Es kommt Abgang durch Beschädigung, Abgang durch Krankheit. Gibt es irgendwelche Hoffnungen und wie ist die Situation der einzelnen Betroffenen?

vSch: Herr von Neurath hatte Angina pectoris. Er hatte einige sehr kritische Herzanfälle während der Jahre, die seiner Entlassung vorangingen. Es war sich eigentlich jeder darüber klar, daß er über kurz oder lang entlassen werden mußte, wenn er nicht im Gefängnis sterben sollte. Die Westmächte beantragten, das lasen wir in der Zeitung, denn ungefähr um dieselbe Zeit, als diese schweren Anfälle vorgekommen waren, wurde uns auf Beschluß der Botschafterkonferenz, die von den Außenministerien ihrer Regierungen ermächtigt war, über Erleichterungen im Spandauer Gefängnis zu verhandeln, gestattet, Zeitungen zu lesen und statt einmal im Monat, einmal in der Woche einen Brief zu schreiben und statt eines Besuches von einer Viertelstunde im Monat den Besuch von dreißig Minuten im Monat zu bekommen. Ungefähr um diese Zeit wußten wir, daß die Westmächte für die Freilassung Neuraths eingetreten waren. Dann war lange Zeit Ruhe. Man erfuhr nichts mehr. Eines Tages, als wir aus dem Garten wieder in unsere Zellen zurückkehrten, finde ich in meiner Zelle eine der uns erlaubten Zeitungen, ich weiß nicht mehr, welche es war, die die Schlagzeile hatte "Puschkin" das war der damalige Botschafter der Sowjet-Union in Ost-Berlin, "fordert Freilassung von von Neurath". Da gehe ich gleich zu dem alten Herrn rüber, er war noch nicht in seiner Zelle eingeschlossen, nach der Rückkehr konnten wir uns ja noch die Hände waschen usw., und sagte ihm das. Da sagte mir der alte Herr von Neurath "Wer weiß, ob die anderen zustimmen werden. Ich glaube noch nicht daran". Da sagte ich "Herr von Neurath, die Westmächte haben vor langer Zeit Ihre Entlassung gefordert. Wenn

vSch: Jetzt Fuschkin zugestimmt, können Sie morgen nach Hause." Von Neurath glaubte nicht daran. Ich sagte "Verlassen Sie sich darauf, heute abend werden Ihre Sachen gepackt. Morgen werden Sie nach Hause geschickt." Und so kam es auch. Das war der erste, der ging. Dann, in dem darauffolgenden Jahr erlebte ich eines Morgens, wie der Großadmiral Raeder, dem ich freundschaftlich verbunden war, in den Waschkraum kommt und nicht klar sprechen kann. Ich frage ihn, ob ihm irgend etwas fehlt, da sagt er "Ich weiß nicht, ich tue mich mit der Sprache augenblicklich schwer." Er babbelte etwas. Da wurde mir klar, daß er einen leichten Schlaganfall erlitten hatte.

Am nächsten Tag, als der junge englische Militärarzt zu uns kam, sagte ich ihm "Sie haben bereits sehr wahrscheinlich festgestellt, was mit Raeder passiert ist. Der Mann muß raus. Der Mann muß nach Hause" Da sagte mir der Engländer, das ist wieder typisch für die Engländer, "Verlassen Sie sich darauf. Ich habe schon den Bericht für oben fertig gemacht. Wir bringen ihn raus." Ich habe das Raeder nicht gesagt, aber der Militärarzt kam immer wieder jeden Tag und sagte "Können Sie mir irgend etwas über Raeder sagen?" Da sagte ich ihm über seinen Zustand Bescheid, sag "Der alte Mann erholt sich, aber er muß heim. Es kann jederzeit ein zweiter Schlaganfall vorkommen, und dann ist er eben hier im Gefängnis gestorben. Bringen Sie ihn raus" Da sagte er "Ich tue, was ich kann. Das ist an die obersten Stellen gegangen, und ich weiß, daß die sich für seine Freilassung einsetzen. Sorgen Sie nur dafür, daß der Mann sich nicht im Garten anstrengt, wenn er zu eifrig, zu thätig ist, zuviel herumhackt an seinen Gemüse. Halten Sie ihn davon ab. Bringen Sie ihn dazu, daß er sich zu Ihnen auf die Bank setzt. Erzählen Sie ihm etwas. Versuchen Sie, ihn von der Arbeit fernzuhalten." Ich habe das getan.

Raeder erholte sich wunderbar. Es war von der Sprachstörung gar-

vSch: nichts mehr zu merken. Ein halbes Jahr darauf sitzen wir im Garten. Auf einmal öffnet sich die Tür von dem Trakt des Gefängnisses, in dem wir wohnten und die in den Garten führt und Raeder wird gerufen. Ein ungewöhnlicher Vorgang. Ich war mir schon darüber klar, jetzt ist der Moment gekommen. Jetzt wird der alte Herr da oben rasiert, bekommt sein Zivilzeug und fährt nach Hause.

vL: Wie wurde gerufen?

vSch: Da rief irgend jemand "Nr. 4" Das war ein offizieller Ruf, ich glaub der Sanitäter war es, der beauftragt war, ihn zu rasieren. Ich wusste gleich Bescheid. Der bekommt oben seine Sachen, ich seh ihn nicht wieder. Er natürlich hatte gar keine Ahnung. Aber, wie ich nachher erfuhr, ist innerhalb einer kurzen Zeit alles abgewickelt worden, und er wurde nach Hause geflogen.

Der nächste Fall war der des Großadmirals Bönitz. Er wurde normal entlassen. Der hatte seine vollen, wir sagen immer 10 Jahre, 11 1/2 Jahre abgedient, war abgebußt und verlie. nun das Gefängnis, nachdem seine Haftzeit um war. Die Anrechnung der Untersuchungshaft auf die lange Strafe ist in keinem einzigen Fall gelungen.

Der nächste Fall war der meines Freundes Funck, der es im Gefängnis besonders schwer hatte, weil er an einem schweren Blasenleiden litt und monatelang in seiner Zelle, in dieser engen Zelle, mit einem Katheter lag und regelmäßig alle acht Tage von einem französischen Professor behandelt werden mußte. Diese Behandlung ist sehr schmerzhaft. Sie ist, das muß ich hier ausdrücklich feststellen, von diesem Professor Ger..... der sich um diesen Patienten gekümmert hat, so, als wäre es ein höchstzahlender Privatpatient in seiner Klinik gewesen, vorbildlich durchgeführt worden. Ich erinnere mich an eine Szene, die mir unvergesslich bleibt. Es ging Funck vorübergehend etwas

Wich: schlechter. Er lag mit Katheter in seiner Zelle. Professor

Ger.....hatte einen Automobilunfall gehabt und hatte sich beide Beine verstaucht, und ich sehe noch den Ger..... schmerzhaft und stöhnend durch den Zellenblock gehen, sich an den Wänden verkrüppeltasten, nur um seinen Patienten Funck besuchen und ihm helfen zu können. Hat ab vor dem Franzosen.

Es fand nun eine Konferenz der Ärzte statt, von deren Ergebnis ich nichts genaues weiß. Anscheinend hatte man festgestellt, daß seine Lebenserwartung gering war und daß er permanent in einem Sanatorium leben müßte. Nun kommt wieder ein schöner, menschlicher Zug, diesmal eines Amerikaners, eines Oberst-Arztens. Das hat mir Funck erzählt, kurz nachdem es passiert war. Dieser amerikanische Arzt suchte ihn in seiner Zelle auf und sagte ihm in Flüsterton, weil ein Wächter in der Nähe war "You can't stay here. You have to go home. I shall help you." Dieses Wort hat den Funck in einer Zeit der tiefsten Depression eine unerhörte Hilfe gegeben, einen Auftrieb. Er zitierte es immer wieder, und ich sage ihm "Verlaß Dich darauf. Wenn der Arzt das sagt, dann tut er auch was. Du kannst Dich darauf verlassen. Du bist bald zu Hause." Dann kam wieder ein Tag im Gefängnisgarten. Ich saß auf einer Bank in der Sonne, auf einer selbstgezierten Bank natürlich, ein paar Backsteine mit einem Brett dar über, und gegenüber auf einem Stühlchen, auf der Schattenseite des Gartens, so weit weg, daß wir uns nicht unterhalten konnten, sah Funck, der die Sonne nicht vertragen konnte. Er war auch noch nervenleidend. Ich merkte, daß irgend etwas im Gange war. Funck hatte viele Kanäle nach draußen. Irge- wie merkte ich, er wartete auf etwas und weiß Bescheid. Jetzt ist so ein Moment, der in seinem Leben eine Wende bedeutet. Er winkt mir noch zu, dann öffnet sich die Tür, und wieder ruft der Sanitäter "Nr. 6" Dann geht Funck fort. Da wußte, ich, jetzt wird er

Wäch: oben rasiert, bekommt seine Zivilkleider und wird halbgeflohen.
Düritz

Nun waren also zwei Lebenslängliche nach Hause gegangen. ~~Kunze~~
hatte seine Strafe abgessen und Neurath war vorzeitig be-
gnadigt worden.

Natürlich löste das bei den zurückbleibenden Gefangenen ge-
wisse Empfindungen aus, zumal nun die Wächter sagten "Die Lebens-
länglichen fahren nach Hause, und ihr seid doch nur mit seitlichen
Freiheitsstrafen bedacht worden. Man wird die ganze Bude zuge-
macht."

Es ist eigenartig, wenn man mit Gefangenewärtern zusammenlebt,
wie ich das getan habe, mit Leuten, die 20 Jahre mit einem im
Gefängnis sitzen, deren Existenz auf dem Gefängnis beruht.
Die sprechen sich dann ganz offen aus, über ihre Zukunft, über
die Unsicherheit, die nun über sie hereinbricht. Ich bin mit
vielen dieser englischen Wächter sehr eng befreundet, eigentlich
mit allen, und da sagt nun einmal so einer "Was wird nun mit uns?"

Ihr fahrt ja doch bald alle nach Hause. Wir wissen nicht, was
wir tun sollen. Sollen wir nach Hause, nach England und dann
irgend so eine kleine Rente bekommen, eine richtige Pension
haben wir nicht." Die Engländer kamen aus dem internationalen
Gefängnis in Shanghai, hatten in japanischer Gefangenschaft
gesessen und hatten nun in Allied Prison eine Bleibe und, wie
sie dachten wegen der vielen lebenslänglichen Freiheitsstrafen,
eine dauernde Versorgung gefunden. Da muß ich sagen, da bin
ich geradezu schizophren geworden. Auf der einen Seite, weil ich
die Rente so gern hatte, ~~mußte man~~ dachte ich,
es ist doch ein Jammer,
wenn die hier ihre Existenz verlieren, diese ordentlichen
Leute, auf der anderen Seite möchte ich nach Hause.

Ich habe sie immer damit getröstet "Seht doch, der Heß ist doch
so gesund." obwohl ich natürlich immer hoffte, der Herr kommt auch
nach Hause, wenn Spehr und ich nach Hause kommen; hoffte, ernst-

Verschafft habe ich nicht daran geglaubt.

Es gab also im Jahre 1957 nach der Entlassung von Lunck so eine gewisse Hoffnungswelle bei den drei Gefangenen, daß man vielleicht den ganzen Laden jetzt zumacht. Aber man darf nie vergessen, ich las jeden Tag die wesentlichsten Zeitungen, also die Frankfurter, die Welt, die kommunistische Berliner Zeitung, den Berliner Kurier. Ich las aber daneben doch auch, schwarz, die Times, New York Herald Tribune, Chicago Sun, Stars and Stripes, Süddeutsche Zeitung, und was es noch alles so gab.

XXXXXXXXXX

Nun wurde diese Stimmung korrigiert durch die realpolitische Erkenntnis der Situation. Ich machte mir nichts vor. Ich habe mir nie im Leben etwas vorgemacht. Ich sagte mir "Du sitzt hier in diesem Gefängnis, bis zum letzten, bitteren Tag. Du sitzt keine 20 Jahre ab."

VL: Das fällt einem natürlich leichter, wenn man schon einen großen Teil hinter sich hat.

vich: Es ist viel leichter, wenn die größte Zahl der Tage vorbei ist, aber immerhin, denken Sie einmal, im Jahre 1957 waren es noch neun Jahre bis zum Jahre 1966. Neun Jahre des Lebens hatte man noch vor sich. Und sagte sich dann um 1958 / 1959: bei dieser ganzen weltpolitischen Konstellation kommst Du nicht vor 1966 heraus.

Das mußte eben durchgestanden werden.

VL:
v22: Ja, nachdem Sie die Aussicht haben, noch länger zu bleiben, als die anderen, auf Ihre Krankheit kommen

vL: Lassen Sie uns, nachdem Sie die Aussicht haben, noch länger als die anderen zu bleiben, auf Ihre Krankheit kommen.

Eines Tages bemerken Sie, was?

vSch: Es fängt damit an, daß mir bei einem Spaziergang im Garten auf einmal das linke Bein furchtbare Schmerzen macht. Ich kann nicht richtig auftreten, ich humpele durch den Garten, humpelo weiter. Bewegung ist mir ein Lebensbedürfnis. Ich muß mich immer bewegen, gehen, und es ist von Jugend an ein Trieb bei mir, mindestens anderthalb oder zwei Stunden am Tag zu gehen. So gehe ich, obwohl mir das linke Bein wahnsinnig wehtut. Nun kommt gerade an diesem Tag der amerikanische Arzt, der tüchtige damals Captain, heute Major, Schneider in den Garten und sagt "Wie geht es Ihnen?" Ich sage "Es geht mir ganz gut, aber das linke Bein tut mir weh." Darauf sagt er "Wo?" Da sage ich ihm, wo, da sagt er "Kommen Sie gleich mit in den Sanitätsraum." Oben im Sanitätsraum ziehe ich mich aus, der Captain Schneider besieht das Bein und dann sagt er in dieser grobartigen Art, die so die Amis an sich haben, Sie bleiben jetzt hier, auf diesem Sopha, liegen und stellen sich nicht mehr auf das Bein. Ich fahre jetzt in das amerikanische Militärhospital. Ich bin spätestens in einer Stunde zurück. Bis dahin rühren Sie sich nicht vom Fleck. Inzwischen" sagt er zu dem Sanitäter, einem sehr tüchtigen Holländer "bringen Sie hier in den Sanitätsraum ein Hospitalbett. Dieser Mann bleibt hier in Sanitätsraum. Er kommt nicht mehr in seine Zelle." Da lag ich nun. Nach einer Stunde kam der Major Schneider zurück und machte mir die notwendigen Injektionen mit einem Zeug, was ich Kattengift nenne. Das heißt, er verdünnte mein Blut und sagte mir "Es ist eine akute Thrombose, und wir müssen sehen, daß es still liegt, Ihr Blut verdünnt wird. Sie stehen auch nicht auf, um vom Sopha ins Bett zu gehen, wir tragen Sie in das Bett. Die Sache ist ernst. Wir kriegen es hin.

visch: Aber ich sehe Ihnen gleich, hier in dem Gefängnis kann man das nicht kurieren. Ich werde dafür sorgen, daß Sie in ein Hospital kommen." Ich sagte "Hospital? Ausgeschlossen. Dazu brauchen Sie die Viermächteszustimmung." Da sagte er "Verlassen Sie sich darauf. Das boxe ich durch. Ich übernehme nicht die Verantwortung dafür, da hier ein Mann mit Thrombose im Gefängnis liegt."

Nun lag ich also in diesem sehr komfortablen Sanitätsraum in dem Spandauer Gefängnis und war eigentlich recht vergnügt, zumal mir Captain Schneider gestattet hatte, weiter meine Pfeife zu rauchen, eine Sache, die essentiell zu meinem Wohlbefinden notwendig ist.

Nun kam der nächste Tag. Gleich am morgen war Captain Schneider da, der amerikanische Direktor, ein Oberst Drake, ein hervorragender Mann, dem ich mich freundschaftlich verbunden fühle. Er ist heute im Pentagon tätig. Er hat eine große Karriere gemacht. Er sagte mir "Wir tun alles und setzen es durch, daß Sie in das britische Militärhospital kommen." Das britische, weil das in Spandau lag.

Es begann eine merkwürdige Sache.ämtliche Direktoren treten zu einer Sitzung zusammen.ämtliche ^{der vier Mächte} Dolmetscher führen an.ämtliche Oberst-Ärzte treten zu einer Sitzung zusammen. Ich wurde alle Viertelstunde von einem neuen Chefarzt untersucht. Es waren die obersten Ärzte der vier Mächte. Jeder befühlte mein Bein, jeder fragte, wo es weh täte. Immer tat es mir weh, wenn jemand daran herangriff. Ich sagte genau, wo es wehtat. Man machte ein bedenkliches Gesicht, und Captain Schneider stand immer dabei und sagte dann "This is serious". Nachdem die nun alle wieder gegangen waren und nun endlich etwas Ruhe eingelehrt war, kam Captain Schneider und sagte "Es hat eine große Konferenz gegeben, und alle vier Mächte haben nun hin und wider geredet, es ist gedeckelt worden.

Woch: Ich habe nur die Hälfte davon verstanden. Die Ärzte haben ihre Köpfe geschüttelt und ihre Bedenken gesagt. Ich kann Ihnen vertraulich sagen, in einer halben Stunde werden Sie abgeholt." Eine halbe Stunde später kamen plötzlich vier Männer und zwar in der Uniform des britischen Medical Corps mit einer Bahre. Ich wurde auf diese Bahre gelegt, hinausgetragen in den Hof des Gefängnisses. Dort war ein Sanitätsauto, in das ich hineingesetzt wurde. Und nun sah ich eine unübersichtbare Menge von Autos vor und hinter mir. Es war ein Riesenkonvoi. Wir fahren durch das Gefängnis. Der ganze Verkehr war gestoppt. Deutsche Polizei stand überall. Ich lugte immer etwas durch das vordere Fenster hindurch und ließ mich von den britischen Krankenpflegern unterrichten über das, was vorging. Da sagten sie, daß der ganze Stadtteil stillege und eine ganze Kompanie Eskorte dabei wäre von den Amis. Dann wäre noch britische Militärpolizei, die ganze, aufgebaten und die deutsche Polizei. Vornweg fährt ein Direktor und hinterdrein fahren drei Direktoren der anderen Mächte. Wir sind jetzt bald im britischen Militärhospital. Dort wird nämlich nun aufgenommen. Ankunft. Von der Trambahn in den Lift, in den dritten Stock. Soldaten überall. Der ganze dritte Stock abgesperrt, für mich reserviert. Ich weiß nicht, was da war. Dem äußeren Ansehen nach war ein ganzes Bataillon aufgebaten, um Treppe und Zugang zu sichern. Dann ging es in ein großes Vorzimmer. Das war der Bereich der Royal Military Police, der britischen, und da waren auch französische und auch amerikanische Militärpolizisten. Von da ging eine Tür in meinen Raum, einem sehr netten Raum, hübsch eingerichtet. Nun wurde ich auf mein großes bequemes Hospitalbett gebettet. Dann waren da der Oberst Backshaw, der Chef des Militärhospital und ein paar reizende englische Krankenschwestern und britische Krankenpfleger. Dann wurde ich behandelt, gepflegt

vich: und, wie ich fairerweise zugeben muß, beides verwehrt.

vL: Das ist die erste Krankheit. Die zweite wird noch spannender.

vSch: Die zweite ist nun etwas ernsterer Natur für mich. Ich bin nach meiner Heilung zurückgekehrt ins Gefängnis, und es ist inzwischen eine ganze Menge Zeit vergangen. Es ist das Jahr 65. Ich gehe im Garten spazieren und auf einmal merke ich, daß ich auf einem Auge so etwas wie einen grauen Schimmer, Schleier habe. Ich kann nicht mehr deutlich sehen, und wenn ich das linke Auge schliesse, kann ich gar nichts mehr sehen, außer hell und dunkel. Ich gehe in meine Zelle zurück und sage dem Sanitäter Bescheid. Eine halbe Stunde später ist der britische Chefarzt, der Oberst Bradshaw, da und Oberstleutnant O'Brien, der Chirurg des britischen Krankenhauses, und ich beschreibe ihnen genau den Zustand, in dem ich mich befinde und was ich sehen und was ich nicht sehen kann. Mit einem Ophthalmoskop durchleuchten sie nun das Auge und beobachten den Augenhintergrund. Da sagt der Oberst Bradshaw "Sie haben eine Ablösung der Netzhaut." Bis dahin war ich mit den Krankheiten des Auges wenig vertraut und ließ mich nun genau informieren. Man wurde auf Rat der Ärzte der amerikanische Augenspezialist der Armee in Berlin zugezogen. Der kam am nächsten Tag und sagte "Der Patient muß ohne Kopfkissen flach auf dem Rücken liegen, damit sich die Netzhaut wieder auf die Lederhaut des Auges legt. Man muß den Kopf so betten, daß er ihn nicht, auch nicht im Schlaf, anders legen kann. Es wurde nun vom britischen Militärhospital ein erfahrener Sergeant, ein besonderer Freund von mir namens Higgins, aus Hong Kong, wo er lange in der Garnison gewesen war, geholt, und der saß nun in der folgenden Nacht wie eine Katze neben mir, und im Moment, wo ich beim Einschlafen eine Wendung mit dem Kopf machen wollte, war er schon da und hielt meinen Kopf fest. Überhaupt habe ich von dieser Zeit her eine ganz

Wich: besonders hohe Meinung von der Pflichterfüllung dieser britischen Krankenpfleger, die tatsächlich nicht eine Minute einnicken, wenn es sich darum handelt, einen Kranken zu beobachten.

Am darauffolgenden Tag wurde von den Briten der Oberstleutnant Miln(?) aus Iserlohn, also der oberste Augenarzt der Rhein-Armee der Briten, nach Berlin geflogen, machte eine Untersuchung des Auges. Und nach der Diagnose sagte er "Operation"

Ich wurde also wieder einige Stunden später in das britische Militärhospital gefahren. Und dort durch Oberst Miln operiert. Hier müßte man eigentlich sagen, daß auf Grund des Befundes die Operation aussichtslos war, oder höchstens eine Chance von 50 zu 50 hatte. Die Operation ist technisch durch Oberst Miln(?) hervorragend durchgeführt worden, aber, wie es bei Retina-Operationen, wenn die Ablösung oben erfolgt, häufig der Fall ist, löste sich oder sickerte Flüssigkeit durch, und es erfolgte eine weitere Abwölbung, und das Ergebnis der Operation war für den Augenarzt enttäuschend. Für mich, der ich inzwischen sehr viel über die Natur der Krankheit gehört hatte, war es ein Anlaß, ihm zu sagen "Ich can congratulate you on a very successful operation." Zwischen Oberst Miln und mir ist aus dieser Patientenseit eine richtige Freundschaft entstanden. Der Mann hat wirklich eine Operation unternommen, bei der wohl die meisten Leute gesagt hätten "Ich mache sie nicht, denn es ist dabei kein Ruhm zu gewinnen! Daß er es trotzdem gemacht hat und seinen Namen als erfolgreichen Operateur, als Augen-Chirurg, eingesetzt hat, das werde ich diesen Mann nie vergessen.

Nach einer ziemlich langen Konvaleszenz, ich war insgesamt sieben Wochen im britischen Militärhospital, was darauf zurückzuführen ist, daß ich während der langen Liegezeit eine zweite Trombose, diesmal im rechten Bein bekam, kehrte ich ins Gefängnis zurück.

Vich: Die Bemühungen der Engländer, mich wegen meines Zustandes zu begnadigen, blieben erfolglos. Nun traten auf dem noch gekunden Auge ziemlich erschreckende, subjektive Erscheinungen ein, die ich in einzelnen nicht beschreiben will. Und ich sagte mir nun, wenn hier nichts unternommen wird, dann bin ich in ein paar Wochen blind. Nun las ich in der kommunistischen Berliner Zeitung eine Mitteilung, daß Professor Meyer-Schwicker in Bassen, Übrigens hat mich Haß auf diese Mitteilung besonders aufmerksam gemacht.

vL: Wir setzen fort mit dem Führer, der, nun stark gealtert, auf eine letzte Begegnung mit Baldur von Schirach wartet, die bei der letzten Gauleitertagung in Berlin stattfindet in der Reichskanzlei.

vSch: Richtig

vL: Sie haben irgendwann einmal gesagt, daß Sie mit Ihrem Wagen nach Berlin fahren.

vSch: Richtig. Es kommt eine Einladung an die Gauleiter, die noch nach Berlin fahren können zu einer Besprechung in der Reichskanzlei. Wann war es genau? Ich glaube, Ende Februar 1945.

Der Gauleiter Dr. Jury von Niederoesterreich, der seine Zentrale auch in Wien hatte, besucht mich und sagt "Können wir nicht, um Benzinkosten zu sparen, gemeinsam rauffahren?" Ich sagte "Natürlich, das können wir machen. Wir setzen uns in meinen Volkswagen, der braucht nicht viel Benzin und fahren morgen früh los."

So sind wir dann am nächsten Morgen gestartet. Im Wagen saßen noch mein Adjutant Wieshofer(?) und der Fahrer. Wir fuhren auf Dresden zu, wo wir bereits in der Nachdämmerung eintrafen. Das war für mich ein ungeheurer Eindruck, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Dresden bestand nur aus Schutthaufen. Die Straßen waren einbahnig durch Bagger freigelegt worden, und es brannten überall rote Lichtchen, um die Straße zu markieren. Häuser gab es nicht mehr.

vL: Die Lichter waren Magnesiumfackeln?

vSch: Nein, man hatte da irgendeine elektrische Lichtanlage geschaffen. Das hatte die Polizei improvisiert. Es standen Polizisten herum, die einen einwiesen. Es gab kein Straßenschild mehr, nur rechts und links Schuttberge, unter denen die Menschen lagen, die bei dem großen Luftangriff umgekommen waren. Ich habe Dresden aus früherer Zeit gekannt, und nun war es etwas Ungeheures zu erleben,

vSch: nichts als Berge und Berge von Ziegelsteinen und dazwischen ein freigelegter Weg.

vL: Trotz der Nacht müssen Sie doch Empfindungen gehabt haben, da Sie wissen, welche Bauwerke in dieser Stadt waren, und es verbindet Sie auch manches mit dieser Stadt.

vSch: Es war nichts mehr zu sehen. Man sitzt im Volkswagen und sieht nur rechts und links Ziegeltrümmer. Nun kommen wir durch Dresden hindurch und kommen schließlich in Berlin an "Hotel Adlon". Von diesem Hotel stand nicht mehr viel. Ich weiß noch, ich hatte da ein Zimmer, ich glaube, die halbe Wand fehlte, und es war ein Bett aufgeschlagen. Es waren Verhältnisse, wie wenn man in einer Ruine übernachtet.

vL: Warum gingen Sie nicht in den Kaiserhof?

vSch: Der war weg. Keine ganze Wohnung im Kaiserhof, mit allem, was ich besaß, ich hatte es selbst eingerichtet, war zerstört. Im Adlon wurde noch eine Art Hotelbetrieb aufrechterhalten unter den allerschwierigsten Umständen. Zerstörte Zimmer, das Wasser lief nicht mehr. Da habe ich dann übernachtet, und am nächsten Morgen gingen Dr. Jury und ich, vielleicht um 11 Uhr herum, zur Reichskanzlei. Die Reichskanzlei war noch gut erhalten. Es war ein großer Sitzungsraum.

vL: Sie haben Dresden wahrgenommen, Sie haben Berlin wahrgenommen

vSch: Schutt und Trümmer, auch in Berlin

vL: Nun stehen Sie aber an dem Platz Ihres Erfolges oder eines Erfolges der Partei, den Sie immer bewußt erlebt haben, das ist der Wilhelmplatz.

vSch: Der Wilhelmplatz ist auch in Schutt und Trümmer. Und meine Arbeitsräume in der Reichskanzlei sind weg.

Wir gingen gleich durch einen Eingang, geführt von einer Ordonanz, in einen erhaltenen Sitzungsraum. Da sitzen nun und sind versammelt viele Gauleiter, Reichsleiter der Partei

vL: Fehlen welche?

vSch: Ich glaube, es war so ungefähr alles da, bis auf die ostdeutschen
Gaulleiter

vL: Ich denke an Koch zum Beispiel.

vSch: Viele waren nicht durchgekommen

vL: War Koch da?

vSch: Nein, ich glaube nicht. Die fehlten alle. Greiser fehlte.

Die Süddeutschen waren alle durchgekommen und die Westdeutschen

vL: Handke?

vSch: Nein, der fehlte bereits

Das ganze war eigentlich nur eine Art Schlussappell. Nun kommt
das erschütternde. Nachdem wir uns alle da nun versammelt hatten

vL: Was ich gern wissen möchte: da ist die Marschkommandosmannschaft,
sie tritt an, eine Mannschaft zerfällt. Wen sehen Sie zuerst?
Was sagt man sich? Macht man sich Hoffnungen? Redet man aneinan-
der vorbei?

vSch: Hoffnungen hat keiner mehr gehabt. Wir sind da. Schütteln uns
die Hände und fragt "Wie sieht es bei Dir aus?" Dann hört man
schreckliche Dinge. Zum Beispiel "Meine Stadt total zerbombt,
mein Gau"

vL: Sehen Sie einen, der später erschossen wird als Gaulleiter?

vSch: Nein, das nicht, aber es kreist dieser Gedanke, der auch aus-
gesprochen wird, um die Wunderwaffe.

Nun wissen Sie nicht, daß ich von der Wunderwaffe über-
haupt nichts gehalten habe. Ich hielt die Wunderwaffe für eine
Erfindung der Propaganda, nicht des Waffenamtes, des Heeres.
Aber es gab noch einige, die immer davon redeten und meinten,
nun würde das Werk des Endsieges produziert werden.

Ich sage denen "Kinder, Euren Optimismus möchte ich haben"

Das spricht man so offen aus. Ich konnte das sagen, ich war ja
Reichsleiter der Partei. Ich konnte ja zu Gaulleitern etwas
sagen, was Gaulleiter vielleicht unter sich nicht aussprechen.

vL:

Was sagt denn Reichsleiter Dr. Goebbels dazu?

vSch: Der kam erst ganz zum Schluß. Nach ihm Bormann und Hitler.

Nun tritt ein Hitler in den Raum, mühsam beherrscht, die rechte Hand unaufhörlich zitternd, immer wieder die rechte Hand festhaltend. Nun geht Hitler, von Bormann gefolgt, an die erste Reihe dieser Reichs- und Gauleiter heran, gibt jedem von uns die Hand, zwischendurch sie immer wieder mit der linken ergreifend, um das Mitteln abzustellen. Nachdem er nun alle persönlich durch Handschlag begrüßt hat, stellte er sich an einen kleinen Tisch und sprach

vL: Bevor wir ihn sprechen lassen, lassen wir folgendes zurückkommen. Für Sie heute die letzte Begegnung mit Hitler. Zwei Monate später wird er sich umbringen in diesem Haus.

Eine zerstörte Reichshauptstadt, eine Reichskanzlei, von der Sie sagen, daß sie noch verhältnismäßig gut erhalten ist, ein Sitzungssaal. Ist der Saal unzerstört? Hängt dort der Wiesenadler.

vSch: Genau so, wie sonst. Alles erhalten, alles wunderbar, das Mobiliar, die Teppiche, die Gobelins, der Adler an der Wand, das Tischchen, an dem Hitler spricht. Ich weiß nicht, wo der Saal genau gelegen ist? Er muß wohl abseits gelegen haben. Es war ein ziemlich großer Saal. Von da aus ging es in einen Nebensaal, in dem wir uns hinterher noch unterhielten. Es war der Eindruck, wenn man dort war, hier ist überhaupt nichts zerstört.

vL: Ein friedensmäßiges Bild. Sind die Fenster verdunkelt?

vSch: Nein, es ist ja heller Tag. Es ist alles wie sonst bei einem Empfang in der Reichskanzlei und unterscheidet sich in gar nichts. Das ist das Gespenstische an der ganzen Geschichte; von Zusammenkünften 33/34/35 und wie folgt: der Raum ist derselbe, oder ähnlich, es gibt ja viele Räume in der Reichskanzlei. Wir

vSch: sitzen da , als wenn wir in Jahre 35 zu einem Befehlsumpfang versammelt sind.

Die Kollegen sind älter geworden, einige fehlen, und der Führer ist nicht mehr ein junger tatkräftiger Mann, sondern ein Wrack.

vL: Lassen Sie uns bei dem Wrack bleiben. Das Wrack tritt auf, nachdem Hermann Herrn Goebbels gefolgt ist, denn ich glaube, der Berliner Gauleiter kommt als letzter, bevor der Führer kommt. Er spielt also seine Rolle aus. Dann kommt Hermann, kommt Hermann mit Hitler?

vSch: Er kommt mit Hitler

vL: Hitler hat also wie am ersten Tage, als er den Krieg erklärte, auch seinen grauen Anzug, seinen Adler...

vSch: Er hat seine graue Uniform an mit den schwarzen Hosen und den goldenen Hoheitszeichen. Nun kommt eine sehr seltsame Ansprache. Er sagt "Meine Parteigenossen, meine Hand zittert, aber mein Herz zittert nicht. Wenn wir das alles überdenken, was wir zusammen durchgekämpft haben, dann können wir sagen, wir haben 12 Jahre auf der Höhe der Macht gestanden. Wenn das Schicksal es so will, da wir untergehen, dann können wir doch sagen, wir haben auf den Höhen des Lebens gelebt." Das war das eröffnende Wort. Dann sprach er davon, in einem Gegensatz zu der Einleitung, die ja eigentlich eine Untergangsstimmung enthielt, ich nenne das immer Nibelungenstimmung, das Nibelungen-drama ist nicht umsonst das Drama der Deutschen, da sagte er "Nun handelt es sich darum, daß wir, jeder an seiner Stelle, bis zum Äußersten kämpfen. Wenn wir dabei untergehen, gehen wir unter, aber wenn wir sehr tapfer sind, kann sich das Schicksal noch einmal wenden." Es war eine kurze Ansprache. Der Tenor der ganzen Ansprache a) pessimistisch, b) optimistisch falls wir durchhalten. Dann kam er nach der Ansprache, bei der er immer wieder seine rechte Hand, die zitternde, mit der linken festhielt, um diesen unangenehmen Eindruck des ewigen

vSch: Zitterns der rechten Hand zu verbergen, auf mich zu und sagte "Schirach, was machen die Wiener? Wie wird Wien sich schlagen?" Bormann stand nun dahinter, und einige andere prominente Parteiführer warteten nun auf meine Antwort. Es stand dort rum natürlich Dr. Jury, Bormann, Goebbels, Reichsleiter Buch und Amann, verschiedene Gauleiter aus den Süden. Da sagte ich nur "Wir werden unsere Pflicht tun" Mehr konnte ich nicht sagen, weniger konnte ich auch nicht sagen. Ich wußte damals ja schon ganz genau, wie weit wir Wien verteidigen würden, nämlich nicht, wie Hitler sich das vorstellte, bis zum letzten Mann und letztem Haus, sondern mein Plan, den ich damals ja auch mit Sepp-Dietrich verwirklicht habe, war, als es später ernst wurde, einhaltender Widerstand, bis sich die Nachbararmeen hatten zurückziehen können. Nun betrachtete ich mir diesen Hitler eingehend, diesen Hitler von 1945. Ich muß ganz offen sagen, daß ich damals, zurückblickend auf die früheren Jahre, den Eindruck hatte, er ist ein Gespenst, ein irgendwie vollständig zerfallener, physisch zerfallener Mensch, der sich mühsam zusammenhält.

vL: Die Augen dieses Mannes suchen Sie. Sie nehmen die zitternde Hand wahr. Hat er noch eine Ausstrahlung? Ist da noch etwas?

vSch: Da ist gar nichts, sondern das ist meiner Ansicht bei dieser letzten Begegnung alles künstlich aufgeputzt, vielleicht durch chemische Mittel, durch einen Arzt, ein Mann, der vielleicht vorher noch eine Spritze bekommen hat, ein Mann, der nunnoch ein al den Eindruck erwecken will "Ich führe noch das Reich. Ich bin da." Aber wir, die wir nun von draussen kamen, und wir, auf die der Feind zukam, haben bestimmt in ihm nichts Anderes mehr gesehen als ein Relikt, als ein nicht mehr glaubhaftes, historisches Überbleibsel.

vL: Ich würde gern wissen: was gibt er für Direktiven während der Tagung?

vSch: Praktisch nur "Durchhalten bis zum letzten Mann"

vL: Keine Anweisungen an die einzelnen?

vSch/Nein

vL: Als er den Raum betritt, begrüßt er jeden. Spüren Sie da Ablehnung, als er Sie begrüßt?

vSch: Nein, gar nicht, denn in seinem Verhältnis zu mir war eine sehr große Wandlung eingetreten nach dem 20. Juli 1944.

Er hatte damals wohl den Verdacht gehabt, daß ich irgendwo mit diesen Männern zusammensteckte. Und die ganze Art, wie der 20. Juli ablief in Berlin und Wien, hatte ihn zu der Überzeugung gebracht, daß ich nicht zu dem Verschwörerkreis gehörte. Daher auch hatte er ungefähr um den 25. Juli herum ein Telegramm an mich geschickt "Lieber Herr von Schirach, ich höre jetzt erst davon, daß Ihre Frau Mutter so schrecklich in Wiesbaden unglücklich ist, und ich möchte Ihnen meine herzlichste Anteilnahme und meine Verehrung für Ihre Frau Mutter noch nachträglich ausdrücken. Ihr Adolf Hitler"

Sie wissen ja die Vorgeschichte mit meinem Brief über Amerika, daß der Krieg mit Amerika ist in meinen Augen ein Unglück, usw. die ganze Verbitterung, die daraus entstanden war, und nun lag das in der Bormannschen Denkmethode, Beeinflussungsmethode, beim Führer den Eindruck zu erwecken, daß der Mann in der Opposition stehe. Nun war aber durch die ganzen Ereignisse inzwischen in Berlin Wachregiment Kaeser usw. alles ganz anders gewesen, nämlich, es war bei ihm der Eindruck entstanden, der Mann steht ^{treu} ~~xxxxx~~ zu mir. Und in Wien war ja eben der 20. Juli ~~xxxxx~~ mehr oder weniger eine Komödie gewesen.

Das wirkte sich nun bei dieser Begegnung aus.

Da war ich auf einmal wieder ein Mann, auf den er bauen konnte, weil der ihn nicht verraten hatte.

Bormann stand nun da, strahlend, als ich Hitler gegenüberstand.

vSch: Der servile Lakai, der je nach Lust und Laune seinen Herrn die böse oder gute Miene aufsetzte, in diesem Fall war natürlich alles wunderbar und gut und infolgedessen machte er seine gute Miene. Aber ich hatte von Hitler den physischen Eindruck eines totalen Zerfalls. Ich habe niemals in meinem Leben einen Menschen gesehen, der so fertig war wie dieser Hitler bei dieser letzten Gauleiterbesprechung in Berlin.

Er hält seine Ansprache, er verabschiedet sich und verschwindet. Meiner Ansicht nach

vL: Er geht auf keine Fragen ein?

vSch: Fragen spielten keine Rolle. Es war wie eine Befehlsausgabe, und ich hatte damals schon den Eindruck, er ist für diese eine Begegnung hochgeputscht worden durch irgendwelche Medikamente, und nun klingen sie ab, und er muß weg.

vL: Zurück bleibt der Kreis der Reichs- und Gauleiter, zurück bleiben die Fragen. Nun hat man ihn wiedergesehen. Bleibt Goebbels? Wo geht man hin? was tut man?

vSch: Niemand bleibt zurück. Man verkümmelt sich. Man geht kleinlaut und irgendwie betroffen auseinander.

vL: Man sucht nach dem Freund. Man nimmt Dr. Jury....

vSch: Ich sagte zu Dr. Jury "Kommen Sie, wir steigen in den Wagen und fahren nach Wien zurück."

vL: Keiner spricht Sie an

vSch: Niemand versucht ein Gespräch

vL: Haben Sie das Gefühl des Auseinanderbrückelns?

vSch: Ja, absolut. Jeder sucht sein Auto, und jeder versucht, sobald als möglich wegzukommen.

Auf der langen, langen Fahrt mit Dr. Jury nach Wien ist zwischen uns kein Wort über die letzte Befehlsausgabe gefallen.

Wir wußten ganz genau, das ist das Ende. Dabei hatten wir, jedenfalls ich, das Gefühl, dieser Hitler ist wahrscheinlich in den nächsten drei oder vier Wochen tot. Das teilt man nicht

vSch: dem anderen mit, darüber spricht man nicht.

J: Gestern haben wir gesprochen im Zusammenhang mit der möglichen Aktion, Göring wird Reichverteidigungsrat, und da fragte ich Sie, von welchen Gauleitern Sie angenommen hätten und heute anzunehmen, daß sie für eine Aktion Göring, also eine Auffangaktion, zu haben gewesen wären, und da haben Sie doch eine ganze Reihe Gauleiter genannt, Männer, von denen man annehmen muß, daß sie ähnlich klar gesehen haben wie Sie.

vSch: Ja, die waren dabei.

J: Haben Sie Reaktionen von diesen Männern auf dieses doch sehr makabre, düstere Bild gespürt? Und noch eine andere Frage, die ich anschließen möchte: Hitler war ja doch ein Mann, der sehr stark gespürt hat, was die anderen dachten, der reagiert hat darauf, wie man ihm gegenübertrat. Aus der früheren Zeit: wenn ein Gegner im Raum war, dann hat man den gewissermaßen ausgespart, hat gewußt, ihn zu isolieren. Jetzt steht er vor seinen Reichs- und Gauleitern und spürt wahrscheinlich, wie alle gezweifelt haben, Glauben Sie nicht, daß da noch einmal eine Möglichkeit gewesen wäre, daß man gesagt hätte, ob man nicht Schluß machen könnte.

vSch: In dem Augenblick und in dieser Umgebung hatte jeder den Eindruck, wir sind nur dazu da, um etwas anzuhören. Jede Äußerung würde wahrscheinlich sofort mit brutaler Gewalt erledigt werden.

J: Sind Sie vor diesem Besuch auch wieder auf Waffen kontrolliert worden?

vSch: Ich glaube, ja. Ich glaube, daß im Eingang der Reichskanzlei die SS-Ordonanz uns aufforderte, unsere Pistolen abzulegen. Natürlich, ich wußte ganz genau, wie die Mehrheit der Gauleiter dachte. Ich habe früher schon einmal gesagt, daß Jury, Liebermeister, Reiner, Lauterbacher, Sauckel und Goebbels, waren sich völlig

vsch: darüber klar, daß eine Wende irgendwie herbeigeführt hätte werden müssen. Es war aber schon zu spät, man kann nicht Ende Februar 45 noch einmal das, was man noch 43 mit Erfolg hätte herbeiführen können...

VL: Sie sind aber ein Mensch, der die Dinge noch mehr ausdeutet. Sie sind ein Mensch, der das Abschiednehmen noch mehr empfindet. Das ist mir alles noch zu wenig, was Sie da anbieten. Auf dem Wege von Berlin nach Wien wird Ihnen zu mindest deutlich, mit diesem Mann sind Sie angetreten, Sie haben etwas gewollt und wenn Sie jetzt sagen, es war alles verloren, so ist es für mich einfach zu wenig, weil ich mir sage, die Erschütterung muß stärker sein. Was denkt man alles auf diesem Wege von Berlin nach Wien.

vsch: Was ich da gedacht habe, ist gar nicht so Überraschend. Die Erkenntnis, daß alles verloren war, kam ja 1941 mit dem Angriff auf Rußland. 1943 kennen Sie aus meinen Auseinandersetzungen mit Hitler, daß ich es als unmöglich ansah, mit ihm überhaupt noch diesen Krieg zu einem Remis zu führen. Das war mir auf dieser letzten Fahrt von vornherein klar, das nichts herauskommen würde als so eine Art Appell zum Untergang. Aufruf zum heroischen Untergang. Deswegen hat das, so merkwürdig das klingt, wenn man das nun erzählt, auf mich keinen so tiefen Eindruck gemacht, als sich vielleicht mancher vorstellt, der meinen Lebensweg übersieht und sagt "Das ist nun der Mann, für den Du einmal angetreten bist." Das war für mich nicht neu, ich wußte das bereits. Jetzt kommt nichts Anderes mehr als "Durchhalten" und, das sage ich nun ganz zynisch "um mein Leben zu verlängern" Diesen Eindruck hatte ich von dem Mann. "Haltet die Front, so lange Ihr könnt, damit ich noch etwas leben kann"

VL: Es kommt aber noch eine andere Erkenntnis hinzu: ist man angetreten, fährt man ab von dem in der Gemeinschaft der Kameraden

vL: letzten kurzem Aufruf zurück an seinen Platz und kann sich dem nächsten Kameraden nicht einmal mitteilen über die Begebenheiten. Das ist das Pech an der ganzen Geschichte.

vSch: Das ist eben so in einem totalitären Staat: mit wem können Sie denn sprechen? Wem können Sie sich anvertrauen? Was heißt Kamerad? Kameraden, das waren für mich die Jugendführer. Die Gauleiter? Da wußte ich ja nicht, ob da nicht einer im nächsten Augenblick, sobald er angekommen ist, den Telefonhörer ergreift und zu Bormann sagt "Ich habe von Schirach das und das gehört". Da fällt mir gerade eine Begegnung mit dem General Vlassow ein, die ganz charakteristisch ist.

Vlassow, der kommunistische General, der in unsere Gefangenschaft geriet, und nun den Auftrag erhielt, weil er sich dafür angeboten hatte, eine russische Armee gegen Stalin aufzustellen, der besuchte mich in Wien.

Bei der Gelegenheit besuchte er mich in Wien. Dabei sagte ich ihm "General Vlassow, erzählen Sie mir einmal, das interessiert mich mehr als alles andere, von Stalin." Da sagte er "Mit Stalin war das so. Ich wurde von Stalin in den Kraml befohlen und war weit weg irgendwo Militärbefehlshaber. Ungefähr auf der halben Strecke hält der Zug an einer kleinen russischen Bahnstation. Dort kommt ein anderer General mit von meinem Jahrgang, ein Freund von mir, auf mich zu und sagt zu mir 'Es wäre doch eigentlich Zeit, daß wir mit dem Alten Schluss machen'. Wir haben dann ein Glas Tee getrunken und uns dann umarmt und verabschiedet. Auf der weiteren Fahrt nach Moskau habe ich mir überlegt, wenn Du das selbst dem Generalissimus, dann bringst Du deinen Freund um. Wenn Du es nicht meldest, dann wirst Du, da diese Begegnung möglicherweise von Stalin bestellt worden ist, selbst umgebracht. Da bin ich dann nach stundenlangem Hin und Her zu der Überzeugung gekommen, als ich in den Raum trat, wo Stalin

vSch: war, es zu melden, es ist ganz bestimmt bestellt. Und dann habe ich es gemeldet und gesagt 'Auf der Station X hat mich mein alter Waffenbruder Y angesprochen und hat mir das und das gesagt. Da hat Stalin zu mir gesagt "Nun gut". Damit war es erledigt. In diesem "Nun gut" erkannte ich, daß das ganze wirklich ein Plan gewesen war. Der Mann war bestellt, er sollte diese Frage an mich stellen, und Stalin wollte dadurch feststellen, ob ich ein Verräter war oder nicht."

Stalinistische Verhältnisse hatten wir nicht, aber wir hatten hitlerische Verhältnisse. Deshalb sprachen wir uns nicht aus.

vL: Versuche, Sie zu testen, haben auch stattgefunden?

vSch: Nein. Das kann ich nicht sagen, aber ich hatte gegenüber den Mitgauleitern, wenn ich hier Lauterbacher ausnehme, und Bracht und Wandke und Überreiter, Reimer und Sauckel, doch das Gefühl, man kann gar nicht mehr offen über die Verhältnisse reden, weil das einfach irgendwie gemeldet wird.

eccJ: Die waren aber doch da?

vSch: Ja, die waren da.

J: Das wäre doch eine Möglichkeit gewesen, sich im Hotel zusammenzufinden nach dieser Beregnung, dann hätten sich doch wahrscheinlich die zueinander tendierenden,....

vSch: Jetzt kommen Sie aber auf eine Sache, die mir eben einfällt. Ich hatte, als ich 1940 nach Wien ging, den Auftrag, da ich ja ranghöher war als die anderen Gauleiter, diese zu koordinieren und mit ihnen gelegentlich zusammenzukommen, um ihnen so etwas Ähnliches wie die Richtlinien der Reichspolitik zu vermitteln. Das habe ich dann auch längere Zeit getan. Dann kam 1943 ein Befehl, nachdem wir in Oesterreichsammer wieder an anderen Orten mit allen Gauleitern Oesterreichs zusammengekommen waren, jede Zusammenkunft von mehr als drei Gauleitern

v. Sch: Ich verbot es. Das ist vielleicht nicht allgemein bekannt.

Ich bin ein sehr wichtiger Befehl gewesen, der heißt aus, daß wir auch in einer Hotelhalle uns zu viert oder fünft zusammengesetzt hätten.

J: Wir haben in ganz Europa über Hitlers Persönlichkeit, über seine Verbrechen als Frontsoldat, die ja unbestritten sind, nach allen neuesten Forschungen, und Sie sagten dann zum Schluß wer er feige? Sie führten als Beispiel an, daß seine engsten Mitarbeiter, seine Gefolgsleute auf Waffen untersucht wurden. Sie erzählten das Beispiel mit dem Pastor... das er das nicht nahm, und sie hatten das Gefühl, der traute sie an, er ist feige. Das haben Sie festgestellt, und ich möchte mir denken, daß jetzt keine Gauleiter, die nun diesen Befehl bekommen; Da mehr als drei Personen dürfen ihr nicht mehr zusammenkommen... daß sie sagen, der alte spürt, daß sie sagen, daß das ein Affront gegen sie persönlich ist und eigentlich als ein konspirativ zu werden, war nicht einmal im Sinne, da eine Aktion..... sondern daß man sich sagt "heute müssen wir uns erst recht einmal ab was zu unterhalten". Diese Beziehungslosigkeit unter Leuten, von denen man heute weiß, daß sie eine verschworene Gemeinschaft waren und da sie eine Verschwörung gegen den Weltfrieden usw. gemacht haben, die erstreckt den Außenstehenden und ist ihm eigentlich nicht begreiflich.

Ich glaube Ihnen das, Ich nehme Ihnen jedes Wort ab, und das kann ich auch.

v. Sch: Nun verlangen Sie von uns einen Heroismus, den wir nicht gehabt haben.

J: den wir auch nicht gehabt haben

v. Sch: Ist da jetzt etwas zu sagen?

J: Herr von Schirach, ich will noch sagen: Es ist doch in dieser Zeit, Malta war vorbei und Casablanca. Man sah weltpolitisch

di schon klar. Man sah sogar in dieser Zeit schon, ich erinnere mich, daß ich meiner Frau einen langen Brief geschrieben habe und gesagt habe, was ich über.....Nachrichten erfahren habe, "bewege Dich mit den Mitmenschen über den Elb-Travel-Kanal westwärts, denn da werden die Russen nicht hinkommen." Das ist bestialisch auch bei Gasleitern bekannt gewesen. Es ist dann sukzessiv in der Zeit des endgültigen Zusammenbruchs, nachher hat es sich ja auch realisiert, doch nicht klar geworden: da liegt eine Chance drin, die Westmächte gegen den Osten auszuspielen, nicht in dem Sinne, wie Hitler sich das vielleicht vorgestellt hatte, daß man die Allianz auseinanderbricht, aber was für die Militärs doch eine praktische Regel war, "wir müssen jetzt eigentlich nach Osten absperren und die Amerikaner reinlassen" Solche Gedanken, sind die überhaupt erwogen worden? und würde sich interessieren, ob die Dinge in Kollegenkreis im Schwang waren. Denn da wären ja Ansatzpunkte gewesen. Das wäre doch auch eine politische Idee gewesen, auf die er nicht unbedingt mit Verrat hätte antworten können, sondern die in der Linie der Ideologie gelegen hätte. Das sind alles sehr nachträgliche Dinge, ob sich solche Vorfälle, ob überhaupt solche Überlegungen da waren.

VSch: Ich habe über diese Dinge mit einem vertrauten Freund, mit dem ich in Hannover gesprochen, und ich habe vor allem dann diese ganze weltpolitische Konzeption mit dem General Streckzianus gesprochen. Dieser General war in einem Wehrkreisverhältnis. Ich weiß nicht genau, in welchen Jahren; bis 1945 wahrscheinlich, und war einer der engsten Mitarbeiter von Reichankaischek gewesen. Mit dem konnte ich über solche Dinge sprechen; mit dem genau so wie mit Collin Mann. Streckzianus ist dann wegen seiner defaitistischen Haltung entlassen worden und nach Hannover in Pension geschickt worden und dort bei einem Bombenangriff mit seiner Schwester umge-

vSch: kommen.

vL: Das ist ein Bestandteil des Bereichs, den wir eigentlich gern
wären wollten, das ist der Bereich: die Kameraden, die ange-
hören wollen, das Vertrauen im Bereich der Kameraden.

vSch: Und dann, wer ist denn Kameraden? Offiziere, Generäle,
es gibt ein paar Watschen, aber das ist doch nicht so, daß
man sagen kann, weil man einen Reichsgau führt, deswegen
sind die anderen Gauleiter Kameraden.

vL: Eine soziale Verankerung der Kräfte, denn sie sind doch
anwesend, sie haben eine Idee gehabt, sie sind in einer
Verankerung gewesen. Nun wissen wir, daß Menschen in
größeren Massen verschieden geartet sind und auch schon
in der Frühzeit verschieden geartet, aber irgendwo sollte
ja gerade im Hinblick der Not ein Zusammenschließen zu
bemerken sein, entweder zu dem Mann, der alle in die
Irre führt, oder zumindest ein Entschluß für die Sache.

vSch: Den Versuch für die Sache habe ich 1943 bei Göring unter-
nommen, meiner Ansicht nach die damals einzige
Möglichkeit. Mein Standpunkt war ja immer der eines, wie
soll ich sagen, Externen, was die angelsächsische-ameri-
kanische Verhältnisse angeht. Die Mehrzahl der Gauleiter
war ganz bei mir im unvollständigen Vernunftgründen einfach
nicht möglich, weil sie einfach nicht die Welt kannten.
Die Geschichte von der alten Frau, die in den Laden geht
und sich einen Globus zeigen läßt, die ihn für ganz Deutsch-
land symptomatisch. Da wird ihr nun von dem Buchhändler, der
ihnen den Globus verkaufen will, gesagt, "o Amerika, Afrika
und Australien liegt. Als sie fragt, wo Deutschland liegt,
zeigt er ihr das kleine Europa und in dem Europa das ganz
kleine Deutschland. Da sagt sie "Ja, weiß das denn der Führer?"
Das ist leider für die Menschen, die in Deutschland Politik
machen, ein Symbol, das ist symptomatisch.

vick: Da war es auch bei uns.

vl: Lassen Sie uns doch nachempfinden, was Sie gestern meinem Kollegen Jaackel erzählt haben.

vick: Es gehört zu dem Thema: Feigheit Militärs.

Sie wissen ja, auch tapfere Menschen haben feige Stunden, und jeder von uns, der jemals an der Front war, weiß, daß auch in einer Gruppe, ich habe das selbst erlebt, von außerordentlich tapferen Jungen, oben einer einmal mit den Nerven kaputt ist, den man für drei Tage zurücknimmt und ihm sagt, daß es nichts macht, daß er ordentlich ist, daß er sich ausruhen soll. Aber im großen ist es auch so: wer einmal den Pour le Merite um den Hals schängt bekommt er hat für eine tapfere Stunde ist nicht ein Leben lang tapfer.

vl: Waren Sie denn tapfer, als Sie über den Fluß setzten und Ihr Unternehmen durchführten, um das EK II zu bekommen?

vick: Sie wissen ja, wie das ist. Wenn man einen Auftrag hat, sieht man nur den Auftrag, dann kann man vielleicht einmal tapfer sein.

vl: Das war ein Nacht- oder ein Tagunternehmen?

vick: Es ist übrigens kein Fluß-Unternehmen gewesen, da sind Sie falsch orientiert, sondern es war der Durchbruch durch die Weygand-Linie, es war eine offene Feldstellung.

Da bin ich mit meinem Bataillon-Kommandeur durchgegangen, und da hatte ich wirklich nur an das gedacht, was wir zu tun hatten. Es war in der Morgendämmerung.

vl: Da ist fast noch möglicher, tapferer zu sein als am Tage.

vick: Das Schlimme, Herr von Lant, war die Nacht, die wir vorne im Artilleriefokus gelassen haben. Nachher aufstehen und durchgehen, das ist nichts.

vl: Wenn man durchgehen muß mit anderen, dann ist es leichter, Vorbild zu sein.

sch:Natürlich, da kam die alte Szene, die meine Freunde in dem
 SNGtrupp in er wieder mehrfach schon geschildert haben,
 sie richteten sich in er nach seiner Pfeife. Wenn ich sagte
 "so, noch eine Viertelstunde" und zündete mein Pfeifchen an,
 Sturmangriff ist ja nicht so, wie es in einem Bilderbuch steht,
 aufstehen und hurra, sondern Pfeifchen anzünden, dann waren sie
 schon beruhigt. Dann "Jetzt ist es soweit, raus, vorwärts"
 dann gingen sie mit, dann waren sie beruhigt, aber ein
 Drittel blieb. Das ist so bei den Situationen dieser An-
 griffsaktionen. Ich will Ihnen ganz offen sagen, es klingt
 so arrogant, wenn man das sagt, ich habe im Krieg nicht
 Angst gehabt. Angst hat man eigentlich nicht in der Heimat.
 Ich habe einmal unseren Korps-General Bartenuffel auf meinen
 Befehlsstand auf dem Kalixtenberg in Wien geführt während
 eines Angriffs von 1.000 amerikanischen Maschinengewehren. Da hat
 er gesagt, alles was er drauhen erlebt, ist nichts gegen das,
 was die Menschen in der Heimat durchzustehen haben.
 Irgendwo in einem Keller zu sitzen und erleben zu müssen mit
 einem, wie die Bomben fallen, das läßt sich gar nicht ver-
 gleichen mit dem, was ein Soldat vorn erlebt, der sein MG oder
 Gewehr hat. Aber das, was die Heimat dort erlebt, das ist der
 eigentliche Krieg.

VL: Wir wollen auf Hitler zurückkommen. Hitler und seine Feigheit,
 die spätere Feigheit.

h: Hitler war aufond eine feige Natur.

VL: Dazu möchte ich gern etwas vorausschicken. Hitler, der Melde-
 gänger, der Einsoldatiger, der Mann, der unkontrolliert ge-
 wissen Situationen im Kriege ausgesetzt ist, der Feigheit
 und Tapferkeit für sich erledigen kann, der sie nachher, nach-
 dem die Dinge überwunden sind, in kernige Worte kleiden kann,
 der Hitler, der uns bewahrt ist durch Briefe, die gerade Ihre

vL: Gattin aufgetrieben hat, da mit diesen Leuten zu tun hat, der
 Schneidemeister in Schwabing sagt, wie es nach dem Krieg ist, Dinge, die er später nie wiederholen will, er
 auf der anderen Seite das Interesse hat, sich auszusprechen,
 der darüber entrüstet ist etc in den Briefen an den Schneidemeister
 Lopp, da während er angestanden hat, um sich zu bekommen, wird der Gefechtsstand weggeschossen und der steht
 "wieder kein EK", dieser Mann, der sich ja da schon mit-
 siegelt, kann nachher natürlich, nachdem alles vollzogen ist,
 alles in kernigen Worte kleiden. Glauben Sie, das ist später, immer,
 wenn Sie ihn im Kespel begegnet sind, im Kampf dieser Partei,
 irgendwo ein tapferer Mann war?

vSch: In der Auseinandersetzung mit den Kommunisten, in der Ver-
 sammlung, in der Möglichkeit, nieder geschlagen zu werden,
 ja. Lassen wir bis ins Jahr 1939 hinein, bis zu dem Attentat-
 Attentat; von da ab habe ich ihn nie mehr als einen
 Menschen empfunden.

vL: Warum?

vSch: Da war nun der Ober Salzberg. Der war unangenehm
 worden. Früher an Obersalzberg, als er das Haus hatte,
 hatte, da zogen die Menschen vorbei, um ihn zu besuchen,
 bin oft dabei gewesen. Da trat er zu ihnen, sprach mit ihnen.
 Dann kam die Zeit, als die Menschen nicht mehr sie
 versammeln durften, alles war mit Maschendraht eingezäunt.
 Man mußte, um überhaupt auf den Obersalzberg zu kommen,
 zunächst eine Schranke passieren, dann wurde durch einen Turm
 nach oben, dann hieß es "Genehmigt" dann führte man an
 Maschendrahtöffnung. Da war eine SS-Ordonanz, die kontrollierte
 wer zum war. Dann kam man nach oben. Da sagte ich einmal zu
 in ihrer Frau "ich möchte nie so leben. Ich richte mich nach
 ab, als da ich von lauter Sicherheitsinstanzen über mich war"

vSch: Ich muß sagen, ab 1941 habe ich diesen Hitler, den Selbsterlöser des ersten Weltkrieges mit dem III von seinem Sinn aus nicht mehr als einen tapferen Mann angesehen.

vL: Was haben Sie erwartet, wie er sterben sollte?

vSch: Wie etwa mein Freund der Generaladmiral Raeder es gesehen hat. Der hat ihn nach dem Einschluß von Berlin anrufen, er blieb in Berlin und hat ihm vorgeschlagen, einen Ausfall zu machen und gemeinsam mit ihm zu fallen.

vL: Wir müssen kurz festhalten: Raeder bereits zu er Diensten, sitzt in Fabelsberg und wartet auf das Kommando der Russen. Er ruft ihn an, im Bunker?

vSch: Ja

vL: Hat er Ihnen das in B. andau erzählt?

vSch: Ja.

Er spricht ihn persönlich an Telefon und Hitler hat ihm gesagt: "Ich danke Ihnen für Ihren Vorschlag; und Ihre Kräfte, die man auf doch damit rechnen, da man in Berlin arbeitet. Deshalb nehme ich Ihren Vorschlag nicht an. Ich will hier im Bunker bleiben und das Ende hier erleben, bei dem Ausfall kann ich wegen der Möglichkeit einer Gefangenschaft nicht umgehen."

J: Hitler hatte ja diese Möglichkeit, daß er in Rastenburg gefahren wird, die hat er ja gesehen. Lieben Sie, daß er das hätte auf sich nehmen müssen? Hätte Hitler das auf sich nehmen sollen für das Deutsche Volk, sich in B. andau im Käfig ausstellen zu lassen?

vSch: Nein, aber diese Sache hätte er auf sich nehmen müssen, seiner Ansicht nach, mit ein paar alten treuen Kameraden, zu denen auch Raeder gehörte, obwohl der gar nicht Nationalsozialist war, sondern ein Soldat alter Schule, das hätte er machen wollen, die gegen Einsatz in der Front und meinetwegen auch im Bunker

vSch: bereit, wenn es schiefgeht, eine Bombardierung auf sich
beziehen sollen.

vL: Nun hat er mich irgendwo weitergedacht. Wenn wir heute wissen,
daß nach seinem Selbstmord sein Wunsch war, nicht ausver-
brannt zu werden, sondern verbrannt zu werden im Feindes-
Keller der Reichskanzlei, war wohl das Weiterdenken, einen
gewissen Mythos zu schaffen.

vSch: Das ist möglich. Sie wissen ja, daß hinterher der ge-
tötete Goebbels diesen Aufruf erließ: "Der Führer ist als
größter Held der Geschichte gefallen, usw." Goebbels wußte ja
die näheren Umstände nicht.

vL: Wie kam es zu der Formulierung von Goebbels "Der Führer ist
in Kampf um die Reichskanzlei gefallen"?

vSch: Das wurde ihm so gemeldet.

vL: Er hat zwei Telegramme. Beide Telegramme von Lorenz an Goebbels
sind nichts weiter als, als daß der Tod des Führers festgestellt
wird, "wenn Testament in Kraft" und "Testament in Kraft"
"Herrn auf dem schicksalhaften Wege zu Ihnen" und daß die
Mitteilung werden, auf welche Weise Herr Goebbels

J: Das hat sich kein Mitleid und kein Mitleid verbreiten
können, da es anders gewesen ist.

Ich habe das auch angenommen, daß Hitler im Kampf gefallen ist.
Ich hätte es nicht einmal für eine große Heldentat gehalten,
sondern eigentlich für ein logisches Ende.

vSch: Ich halte also das aufrecht: daß der Hitler das erste
Weltkriegs-Infanterist war, daß der Hitler der Kampfmittel-Infanterist
war, daß der Hitler der rechten Hälfte des Weltkrieges Infanterist
geworden war.

vL: Das kann eine Wandlung sein, die wir ihn zum Beispiel
aus dieser Position. Da sind gewisse Momente, wo Feigheit ge-
stattet ist. Ich bin nur der Meinung, wir verlieren den Willen.

- vL: Das Bild ist der einname Meldelänger. Ich glaube, dass dieses Meldelänger manches auf Grund der Geschichte ist bei schon vielen Werten für das Regiment ist. Es gibt ja keine Augenzeugen, die ihn auch in Situationen erlebt haben, wo er oben auch schon dort Zeichen der Weisheit hatte.
- vSch: Ich bin auch einmal Meldelänger gewesen, wenn auch nur kurze Zeit. Natürlich geht einem da manchmal aber aus einer solchen Tätigkeit nachher ein ewiges Vorbild der Tapferkeit zu schaffen, das stimmt einfach nicht. Das stimmt bei keinem Menschen.
- J: Wer keine Angst gehabt hat, kann auch nicht tapfer sein. Wer weiß nicht, was passiert. Es gibt diese Typen, die blind und dann vorwärts stürzen, ohne zu wissen, was ihnen droht. Je intelligenter einer ist, desto mehr ausschlagen im Falle der Angst.
- vL: Das Bewahren des Lebens mit zunehmendem Alter spielt auch eine Rolle.
- vSch: Ob man Familien hat, oder nicht, das ist auch wesentlich.
- vL: Können wir noch einmal auf die Punkte zurück, die Sie gestern mit Herrn Jaccé angesprochen haben.
- vSch: Ich hatte einen Mitarbeiter, der war in der Walfangflotte von Raa als Steward und Verkäufer für die ganze Verpflegung tätig gewesen. Ein sehr tüchtiger junger Mann, der es verstanden hatte, in diesen 6 Monaten des Einsatzes der Walfangflotte, die Leute richtig zu verpflegen. Sie wissen, die Walfangflotte stinkt nach ein paar Tagen nur nach Tran. Ganz egal, was sie den Leuten servieren, es schmeckt alles nach Tran. Es wird Tran gekocht, es werden die Knochen für Öl gekocht, und das ganze Schiff ist ein einziger Gestank. Er hat es also immer fortgebrocht, so ein bisschen über die Grenzen zu gehen und die Leute, die da waren, zu versorgen. Er sagte mir einmal: 6 Monate Walfangflotte, und dann bekommen wir Good Mark

vicht plus Vangrämbio. Dann gehen wir an Land und die ...
 6 Monate. Dann leben wir in Atlantik- ...
 Mädchen, ver. ubeln das ganze Geld, bis die die ...
 wenn eben der letzte ... ausgegeben ist, ...
 an Bord." Dieser Mann, ein sehr tüchtiger Kerl, der ...
 samen mit Valtonrau ein Verfahren entwickelt während der
 Krieges, die Margarine zu strecken und zwar dadurch, daß
 jedes Molekül, ich bin kein Chemiker, mit einem Wassertropfen
 gefüllt wird und man mit einem Pfund Margarine praktisch
 2 Pfund hat zum Braten und Backen. Diese Geschichte ist nun
 unter meiner Obhut in Wien entwickelt worden, und wir haben
 da schließlich fortgebracht, dieses eine Pfund Margarine
 zu zwei Pfund aufzublasen. Und ich habe das selbst im Haus-
 halt ausprobiert. Es langte de facto für das Doppelte.
 Nun haben wir nie behauptet, daß wir zwei Pfund Fett ...
 einem Pfund Fett hätten, aber man konnte doch wirklich die
 doppelte Fettmenge haben für den Haushaltsgebrauch, die man
 auf ... hatte.

In Grande genommen ist es heute für jeden ...
 klare Sache. Aber es war damals ein Riesenerfolg.

J: Man muß es nur absetzen von dem Bauernschwindel, der ...
 hat er mit Wasser durchsetzt.

vicht: Das ist etwas ganz Anderes. Das war ein Anreichern mit Wasser,
 hier aber de facto jedes Molekül Fett mit Wasser aufgelöst
 und man konnte das Doppelte damit produzieren.

Nun also sehr stolz auf diese Geschichte, nahm ich zwei
 Pfund Margarine mit auf den Berghof. Oben auf dem Berghof,
 ich hatte diesen Mann mit, ließ ich durch eine Ordonanz diese
 doppelte Menge Fett servieren und sagte über den Tisch weg zu
 Hitler: "Probieren Sie das doch einmal. Ich habe hier aus einem
 Pfund Margarine zwei gemacht." Nun kommt das bemerkwürdige.

Der Botschafter Mabel nimmt sich davon, der Herr von Helow

vch: mit mir befreundet, nimmt sich davon, Herr von Wittmann, Marineadjutant zum Dank Admiral auch, aber Hiltz, der mir gegenübersteht, sagt "Ich esse nichts als Butter" Ich sagte "Ich habe während des ganzen Krieges keine Butter gegessen, weil alles, was ich an Fettkarten habe, an meine Kinder geht" Da sagt er "Es ist aus gesundheitlichen Gründen. Ich nehme mir nichts." Das kam irgendwie so heraus, daß ich den Eindruck hatte, er glaubt, da ist irgend etwas drin, was ihn vergiften könnte. Da es ganz in groben Worten zu sagen: er war zu feige, das zu essen, was ich aus Wien mitgebracht hatte. Man kann es verschieden sehen. Ich habe es so gesehen. Stellen Sie sich einmal vor, ich stelle Ihnen hier ein Pfund Butter her und sage, ich habe durch einen chemischen Prozess etwas mehr gewonnen.

vl: Was gibt es sonst noch zu berichten über den -Schrei-

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

Vl: Göring, der Kunstfälscher

vach: Ja, herrlich. Das wollen wir doch gleich machen, sonst entfällt es mir.

1942 sagt mir Seyss-Inquardt, der damals in den Niederländischen Reichsstatthalter war, folgendes; XEs geschah anlässlich eines Konzertes, Knappertsbusch dirigierte damals das niederländische Konzert-Gebaur-Orchester; ich war mitgefahren und hatte es miterlebt. Knappertsbusch hatte unvergleichlich im Anschluß an dieses Konzert einen Wiener Walzer dirigiert, Lanner und Strauß. Dann waren wir abends bei Seyss-Inquardt, haben viel getrunken. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Seyss-Inquardt "Ich habe einen Vermehr, der für Wien für das kunsthistorische Museum interessant wäre." Da sagte ich zu ihm "Hören Sie, was von Vermehrs gibt es nur ein paar, und die sind bekannt." Er sagte "Hier ist ein Vermehr aufgetaucht, ein aus dem 17. Jahrhundert Kunstwerk. Ein Mann mit hohem Hut." Nun dürfen Sie dabei nicht veressen, ich bin von Haus aus ein halber Kunsthistoriker, Linderschüler, und ich habe meine schweren Bedenken bei diesen Vermehr gehabt. Aber Seyss-Inquardt sagte mir "Wenn Sie diese Mittel nicht aufbringen, ungefähr eine Million Gulden, ich würde für meine Heimatstadt Wien dieses Geld eventuell aufwenden und eine Schenkung machen an das kunsthistorische Museum." Einen geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Und ich sagte zu Seyss-Inquardt "Wenn Sie es schenken, ist es herzlich willkommen." Nun kommt der Seyss-Inquardt mit diesem Bild nach Berlin. Ich bin selber Bildersammler. Da ließ ich mir erst einmal das Bild in meine Wohnung stellen und schaute es mir drei Tage an. Teils für, teils wider, immer mit Zweifeln und immer begeistert. Ich fand das Bild wunderbar. Dann sagte ich mir, jetzt bitte ich einmal den Professor Linder, zu mir zu kommen. Linder kam dann nach Wien und schaute sich das

wach: Bild ant. Ich sagte ihm "Professor Fieder, wann waren Sie
 noch an sich? Ich war unter den vielen Zuschauern im Auditorium
 Maximum einer. Aber vielleicht erinnern Sie sich an diese
 Szene. Ich kam gerade von Seiten 1, Minuten zu spät ins
 Auditorium Maximum und Sie führten gerade Bilder vor. Da
 wurde nun alles hell, weil ich die Tür aufmachte, und da
 sagten Sie unten "Vor da jetzt 15 Minuten zu spät hereinkommt,
 und unsere Vorlesung stört, der muß wieder aus" Ich ging
 dann sporenklirrend, nachdem Sie Licht gemacht hatten, wieder
 raus. Da sagte er "Ja, ich erinnere mich".
 Da sagte ich "Kun sagen Sie mir einmal, was halten Sie von
 diesem Bild?" Sagt Fieder "Ein großartiges Bild aus der Zeit.
 Die Leinwand ist zerranzelt, die ist aus der Zeit, die
 die Mischung, alles aus der Zeit. Ein Vermeher ist es nicht,
 aber ein Schüler von Vermeer, rheinländische Schule aus der Zeit.
 Ein großartiges Bild. Wenn Sie es geschenkt bekommen, nehmen
 Sie es. Vermeer ist es nach meiner Expertise nicht, aber es
 ist ein herrliches Bild."
 Ich habe mir das Bild dann wieder kommen lassen, an dem
 In dem großen Vermeerbuch, es gibt da einen großen Vermeer-
 experten, ist dieses Bild bereits aufgenommen. Ich sagte
 zu Fieder "Herr Professor, es ist doch drin in diesem Buch."
 Da sagt er "Das sagt gar nichts. Der Kollege irrt sich manchmal.
 Da will ich nichts sagen. Aber aus der Zeit ist es unter diesen
 Umständen." Ich sage "Die Möglichkeit des Vermeers ist nicht
 ausgeschlossen?" "nein, das ist nicht ausgeschlossen" Fieder
 führt ab. Inzwischen kratzt ein Mann des kunsthistorischen
 Instituts den Stamm ab, vor dem der ^{Junge} Mann mit dem Hut sitzt
 und da steht "Vermeer". Ich war nach wie vor sehr skeptisch,
 aber es wurde geschenkt. Seys Inquardt zahlte eine Million
 Gulden oder 1,2, und es kam eine Feierstunde, in der

vech: Inquardt dieses Bild an das kunsthistorische Forum in Wien überreichte als Geschenk. Mein Kollege des Kunstwissenschaftlichen Ausschusses sagte "Ich stehe auf dem gleichen Standpunkt wie Sie. Wenn wir es geschenkt bekommen haben, ist es gleich. Es könnte schon Verwehrt sein. Es sind Zweifel da, aber es ist, wie auch Finner sagt, ein großes Bild aus der Zeit. "

Wir verlehnten das Bild.

1947 sitze ich im Nürnberger Gefängnis und bekomme herbeingeschickt von GIs die Zeitschrift Times, und da steht die ganze Van Nijgeren-Geschichte drin. Da stehen mir die Haare zu Berge. All diese Fälschungen. Da wird mir plötzlich klar: der Van Nijgeren hat einfach alte Leinwand aus der Zeit geholt, abgeschabt und dann nach Verwehrschen Farbrezepten Farben gemischt und hat nicht Verwehr imitiert, sondern im Stile Verwehrs gemalt, und eines dieser Bilder war dieser Mann mit dem hohen Hut.

Also, der große Finner reifgefallen, alle Experten reifgefallen. Uns hatte es nichts in Wien gekostet. Wir bekamen es geschenkt, aber nun kommt das andere hinein. Göring sagte mir 1943 "Ich habe einen großen Verwehr angeboten bekommen." Ich weis nicht, was es war, Die Kreuzigung, oder Ähnliches. Es kostet 1,5 Millionen Gulden, aber mir ist es gleich, ich zahle das, und ich habe für meine Sammlung das Bild erworben.

Dieses und andere, Amerikaner haben diese Verwehrs erworben. Die ganze Welt, einschließlich aller Kunstsachverständigen, ist auf diesen Van Nijgeren, der ein Genie war, auf seine Weise, reifgefallen. Da denkt man dann zurück. Da gab es einmal in Italien einen Kunstfälscher, auf dessen Namen ich nicht komme, der Statiken nachgemacht hatte von Leonardo da Vinci, usw.

Jeder Kunstsachverständige kennt diesen genialen Mann in Rom, der in Wachs und Marmor, Alabaster jahrelang große Kunstwerke

vach: fabriziert hat, die gar nicht von ihm stammten, sondern die er initiiert hatte. Es war keine echte Imitation, es war nicht ein aus dem Geiste des Künstlers heraus nachschaffen.

Es war eine geniale Sache bei van Rügen. Er hat nicht etwa den Künstler und sein Modell imitiert, sondern er hat aus dem Geiste Vermeers etwas Neues geschaffen.

Göring hatte nun Millionen verpulvert, um dieses Zeug zu kaufen.

vL: Aber er hat es nicht mehr erfahren?

vach: Nein, das hat er nie gewußt.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

vB: Arthur Dinter

vB: Dr. Arthur Dinter war der Leiter der "Mutter" in Tübingen und versuchte, eine neue Religion zu gründen. Es seltsam das heute klingt, war das doch irgendwo, nicht in der NSDAP, willkommen, weil es eine ganze Richtung gab, die in der nationalsozialistischen deutschen Architektur, nicht nur eine politische Bewegung sah, sondern eine religiöse Bewegung. Dinter hielt sich persönlich für eine Art Inkarnation von Martin Luther. Er postierte auch etwas darauf und war in seinem fleischigen Profil irgendwie Luther ähnlich. Als nun der Parteitag 1926 herankam, verband er sich mit Julius Streicher, der merkwürdigerweise auch solche religiösen Erneuerungsbestrebungen hatte. Beide verschworen sich einer neuen christlichen, neochristlichen Bewegung, die sie die Geist-Christentum nannten. Man muss dazu wissen, dass Dinter ein altes Buch geschrieben hatte, das ein Riesenerfolg war "Die Sünde wider das Blut". Nun hatte er ein zweites Buch geschrieben "Die Sünde wider den Geist". Darin hatte er christliche, ich zitiere jetzt seine Aussprüche, Prinzipien niedergelegt, von denen ich als junger Mensch gar keine Ahnung hatte, aber nur auf Umwegen erfuhr. Ich verkehrte damals viel im Haus eines Freundes, dessen Vater, die Familie hieß John, den sogenannten Johnschen Schornsteinaufsatz erfunden hatte. Das ist das Ding, was sich mit dem Wind dreht, dieser Schornsteinaufsatz mit dieser Kugelausbohrung. Die Erfindung war ein Welterfolg. Eine große Fabrik in Erfurt war errichtet worden, der Mann war früh gestorben, und die Witwe hatte sich mit ihren drei Söhnen nach Weimar in ein großes Haus zurückgezogen und lebte nun von den Erträgen der Aktion, und sie war sehr national eingestellt. Der älteste Sohn war Marine-Offizier, Wettermac er, Spezialist für Wetterforschung,

vSch: er war an der Universität in Jena beschäftigt. Er hatte die,

glaube ich, ein eigenes Institut. Der zweite Sohn hatte eine Schuhfabrik in Erfurth, und der dritte Sohn, mit mir befreundet, war in der mitteldeutschen, nein, bei einem gewissen Schirmmeister beschäftigt, der eine Porzellanfabrik hatte. Nun war ich oft in dem Hause, und eines Tages erzählte mir die Mutter John, wie wir sie nannten, daß der Gauleiter Dinter immer wieder bei ihr verkehre und sie zu ihrem Gatten unterwiesse hätte, wie sie mit ihrem verstorbenen Gatten in Verbindung treten könne. Dabei sagte sie nun "Wenn man ein Papier nimmt und einen Stift, dann führt der Geist des Verstorbenen einem die Hand" Sie ließ sich nun in allen Fragen hinsichtlich ihres Vermögens und der Verwaltung des Vermögens und in Fragen des Verkaufs oder Nichtverkaufs von Aktien von ihrem Gatten beraten. Die Söhne waren sehr praktische Leute und sagten "Mutter, das ist doch alles Unsinn. Über 11.11.1933 ist uns, denn da, was dieser Dinter erzählt, ist doch alles Unsinn, Berichte aus dem Jenseits, Ratschläge aus dem Jenseits gibt es nicht" Aber die Frau glaubte es. Und wir finden nun an, wir jungen Leute, den Dinter für einen Scharlatan anzusehen. Und redeten der Frau aus, diese Berichterstattung aus dem Jenseits im Evangelium anzusehen. Über kurz oder lang kam es dazu, daß diese geistchristliche und okkulte Potiti an Dintere an Hitler gelangte, der nun einfach entschied, daß nun wieder uns sehr überzeuge, daß dieser Gauleiter uns sei. Geist-Christentum kommt bei uns nicht in Frage. Okkultismus ist konzens. Nun wurde Dinter abgesetzt, und an seine Stelle trat ein sehr braver, tüchtiger, bisheriger Geschäfts Leiter der NSDA, Kaackel.

Aber eben für eine ganze Zeit, es muß ungefähr zwei Jahre gewesen sein, war der Nationalsozialismus in Mitteldeutschland okkultistisch durchsetzt.

J: Da kommt noch das Stichwort Gräfenrhoda ins Spiel.

VSch: Dinters Stellung in Thüringen und Dinter als Gauleiter.

Über Hitler beruhte nicht zuletzt darauf, daß er ein sehr reicher Mann war durch "Die Sünde wider das Blut", Kissenauflagen, und demzufolge eine Villa in Gräfenrhoda hatte und nun nicht in Weimar als Gauleiter residierte, sondern in seiner Villa, und Dr. Diebler zum Beispiel mußte mit allen Dragen, die in der Partei auftauchten, nach Gräfenrhoda fahren, wohnte dort im Hause und bekam dort seine Richtlinien mit. Vielleicht ist es an dieser Stelle wichtig, einzuschalten, daß Hitler vor Geld sehr viel Respekt hatte.

Ein Gauleiter wie zum Beispiel Dinter oder später Rust, der persönlich sehr vermögend war, Rust durch seine jüdische Frau, Dinter durch seine großen Buchauflagen, oder vorher Dietrich-Eckardt durch seine Iker-Gynt-Übersetzung, viel aufgeführt mit vielen Funktionen. Das waren alles, wie soll ich sagen, Isponierpunkte für Adolf Hitler. Ich glaube, daß jeder, der mit Geld bei Hitler irgendwie einen Pluspunkt hatte. Und Dinter konnte lange Jahre seinen ganzen Unsin mit dem Christentum machen, bevor er sich endlich entschloß, sich von ihm zu trennen. Einfach auf Grund der Tatsache, daß er wohlhabend war. Das hängt nun mit der ganzen Aemut der Hitlerischen Existenz zusammen, und das hängt zusammen mit seinen streben nach Unabhängigkeit und Reichtum, das hat ihn irgendwie imponiert, daß ein anderer finanziell unabhängig war und sich etwas geschaffen hatte. Das war bei Hitler immer ein Pro. Hier liegt vielleicht auch der Grund für die große Beachtung, die der Architekt Schulze-Naumburg bei Hitler hatte. Schulze-Naumburg besaß dieses Herrenhaus, man kann fast sagen, Schloß Saaleck, oberhalb Neusburgs und lebte dort in stil eines sehr reichen Herrn mit viel Personal, Gästezimmern, usw.

vfch: Ich will eine Episode erzählen, die ganz lateinisch ist, vielleicht in der Entwicklungsgeschichte dieser nationalen Bewegung.

Ich war damals, es muß 1932 oder 1931 gewesen sein, wahrscheinlich 1931, mit einem Freund, einem jungen Baron Holzschuh, aus dieser bekannten würtemberger Familie, zum Geburtstag, war es glaub ich, von Schulze-Hausburg nach Saaleck gefahren auf Grund irgendeiner Einladung, die mich da als erreichte. Dort auf Saaleck traf ich Göring und Goebbels, die beide dort gratulierend erschienen waren. Zwischen den beiden wurde viel Klatsch gemacht. Abends fand dann in einer großen Gesellschaft ein Abend am Kamin stand, bei dem Münchhausen aus seinen Balladen vorlesen wollte. Die Freundschaft mit Münchhausen datiert aus jener ersten Begegnung. ~~xxxxxxxxxxxx~~ Da blättert er und jemand sagte, er solle die Ballade "Der Marschall" vorlesen. Er fand das nicht in der Druckausgabe, die er zur Hand hatte. Da sagte ich ihm: "Nun fand er das gleich, rezitierte es das, und am nächsten Morgen, wir waren beide Frühaufsteher, fanden wir um halb 11 um 7 Uhr herum in der großen Bibliothek von Saaleck. Da er" wie kommt es eigentlich, da Sie wissen, auf welcher Seite das steht?" Da sagte er: "Das ist kein Wunder, ich habe ein eidetisches Gedächtnis, und wenn ich lese die Ballade "Der Marschall", dann kann ich die ganze Seite und oben auch die Seitensahl. Es ist nicht so, daß ich besonders viel Balladen lese, sondern nur, daß ich immer-gleich eine Seite sehen wie fotografiert." Von daher datiert eben dieses, wie soll ich sagen, freundschaftliche und halbironische Verhältnis zwischen Münchhausen und mir.

vL: Die Kabbeleien zwischen Göring und Goebbels.

vSch: Die beiden hatten sich da nun an einander gewöhnt. Goebbels machte über Göring Witze, weil er so die "König" und Göring sagte "Mir schmeckt es eben, desse es bin ich". Es war damals, Sie müssen bedenken, es war 1931, zwischen den beiden ein wirkliches Freundschaftsverhältnis. Man soll heute nicht vergessen, das Göring durch Goebbels populär gemacht wurde. Das weiß heute kein Mensch mehr. Goebbels brachte Göring in den Sportpalast, er baute ihn praktisch auf. Hinterher erst entstand die Rivalität! Zunächst waren die beiden sehr eng befreundet. Goebbels machte aus Göring das, was er später geworden ist.

vch: In den Jahren 1927/1928 war es sehr auffällig, daß Hitler vor seinen Versammlungen im Biergarten oben, selbst auf dem Podium sitzend, sich dauernd in er nach vorn neigte und nach zurück, so als ob ihn irgend etwas quälte. Damals sagte mir Frau Bruckmann, daß Hitler von unablässigen Schmerzen geplagt würde und ihr gesagt hätte, er würde sehr früh sterben, weil er wahrscheinlich krebtkrank sei, und deshalb nur der Fremder sein könne für den kommenden Mann in Deutschland. Ihm selbst ginge es so schlecht, daß er kaum etwas zu sich nehmen könne und unablässig Schmerzen hätte, worauf ihn Frau Bruckmann dazu überredete, zu dem Arzt Dr. Schwenninger zu gehen, dem Sohn des berühmten Bismarck-Schwenninger. Da ergab sich nun das bemerkenswerte, daß dieser Schwenninger-Sohn nach einer gründlichen Untersuchung, Hitler war sehr schwer zu irgendwelchen körperlichen Untersuchungen zu bewegen, und es war nur Frau Bruckmann schließlich gelungen, ihn dort hinzubringen, feststellte, daß er weiter nichts habe als eine Zwerchfellentzündung. Hitler müsse diät leben. Er esse zuviel Fleisch, nehme unmäßig viel von Zucker zu sich, er müsse das alles aufgeben, er solle einmal ein halbes Jahr nach seinen Vorschriften leben, und dann wäre alles behoben. Da fiel mir nun ein, was ich beobachtet hatte im Umgang mit Hitler, wenn wir unterwegs waren im Deutschen Hof in Nürnberg oder im Elephant in Weimar, daß er sich immer Tee bestellte und dann eine halbe Tasse Tee sich ein- oder zwei den Rest der Tasse mit Zucker füllte. Das ist auch der Grund, warum er so unmäßig dick wurde. Nun hörte er mit dieser Zuckereissei und dem starken Fleischmenü auf und wurde nun, das müssen wir hier festhalten, nicht ein Krautapostel, der anderer predigte, daß Fleisch ungesund sei, sondern nur für sich vor-sagte er den Fleischgeuß. Ganz das Gegenteil von Heß, der aus dem Vegetarismus eine Art Weltanschauung machte.

vE: Auch ganz das Gegenteil, was bisher die Geschichtsschreibung

vL: von ihm behauptete, daß er allen diesen verstorbenen Leuten aufgesungen hat

vSch: Nein, ganz nicht. Er hat ja seiner Umgebung niemals gesagt, was ihm empfohlen war, als Maxime gepredigt, sondern für seine Person nahm er das an, was Schwennin er ihm sagte und enthielt sich jeglichen Fleischgenusses, nicht nur für die von Schwennin er empfohlene Zeit, sondern darüber hinaus. Damit nahm er wieder ab, insbesondere der verrückte Zuckergenuß, der ihn so aufgeschwemmt hatte, führte wiederum dazu, daß er normal aussah, wieder schlank wurde.

Was Fleisch anging, da war das Äußerste bei ihm, Nudelsuppe und Huhn. Damit hörte es aber auch auf. Sonst gab er kein Fleisch mehr. Überhaupt hatte er von da ab eine gewisse vernünftige Lebensführung für einige Jahre, zum Beispiel betätigte er sich wieder körperlich, das heißt, obwohl Hitler weder schwimmen noch reiten konnte noch überhaupt einen Sport ausübte, fing er nun an, mit dem Expander systematisch zu arbeiten. Da weiß ich von einem Bekannten, daß er tatsächlich einen fünfsträngigen Expander strecken konnte, was auf mich einen großen Eindruck machte. Ich kaufte mir einen dreistängigen, das war 1926, und hatte meine Mühe, ihn zu spannen und sagte mir "Hitler kann einen fünfsträngigen spannen". Das konnte er auch wirklich. Er muß sich auf diesem Gebiet jeden Tag sehr angestrengt haben.

Ich weiß das von einem Bekannten, der das gesehen hat. Er muß einen ungeheuer starken Oberkörper gehabt haben.

J: Das war also sein Energietraining, das er zu Hause in seiner Wohnung machen konnte, ohne daß ihn jemand dabei sah.

Er war auch sehr reinlich. Er ging regelmäßig in das Müller'sche Volksbad, nicht ins Schwimmbad, sondern ins Bannenbad. Das war ja nur ein Sprung von seiner Wohnung

vSch: Nun kommt hier ein Wort, Herr von Lang, was ich aufpassen
haben möchte, das betrifft nicht Hitler allein, das Komplex
ist ganz generell. Ich habe eigentlich immer festgestellt
können, daß Menschen, die nicht schwimmen können, einen
Komplex haben. Es gibt ein paar Dinge, eines will ich davon
abstreichen. Für uns gehörte einfach dazu: reiten, schwimmen,
tanzen. Das muß man können. Streichen wir das Reiten weg.
Aber, wer nicht schwimmen kann, der hat irgendwo einen
Komplex. Das habe ich immer wieder gefunden. Wer nicht tanzen
kann, der hat auch eine Verklebung. Das werden Sie bei
Hitler, wenn Sie seine Biographie durchein, ganz genau be-
stätigt finden. Es sind die Ausgeschlossenen des Lebens.
Die Leute, die eben das, was die anderen können, nicht
können und dann irgendwie verklemt oder verspannt sind.
Das habe ich so genau bei Hitler bemerkt. Das Händchen-treicheln,
was ich einmal beschrieben habe, hängt damit zusammen.
Ich bin einer der ersten Skiläufer in Thüringen gewesen.
Ich bin von Norwegern angelernt worden.

VL: Sie hatten das vom Elternh aus mitbekommen, während wir vom
Elternhaus schon zu früh abberufen wurden, um etwas Anderes
zu tun. Da liegt unser Komplex.

vSch: Ich habe die Tanzstunde in der EJ empfohlen

VL: Aber wo ist sie geblieben?

vSch: Daß die Bündischen das nachher als Entartung...

Spandau

vL: Wir wollen uns heute mit den anderen G, die dort waren, befassen.

vSch: Lassen Sie mich einmal eine Szene aus dem Spandauer Gefängnisgarten erzählen. Es ist ungefähr 10 Jahre her. Ich baute damals im Spandauer Gefängnisgarten Tomaten an. Und zwar hatte ich 500 Tomatenpflanzen angebaut und habe mit einem sehr netten Engländer, der dort Wächter war, eine Diskussion über die zweckmäßigste Art, Tomaten anzupflanzen. Er vertrat die Theorie, kein Wasser, dann senken die Tomaten ihre Wurzeln in die Tiefe und werden zwar nicht ganz so voll und groß, aber sie sind aromatischer. Er habe irgendwo einmal im Vorderen Orient sich mit dieser Frage beschäftigt. Ich sagte immer "Wir, in dieser märkischen Erde, kommen damit nicht voran, wir müssen ungeheuer viel gießen". Ich zog die Tomaten nach der alten märkischen Methode heran mit ungeheuren Mengen von Wasser. Sie wurden groß. Es gab eine tüchtige, schöne Ernte, Körbe und Böbe mit Tomaten. Diese Körbe gereineter Tomaten warf ich dann jeden Nachmittag auf den Dunghaufen, denn die Tomaten durften nicht verbraucht werden. Die Gefangenen durften sie nicht essen, den Wächtern durfte ich sie nicht mit nach Hause geben, obwohl sie sie gern gehabt hätten. Und so wurden die Tomaten angebaut, um vernichtet zu werden.

An einem solchen Tag, so um 4 Uhr nachmittags, nachdem ich die gereinigten Tomaten weggeworfen hatte, sagte ich zu meinem Freund Funck, der bereits zu leidend war, um selber arbeiten zu können "Komm, wir setzen uns hier auf die Bank und erzählen uns was". Da saßen wir nun, Funck und ich, und kamen irgendwie spateshalber auf einen Besuch von Funck in Wien zu sprechen. Da hatte er in einer Versammlung gesprochen, ich hatte ihn dazu eingeladen, und hatte sich sehr darüber

Vech: erzählst, daß ich die Kapelle, bei seinem Einzug in den Saal, spielen ließ "Gold und Silber habe ich". Er hatte damals seine Rede gehalten. Anschließend waren wir nach Gumpoldskirchen gefahren, da hatte einer der Philharmoniker, der aus einer alten Wiener Familie stammte, einen herrlichen Garten und eine riesige Kellerei. Funck mußte nun über drei bis vier Leitern hinweg in die Tiefe dieses Kellers steigen. Ganz unten bot er nun die besten Gumpoldskirchner Weine vor. Er nahm, nach seiner Gewohnheit, sehr viel von diesem edlen Gewächs zu sich und war sich nicht dessen bewußt, daß er nachher über die Leitern hinweg an die frische Luft mußte. Als wir ihn nach einigen Stunden emporgehievt hatten und er an die frische Luft kam, sackten ihm die Leine weg. Daran erinnerte ich ihn in diesem Gespräch auf der Bank. Da sagte er "Baldur, daß Du mir das an getan hast, das vergesse ich Dir nie." Ich sagte "Du bist damals sehr populär geworden durch diese Sache, denn oben stand ein offener Wagen, und als die Gumpoldskirchner Bevölkerung sah, daß der Wirtschaftsminister vom Gumpoldskirchner Wein besoffen war, brachen sie in Hochrufe aus weil das ja für sie wie eine Huldigung an den genius loci war." Wen mußte ich den Funck, daran erinnerte ich ihn in unserem Gespräch, an seinen Salonwagen bringen und sagte mir, daß es unmöglich sei, daß ich den Mann am Bahnhof vorfahre und durch die Sperre bringe, wir müssen also quer über, wie wir Soldaten sagen, über die Schienen fahren und ihn in seinen Salonwagen befördern. Das haben wir dann getan und ihn in seinem Wagen deponiert. Wie ich nun den Funck daran erinnere, sagt er "Ich habe von meiner Frau nachher noch drei Tage Schiapfe zu Hause bekommen, weil Du so mit mir umgegangen bist."

vach: Nun kommt in dieses Gespräch, was etwas politisches ent-
 hielt, etwas Neues für mich. Ich sagte nämlich dem Funck
 "Es war immer sehr schwer für mich, dir jedes Jahr die
 Million abzuknöpfen, die Du für die Südosteuropa-Gesellschaft
 beizusteuern hattest." Ich selbst war Präsident der Südost-
 europa-Gesellschaft, und er war der Protektor. Jedes Jahr
 steuerte das Reich eine Million bei für diese Arbeit, die
 für uns wirtschaftlich außerordentlich wichtig war. Süd-
 osteuropa war ein großes Einzugsgebiet für Lebensmittel, zum
 Beispiel für Geflügel aus Ungarn oder aus Rumänien. Dinge,
 die wir zusätzlich zu den Karten der Wiener Bevölkerung
 besorgen konnten. Bei der Gelegenheit sagte ich ihm "Funckchen,
 aus welchen Mitteln hast Du das eigentlich bezahlt?"
 Da sagte er "Weißt Du, als Präsident der Reichsbank hat man
 einen sehr großen Fonds, aus dem man solche Dinge beileihen
 kann." Da sagte ich "Du hast Dich eigentlich immer als ziemlich
 hartnäckig erwiesen, wenn man mit Wünschen und Forderungen
 kam." Da sagte er "Ich habe doch eigentlich immer alles getan,
 was man von mir haben wollte. Goebbels ist jedes Jahr zu mir
 gekommen und hat gesagt 'Funck, ich brauche wieder 150.000 oder
 200.000 Mark. Ich habe wieder Schulden.' Dann habe ich immer
 einen Scheck geschrieben und das bezahlt." Ich sagte "Was? Du hast
 das aus den Mitteln des Reichsbankpräsidentendispositions-
 Fonds gemacht, Funck?" Da sagte er "Ja, ich habe ja auch dem
 Hellendorff die Schulden bezahlt, dem Grafen Hellendorf, der
 Polizeipräsident von Berlin war." Ich sagte "Funck, ich habe
 doch von Hitler selber gehört, dass er Hellendorf die Schulden
 bezahlt hat." "Ja" sagt er "Das habe ich nicht gewußt. Ich habe
 sie ihm auch noch einmal bezahlt. Goebbels, der doch eigentlich
 sehr viel verdiente durch seine Artikel im Reich usw. aber doch
 dieses große Anwesen in Schwabmünchen gekauft hatte, war
 immer in Geldverlegenheiten, und wenn der kam, habe ich ihm

vicht: auch noch einen Schacht ausgestellt. Stell dir vor, ich hab doch sogar den Gisevius bezahlt "Ich frage" Welchen Gisevius? Den, der im Münberger Prozeß gegen uns ausgesagt hat?" "Ja" sagt er "den hat mir der Schacht aufgedrängt. Der ist doch so raffiniert. Als ich von ihm die Reichsbank übernahm, hat er zu mir gesagt 'Hören Sie Funck, ich habe da noch so verschiedene Agenten, die in der Schweiz für mich tätig sind, und für die Reichsbank sehr wertvoll sind durch ihre Informationen über Geld- und Wirtschaftsfragen. Hier ist die Liste von den Leuten. Es wäre sehr zweckmäßig, wenn Sie diese monatlichen Gelder weiterlaufen lassen.'"

Stell dir vor, mitten im Münberger Prozeß tritt dieser Gisevius auf und sagt gegen uns aus. Da komme ich erst drauf, daß ich diesen Mann die ganze Zeit besoldet habe. Ich habe das auch dem Schacht gesagt. Der hatte dann gelacht und hat gesagt "Das war mein Mann draußen, mein Kuckuck-^{Spion}." Da sage ich "Den habe ich doch die ganze Zeit bezahlt" Da hat Schacht ein bißchen verlegen gelacht und gesagt "Ja, ich habe Ihnen doch damals die Liste gegeben, und Sie haben das übernommen."

Nun sagte ich zu Funck im Gefängnisgarten von Spandau "Hast Du Dich denn nie erkundigt, was für Leute das sind, die Du da subventioniert hast?" "Nein" sagte er "so raffiniert bin ich nicht gewesen. Auf den Gedanken bin ich nie gekommen, daß ich die Agenten von Schacht im Ausland, und noch dazu die Leute, die gegen uns arbeiteten, mit dem Geld der Reichsbank finanziert habe."

vicht: Was sollten denn die Agenten für Schacht da draußen tun?
ich

vicht: Natürlich hab ich Funck das gefragt. Schacht sagte "Das sind wertvolle Informanten der Reichsbank."

vL: Hat er auf diesem Wege die Börsengeschäfte bestätigt, und hat er durch diese Agenten den Börsenverkehr beeinträchtigt?

vSch: Ich nehme an, daß dieser Gascvius doppelt gearbeitet hat, das heißt, daß er einmal für Schacht als Verschwörer tätig war und zum anderen tatsächlich der Reichsbank wertvolle Informationen geliefert hat.

Das ist nur ein Intermezzo.

Ich erfuhr dadurch, was mir völlig neu war, daß Goebbels, Helldorff und andere, ich weiß nicht, andere Namen kann ich nicht nennen, von ihm entschuldigt wurden und zwar laufend.

Ich fragte Funck "Wenn ich nun gekommen wäre, hätte von Dir Geld verlangt, um meine Schulden zu bezahlen, die ich nicht hatte, hättest Du das auch gemacht?" "Ja" sagte Funck "Du bist nur nie gekommen" Ich sage "Hast Du denn allen Leuten, die Geld gebraucht haben, Geld gegeben?" Da sagt er "Natürlich.

Das Geld war ja da, und wenn die zu mir in die Reichsbank gekommen sind und haben gesagt, sie sind in Not und brauchen etwas, dann habe ich es ihnen gegeben. Wärest Du gekommen, hättest Du es auch bekommen." Da sagte ich "Dann bin ich ja eigentlich immer der Dumme gewesen. Ich habe ja nie etwas verlangt, was mir nicht zustand." Er sagt "Man kann das gar nicht anders machen. Wenn man dort sitzt, und es kommt ein Prominenter an und sagt 'Ich bin in Schwierigkeiten'."

Ich fragte ihn, welche Schwierigkeiten das eigentlich waren. Da sagte Funck "Sieh einmal den Helldorff. Der ist zu mir gekommen im Jahre 1943 und hat gesagt 'Herr Präsident, ich glaube, daß der Himmel mir nach dem Leben trachtet.' Da sage ich, wieso Da sagt er "Ich bin hier jetzt mit der SS in Schwierigkeiten, die spionieren mir nach. Ich möchte Sie bitten, mir eine Stellung in der Industrie zu besorgen."

Da fiel mir nun auf, in diesem Augenblick auf der Bank im

Jockey-Clubs in Wien mir gesagt hatte, daß der Herr Holldorff manchmal nach Wien kam und dort im Jockey-Club, er war vorübergehend im Renn-Verein oder Herren-Club ungetauft, Verbindungen angeknüpft hatte. Ich hatte diesen Herr Holldorff, die ein Freund von mir, den ich namentlich nicht nennen will, aus diesen Wiener Aristokratenkreisen gemacht hatte, damals keine Bedeutung beigegeben. 1944 ging mir plötzlich ein Licht auf, und ich erkannte, daß Holldorff bei seinen Wiener Besuchen irgendwie bestrebt gewesen war, in Oesterreich Fuß zu fassen und Verbindungen zu schaffen. Anscheinend ist, ich erinnere an das, was ich einmal sagte über das Heydrich-Büro in Wien im Palais Rothschild, daß da bereits Holldorff suspekt geworden war. Nun wurde mir aus diesem Gespräch auf der Bank in Spandau plötzlich klar, daß Holldorff kalte Felle bekommen hatte und nun den Versuch unternommen hatte, durch Funck aus der Polizeipräsidentenstellung in Berlin ganz sich herauszulösen und in die Wirtschaft zu gehen und Privatmann zu werden.

Solche Dinge erfuhr man in Spandau. Andere zum Beispiel, ganz andere, die nur historisch interessant sind, erfuhr ich, wenn ich mit meinem alten Freund Haeder zusammen auf der Bank saß. Ich hatte damals den Tomatenanbau aufgegeben und hatte Kartoffeln angepflanzt, und zwar hatte ich mir besorgen lassen diese berühmte Sorte curls pink(?), eine ganz besonders harte und gute Kartoffel, die aus Schottland importiert wurde, wenn ich mich nicht irre. Ich hatte einen großen Teildes Gartens, es mögen unefähr 1/3 des ganzen Gartens gewesen sein, mit diesen Kartoffeln bepflanzt und gab nun abends den Engländern, mit denen ich immer besonders befreundet war, einen Sack junger Kartoffeln mit für ihre Familien bis der schottische

vseh: Chefwächter Chilsholm(?) , der den mir über ein Glas
 gönnte, Einspruch erhob und nun diese Kartoffeln auch ver-
 nichtet werden mußten.
 Raeder und ich waren in dieser Zeit immer tagsüber beschäftigt,
 diese, meine Kartoffelanpflanzung zu pflegen. Zwischendurch
 saßen wir viertelstundenweise auf der Bank, und da kam der
 alte Herr auf seine Reise mit Prinz Heinrich nach Ostasien
 zu sprechen. Dann erzählte er auf einmal von der Kaiserin
 Mutter in China und erzählte mir von den Mandarins und wie
 praktisch das doch eigentlich sei, wenn man in China war,
 daß man den Rang eines jeden Menschen erkennen könne an dem
 Knopf, den er oben auf der Mütze hatte. Ihm war damals auch
 so ein Knopf verloren worden, ich weiß nicht, was für einer.
 Es gab den Knopf aus Karneol, das war vielleicht ein Ministerial-
 rat, und dann den Knopf aus Gold, das war vielleicht ein
 Ministerialdirektor, und dann den Knopf aus Gold mit
 Diamanten, das war der Staatssekretär, und der Minister, der
 ganz hohe, der hatte einen Diamantknopf. Und Raeder sagte in
 Spaß: "das ist eine sehr praktische Einrichtung, besonders
 für Ausländer. Die sehen nach dem Knopf und wissen gleich,
 welche Rangstufe sie vor sich haben!" Ich sagte, daß wir
 in Deutschland so etwas nicht einführen können, aber er
 meinte: "Für mich war es im Surechtfinden in China eine außer-
 ordentliche Erleichterung. Und da ich eine bestimmte Rangstufe
 hatte, hatte ich auch das Recht, einen solchen Knopf in China
 zu tragen."

Von China und der Kaiserinmutter kamen wir irgendwie auf die
 alte Queen Victoria, und das ist nun ein historisches Feld,
 was mich besonders interessiert, wo ich eine ganze Menge ge-
 lesen habe. Da sagte der alte Herr, Großadmiral Raeder:

"Die alte Queen habe ich noch gekannt." In diesem Augenblick

VSch: hat mich da irgend etwas gepackt, so wie bei meinen Großvater, wenn der von Lincoln erzählte. Und nun sitzt man neben einem Mann, der die Queen Victoria noch gekannt hat. Da sagte er "Es war so: ein Kreuzer ist, es war ein Klottenbesuch, nach Schottland gefahren, und wir jungen Offiziere wurden nach Balmoral eingeladen. In dem großen Park von Balmoral sah auf dem Rasen die Queen Victoria in ihrem schwarzen Witwenkleid mit einem Witwenhüubchen auf dem Kopf, und wir defilierten an ihr vorbei und wurden ihr alle persönlich vorgestellt." So etwas erfährt man in einem Gefängnisgarten von Spandau.

Aber ich wurde dann angerent, auf dieser Bank in Spandau, angesichts der Kartoffelhaufen, die Raeder und ich an diesem Tag geerntet hatten, dem Grandadmiral zu erzählen, was mir mein jüngerer Sohn geschrieben hatte. Mein jüngerer Sohn Richard, der heute Sinologe und Germanist ist, war zur Hochzeit seines Bruders Robert zusammen mit dem alten Bildhauer Fritz Behn gefahren, dem berühmten Tierplastiker, und hatte mir nun geschrieben "Stell dir vor, was das für ein Allebnis für mich ist. Fritz Behn erzählt mir auf dieser Autofahrt, daß er den alten Bismarck durch Lübeck geführt hat, weil Bismarck in Behnschen Hause in Lübeck abzusteigen pflegte, und dann am nächsten Morgen mit dem jungen Fritz Behn spazieren ging und sie die neuen Bauten in Lübeck von Fritz Behn zeigen ließ."

Das sind nur so Reminiscenzen, aber man sieht daraus, daß hundert Jahre nichts sind. Und ich erinnere mich daran und sagte es dann Raeder "Mein Vater ist bei der Verabschiedung Bismarcks mit den Gardetrassieren neben der Kutsche hergeritten, die ihn zum Bahnhof brachte und Prinz Max von Baden, der letzte Reichskanzler, der ja auch Gardetrassier war, stand an dem Salon-

vSch: wegen Bismarcks und verabschiedete sich von ihm."

So wird Geschichte dicht und gegenwärtig, und gerade in der
Regierung mit diesem alten Herrn Raeder habe ich noch einmal
etwas von einem Hauch von Vergangenem gespürt.

vL: Die nächste Geschichte, an der Sie selbst teilnehmen durften,
sollte aber doch eigentlich die sieben Mann von Spandau sehr
stark beschäftigen. Gerade ein Mann wie Raeder, der hätte eine
Frage beantworten können: war der Überfall auf Norwegen,
Dänemark richtig, war es notwendig? Das sind alles Fragen,

vSch: Natürlich. Das ist in diesen Jahren, in denen wir zusammen
waren, alles im Laufe der Zeit gesprächsweise aufgetaucht.
Als wir auf Norwegen zu sprechen kamen, sagte mir Raeder
"Das ist einfach eine strategische Notwendigkeit gewesen.
Ich selbst habe diesen Angriff auf Norwegen und die Landung
vorgesprochen, und es ist heute noch, ganz gleich, wie alles
ausgegangen ist, eine Genugtuung für mich zu wissen, daß
die englische Flotte unter Dampf war, um das gleiche Unter-
nehmen zu machen, aber eben um Stunden zu spät kam. Wir waren
vorher da"

vL: Ein andere Frage. Sie reden in der Zeit ihn an als "Herr Raeder"
oder

vSch: Nein, ich sage zu ihm "Herr Großadmiral". Das bleibt. Ich sage
zu Dönitz im Gespräch einmal am Tag "Herr Großadmiral" und
dann sage ich auch "Herr Dönitz", aber wir waren immer
diese Distanz. Ich bin ein junger Mann noch, vergleichsweise,
und er ist der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine gewesen.
So wird eben pro forma ein-oder zweimal das Wort "Herr Groß-
admiral" gebraucht.

vL: Wie handhabten Sie das bei den anderen Herren?

vSch: Zu Neurath sage ich "Herr von Neurath", zu Heß sagte ich
nicht "Parteigenosse", denn ich war ja kein Parteigenosse mehr,

vSch: aus innerer Überzeugung, ich sagte zu ihm "Herr Spehr".

Zu Funck sagte ich "Funckchen" wie schon lange, und zu Spehr sage ich "Herr Spehr". Ich zu Spehr ein sehr kameradschaftliches Verhältnis gehabt, und er hat sich auch mir gegenüber sehr kameradschaftlich benommen.

vL: Kommen wir wieder zurück auf Raeder. Da taucht dann auch die Frage auf: warum gingen wir nicht nach England?

vSch: Ich habe diese Frage auch an Raeder gestellt.

Ich muß da um ein paar Jahre zurückgehen. Ich glaube 1942 kam Generaloberst Guderian zu einem Besuch zu mir nach Wien. Abends in meinem Haus in Wien, meine Mutter war gerade zu Gast, erzählte Guderian in Anwesenheit meiner Mutter, wie er, er erinnerte sich an meinen Einsatz in Frankreich, und sagte "Sie lagen doch damals an dem Kanal von Berg-----, vorher hattet ihr doch die Engländer nach Dünkirchen gejagt, und nun war ihr Regiment da vorn am Kanal von Ser..... eingesetzt und bekam das Feuer von den großen Schiffsartillerie-Geschützen der Engländer, und das war auch so ein Moment, wo ich Sorge hatte um das Regiment, weil das wahrscheinlich in der Nacht aufgerieben worden wäre, und ich wollte, was ja durchaus eben in diesem Augenblick möglich war, Euch alle einsetzen zur Vernichtung der englischen Armee und bekam dann den Befehl von Hitler zum Stillhalten."

Da erzählte mir, Jahre, nachdem das passiert war, zwei oder drei Jahre, nachdem das passiert war, "Wissen Sie, ich habe damals dagestanden mit Tränen in den Augen", so Guderian.

"Ich habe greifbar nah die Vernichtung der englischen Armee gesehen. Sie war in unsere Hand, und wir durften nicht zupacken." Dann sagte ich ihm "Herr Generaloberst, welche Gründe sind Ihnen nachher bekanntgeworden für diesen Stillhaltebefehl?" Da sagte er "Damals glaubte Hitler, daß er durch ein

vSch: Versöhnen der englischen Armee für Friedensverhandlungen eine Stimmung in England schaffen könnte nach dem Zusammenbruch Frankreichs, eine Bereitschaft der Engländer, mit ihm zusammenzuarbeiten." Da sagte ich ihm "Hitler glaubte immer nur solche Dinge, in England etwas Positives erreichen zu können, aber jeder, der die Engländer kennt, wußte, wenn es Churchill gelingt, die Jungen gesund nach Hause zu bringen, unter Überführung des Materials und aller Waffen, dann kann er sagen "Our boys are home, safe and sound" Das mußte ihm einen Auftrieb geben und eine Resonanz in der englischen Bevölkerung, wie sie überhaupt nicht größer sein könnte. Das hat eben Hitler nicht verstanden. Er sah immer da etwas ganz Anderes. Er glaubte, daß solche Konzessionen honoriert werden, aber wir hätten ja diese Armee gefangen nehmen können, dann hätten wir eine ganze englische Armee gehabt. Und Churchill hätte sich verantworten müssen vor der Nation, weil er eine Armee preisgegeben hatte."

Und nun, im Garten von Standaup, sagte ich zu Haeder "Ich verstehe ja eines nicht. Ich bin in Marinesachen ein blutiger Laie, ich kann schwimmen, rudern, aber ich verstehe überhaupt nichts von der Marine. Warum war eigentlich die deutsche Kriegsflotte zu diesem Zeitpunkt, als wir auf Dünkirchen die Engländer vor uns herjagten, nicht zur Stelle?" Und da sagte er mir etwas sehr Merkwürdiges "Wir bekamen nicht den Befehl zum Auslaufen. Der Einsatz wurde uns nicht befohlen." Da fragte ich "Wie waren die Wetter- und sonstigen Verhältnisse?" Er sagte "Es wären sehr ~~xxxxxxx~~ ungünstige Verhältnisse für den Einsatz der Flotte gewesen. Und die ganze englische Flotte stand gewissermaßen in der Bucht, um diese englische Armee heimzuholen. Sie haben mit Motorbooten, durch Appelle an die privaten Yacht-Clubs usw. alle Fahrzeuge mobilisiert, die überhaupt einsetzbar waren. Aber wir hätten trotzdem etwas gewagt, und wir

vSch: Mitten auch ,wenn der Befehl gegeben wurde, ...
genossen, in dieser Situation einzusetzen, ...
kon nicht."

vL: Man wird aber lange Zeit von der Marine aus vorbereitet, ein
Unternehmen vorzubereiten

vSch: Spielen Sie jetzt auf "Seelöwe" an?

vL: Ja, den Sprung nach England zu wagen. Haben Sie auch darüber
mit ihm gesprochen?

vSch: Ja, zuerst über das Unternehmen "Seelöwe", an dem das
Kaiserliche Groß-Deutschland damals in Frankreich beteiligt
war mit Offizieren meines eigenen Regiments. Da wurden
Landungsboote konstruiert, und es wurde geübt. Wenn ich mich
nicht irre, waren es Boote mit aufklappbarem Bug, so ähnlich,
wie wir sie nachher kennengelernt haben bei der Landung der
Engländer und Amerikaner in der Normandie. Sie waren in einer
viel zu geringen Zahl vorhanden, und die Offiziere, mit denen
ich gesprochen hatte, hatten von vornherein den Eindruck, daß
hinter der Sache nicht genügend Ernst war. Sie glaubten selber
nicht recht daran. Churchill glaubte daran. Ich habe später ein-
mal gelesen, daß Churchill mit einer gänzlichen unbefestigten
Küste auf die raffinierte Idee kam, aus den Arsenalen alte
Kanonen und dergleichen hervorzuholen und an der Küste auf-
zubauen, auch Ofenrohre, so daß das alles aussah, als ob die
Küste besetzt war. In Wirklichkeit war eine Befestigung der
englischen Küste de facto nicht erfolgt.

vL: Sie spielen uns sogar noch über den Geheimdienst einen Film
in die Hand, der den Versuch zeigt, wie ein gewisser Lamm-
vorferschutz vor der Küste nun die Verteidigung der Insel
besonder festigen würde.

vSch: In Wirklichkeit war die englische Küste nicht befestigt.
Aber der Entschluß, mit allen Mitteln eine Befestigung vor-

vSch: zutauschen, war da, und, das kommt noch hinzu, ich glaube, das ich die Engländer einigermaßen gut psychologisch verstehe, wenn wir ein solches Unternehmen "Seelöwe" gestartet hätten, dann wäre ein Kampf losgegangen, wie wir ihn nirgendwo sonst auf der Erde kennengelernt hätten. Das ging so weit, ich habe später von Engländern gehört, daß sie jedes Straßenschild umgedreht haben. Es hätte nichts mehr gestimmt. Nun kommen wir auf einen entscheidenden Punkt. England wird ja nicht in England besiegt. England ist nur ein Teil damals des Imperiums gewesen. Die englische Regierung hätte genau so gut von Canada aus oder von Australien oder Neu-Seeland weitergekämpft.

vL: Wir gehen wieder zurück nach Spandau und zurück zu Raeder

vSch: Er sagt "Das Unternehmen war in meinen Augen von vornherein erfolglos. Daraus wäre nichts geworden. Wir konnten an die Steilküsten nicht heran."

Aber er hatte immer noch zu rechnen mit der riesigen, britischen Flotte. Die war völlig intakt. Dagegen hatten wir sehr wenig einzusetzen. Max Raeder stand auf dem Standpunkt, vom Admiralstab der Kriegsmarine her war ein solches Unternehmen nicht erfolgreich durchzuführen. Ob er diesen Standpunkt, das hat er mir nicht gesagt, Hitler gegenüber vertreten hat, oder ob Hitler von sich aus das Unternehmen abgeblasen hat, was ich persönlich glaube, bleibt unklar. Sicher ist eines, das Hitler immer in England die größere Macht gesehen hat und immer noch hoffte, England auf seine Seite herüberzuziehen. Und wahrscheinlich aus politischen Erwägungen das ganze Unternehmen "Seelöwe" abgeblasen hat.

vL: Er tut auf der anderen Seite nichts Diplomatisches. Er versucht nicht, über irgendwelche Querverbindungen an die Engländer heranzukommen und sie zu einem Gespräch zu bewegen.

vL: Wann Sie jetzt mit Raeder im Gefängnisgarten im Rahmen, wie
 verhält sich in diesen Dillen Dönitz? Kommt er hinaus?
 vH: Es gab zwei getrennte Bänke im Spandauer Garten, auf der einen
 saß Großadmiral Raeder und ich, gelegentlich auch Funck und
 auf der anderen Bank saßen Großadmiral Dönitz und Herr von
 Neurath. Und Spehr immer etwas ein Einzelgänger, der war
 verhältnismäßig isoliert in dieser Gemeinschaft.

Dönitz und von Neurath verstanden sich besonders gut. Ich
 ging gelegentlich auch auf die Bank von Dönitz und Neurath,
 weil ich mit Herrn von Neurath von früher sehr gut befreundet
 war, besonders auch mit seinem Schwiegersohn und seiner Tochter.
 Zwischen Neurath und mir war immer ein sehr herzliches Ver-
 hältnis gewesen. Mit Dönitz habe ich mich eigentlich auch immer
 gut verstanden. Dönitz war besonders in der Gefangenschaft
 ein sehr kameradschaftlicher Mann. Aber ich merkte doch in
 dem Verhältnis der beiden Bänke, wenn ich das so sagen darf,
 in die bei Raeder war der Gedanke der großen Lücke, für die
 Raeder immer gekämpft hatte, die großen Schlachtschiffe und
 Lenzernkreuzer, und auf der anderen Bank, also da, war der
 Gedanke, große Lücke sind Verwackelung, wir müssen U-Boote
 bauen. Das ging nun in dem Spandauer Gefängnisgarten weiter.
 Und wenn ich mit Raeder gesprochen hatte und mit dem auch
 einmal eine halbe Stunde spazierengeläufigen war, und wandte
 mich nun an Dönitz "Herr Großadmiral, wie ist es eigentlich,
 ist es richtig gewesen, den Gesichtspunkt zu vertreten,
 daß wir keine Großkampfschiffe mehr bauten" so sagte Dönitz
 natürlich "Ja. Hätten wir von Anfang an U-Boot gebaut, dann
 hätte der ganze Krieg anders ausgesehen. Nun hütete ich mich
 wohl, als blutiger Laie und kleiner Leutnant der Infanterie
 in dieser Auseinandersetzung der Großadmirale Partei zu
 erheben. Zu Raeder hatte ich ein sehr nahes, menschliches

vSch: Verhältnis. Das liegt einfach in seiner Natur. Ich kannte Raeder von früher her sehr gut und achtete ihn als Menschen sehr gern. Ich habe auch Dönitz als Menschen sehr hoch geschätzt, aber ich hatte zu ihm keine alten Beziehungen, ich hatte ihn ja erst durch den Nürnberger Prozess kennen gelernt. Ich verstand sehr gut, daß hier zwei, wenn ich so sagen darf, Köpfe der Marinekriegsführung sich gegenüberstanden. Die beiden Herren haben ja auch jahrelang im Spandauer Gefängnisgarten immer noch sich feindlich gegenübergestellt. Sie reichten sich zwar sehr höflich an, das heißt: Dönitz sagte zu Raeder "Herr Großadmiral", weil er der Rangältere war, und Raeder sagte zu Dönitz "Herr Dönitz", aber es war da eine Ablehnung die ja zurückging auf eine Denkschrift, die Raeder nach 1945 einmal verfaßt hatte und in der er sich sehr kritisch über Dönitz geäußert hatte. Und das blieb da noch gewissermaßen stehen. ~~XXXXXXXX~~

vL: Es war nicht die Anrede, nur, um das einmal richtig zu stellen, "Herr Generaladmiral", denn Raeder war nachher Generaladmiral

vSch: Nein, Raeder war auch Großadmiral

vL: Als oberster Chef der Marine, der sich auf den Außenposten begibt, wird er Generaladmiral und der andere ist der Großadmiral. Das ist der neue Posten, der geschaffen wird.

Es gibt aber auch noch eine andere Beziehung zwischen den Herren. Der eine war abgehalftert, der andere war der Nachfolger Hitlers geworden als Reichspräsident durch das Testament. Außer sich das zwischen den beiden und den anderen?

vSch: Zunächst einmal wurde ich auf der Nürnberger Angeklagtenbank mit einem Konflikt konfrontiert, den ich mir gar nicht erklären konnte. Da hatte Raeder anscheinend während seiner Moskauer Gefangenschaft eine Denkschrift gegen Dönitz verfaßt, oder sagen wir einmal, nicht gegen Dönitz, sondern

vSch: eine Charakterisierung von Dönitz. Ich wurde von der Anklage
 verlesen. Ich wurde aus der ganzen Sache nicht klug. Ich
 wusste nicht, daß zwischen den beiden Herren Raeder und
 Dönitz ein Streit bestand. Ich hörte nur, wie Raeder zu Dönitz sagte "ich stelle
 Ihnen selbstverständlich zur Verfügung" Das sah nach Streit
 aus. Wie man ein Luell in einem Gefängnis organisiert,
 war mir nicht ganz klar, denn ich sah mich schon als Adlatus
 von Raeder in der Sekundantenrolle, wusste aber nicht, ob wir
 die Waffen bekommen würden, um diesen Ehrenhandel ausführen
 zu können. Aber der Ehrenhandel ging eben weiter. Der lebte
 im Gefängnisgarten von Spandau weiter, sehr zu meiner Unfreude,
 denn ich meinte immer, diese beiden Männer, beide charakter-
 lich hochachtbare Personen, müßten irgendwie über diese in der
 Vergangenheit liegenden Streitigkeiten hinwegkommen.

Und so ist es dann auch später geschehen. Und sie haben sich
 auch beide ungefähr um das Jahr 1955 versöhnt.

Es war da eine Aussprache, an der ich ^{nicht} teilgenommen habe
 zwischen den beiden im Gefängnisgarten, und ich glaube, daß
 die vermittelnde Figur der Flottenrichter Kranzbühler war,
 der auch Dönitz verteidigt hat. im Münchener Prozeß und
 dessen schwarze Kost, sowohl Dönitz als auch Raeder erreicht
 hatten.

vL: Nun gibt es eine Nachfolge Hitlers, Herrn Dönitz. Um diese
 Tatsache muß sich doch auch sehr viel abspielen.

vSch: Dönitz war ja nun durch das Testament Hitlers der Nachfolger
 geworden und folgte auch aus dieser Nachfolgerschaft eine
 gewisse Rechtsstellung als Reichspräsident. Nehmen Sie bitte
 das, was ich jetzt sage, etwas ironisch auf.

Damals bestanden noch die Spannungen zwischen Raeder und Dönitz
 und die Reichspräsidentenrolle, die Dönitz durch das Testament
 zuerkannt wurde, führte bei dem sehr realistischen Raeder

vSch: der ja nun alles mitgemacht hatte, Kaiserreich, Hof, Bismarck und Drittes Reich, und immer auf dem Boden der Entschlossenheit, dazu, das er mir zuflüsterte im Gefängnisgarten "Verrückter Kerl. Unterhalten Sie sich nicht mit dem, der ist verrückt" Und Dönitz nahm mich ab und zu beiseite und sagte "Wissen Sie, eigentlich bin ich ja der einzige legitime Mann, der für Ost und West zuständig ist. Und die Rechtsgelehrten stehen auf dem Standpunkt, das ich allein zuständig bin für das ganze Reich, während der Bundespräsident in Westdeutschland und der ostdeutsche Präsident doch nur von Teilen der Bevölkerung gewählt bzw. anerkannt werden. Allein von der Legitimität her bin ich ja im Grunde genommen der allein zuständige." Solche Sachen hört man sich an. Man muß auch die Gefangenenspsychose bedenken, das Abgeschnittensein von der Außenwelt und die Verfremdung, die automatisch damit auftritt.

vL: Auf der anderen Seite muß man eines mit einziehen. Wir wissen, das die Frau des Großadmirals Dönitz das Öfteren vor der Presse geäußert hat, das ihr Mann einen Rechtsanspruch habe auf den Titel, auf das Amt des Reichspräsidenten. Das sind dumme Äußerungen, die ihr nach dem Kriege nur geschadet haben.

vSch: Vielleicht sah das bei ihm irgendwie drin. Nun muß ich mein erstes optisches Begegnen mit Dönitz schildern.

Ich sah im Lager Oberursel, einem ziemlich üblen Verhörtlager der Amerikaner, in einer winzigen Zelle, die noch dazu im Sommer geheizt wurde, mit verschlossenen Fenstern, und hatte mir nun aus zwei Blöcken einen Schlüssel gedreht, mit dem ich das Fenster öffnen konnte. Da hatte ich nun einen kleinen winzigen Ausschnitt, Ausblick in den Eingang zu dem Vernehmungslager in den Hof, wo die Wagen verfahren mit den neuen Gefangenen. Und eines nachmittags erscheint da ein Wagen und der entsteigt in Pa ineuniform ein hochgewachsener, schlanker Marineoffizier, den ich nach den Bildern als Dönitz erkenne.

vach: Es war das erste Mal, daß ich den Mann bewußt sah. Er war begleitet von einem Adjutanten, dem Müde-Neurath(?).

Ich sah, wie der nun in das Dopfan-Gebäude einzog und wußte, daß die eklige Prozedur ablief, der auch ich einmal unterworfen war, das heißt, man kam in einen Raum, wo ein Anstaltswibel saß mit einem Stempelkissen. Da mußte man dann seine Daumen darauf abdrücken, und das wurde auf Papier abgenommen, das wurde registriert, fotografiert, und da war er nun als Kriegs-erbrecher registriert mit seinen Daumenabdrücken. Aber im Gegensatz zu uns anderen Gefangenen wurde Dönitz in ein gegenüberliegendes Gebäude gebracht. Das wußte man nun in diesem Vernehmungslager, das ist besser eingerichtet. Dort ist ein richtiges Schlafzimmer, Wohnzimmer und vielleicht auch ein Bad. Dort verbrachte er die Nacht. Von dort aus ging er dann nach Luxemburg, nach Wöhrdorf, was unter der Leitung des Oberst Andrews stand, der später auch Kommandant des Nürnberger Gefängnisses war. Das war das erste, was ich von Dönitz sah. Ein Mann, der sich sehr würdig benahm, ernst und verschlossen, eine steile, militärische Gestalt; irgendwie oben ein Mann, der etwas darstellte. Diesen Eindruck habe ich immer von Dönitz behalten. Er war eine sehr starke Persönlichkeit, auch wenn man ihn näher kennenlernte, war immer dieser starke Eindruck einer suggestiven Persönlichkeit. Obwohl ich persönlich solchen Suggestionen nicht erliege, ziehen wir einmal davon ab den jungen Schirach und sein Verhältnis zu Hitler, so war doch für mich verständlich bei den späteren Begegnungen mit Dönitz, daß die jungen U-Boot-Kommandanten an diesem Mann in einem ganz außerordentlichen Maß gehangen haben. Er hatte etwas sehr Jungenhaftes in seinem Wesen, zugleich war er Oberbefehlshaber, Chef und Führer, aber er hatte etwas, was junge Menschen ansprach. Er hatte auch die Fähigkeit, sich sehr

vSch: spontan zu künden. Mir ist das selbst noch mehr Jahren (19) -

fängnisarten in Nürnberg aufgegangen, dieses Kontext, die
Unmittelbare, dieses Evasive, dieses Wesenstarke, das in
seiner Person lag.

Ich dachte mir immer, ein junger U-Bootmann, der diesem Be-
fehlshaber gegenübertritt, der muß ihm ergeben sein. Das ist
ein Mann, der selbst etwas geleistet hat, er war ja im ersten
Weltkrieg mit einem U-Boot in die Luft gegangen, war von den
Engländern aufgefischt worden, hatte dann dadurch, das er in
Gefangenenerlagern im ersten Weltkrieg sich Tabak geben ließ
und den im Wasser vermischte und das Zeug soff, in eine ganz
tolle Fieberkurve hineinwebracht, so das sie dachten, der
Mann ist hoffnungslos krank, war dafür ausgetauscht worden

vL: Das erzählt er Ihnen in S. andau?

vSch: Ja. Im zweiten Weltkrieg hatte er, Hut ab, seine beiden Söhne
in die U-Bootwaffe gesteckt und beide Söhne verloren. Das war
nicht ein Mann, der anderen Opfer predigte, die er nicht
selber brachte. Ich habe immer vor Dönitz, damals und heute,
einen großen persönlichen Respekt gehabt. Ganz gleich, wie
seine politischen Ansichten waren, die sehr weit von meinen
abwichen. Er war ein Mann, der persönlich tapfer war und die
Tapferkeit, die er von anderen verlangte, auch selbst vor-
lebte.

vL: Nach unseren xklangen Gesprächen habe ich darüber nachge-
dacht, was es für Männer bedeutet, eines Tages zugeben zu
müssen, das sie ihr Leben ausgerichtet haben auf eine Person,
die das vielleicht nicht wert war. an orientiert sich nun.
Wennman diese Person allzu sehr abwertet, muß man eine Be-
richtigung in all dem vornehmen, was man selbst getan hat.
Man muß den Weg beginnen neu zusehen, den man gemacht hat.
Dazu gehört sehr viel Formst. Das kann man kaum von jedem ver-
langen, und gerade die Lebenden werden immer daran fest-

VL: halten, und es wird bei ihnen zu dem Schluss kommen, es war ja doch nicht umsonst. So schlecht, wie er gemacht wurde, war er nicht." Das sind ja Auseinandersetzungen, die jeder Mensch mit sich durchmachen muß.

Vsch: Was mein Verhältnis zu Hitler anbetrifft, so wissen Sie ja, daß ich vom Jahre 1941 ab, vom Angriff auf Rußland ab, seine Politik für wahnsinnig hielt und ihn später als einen Wahnsinnigen gesehen habe.

Bei Dönitz war das vielleicht etwas kompliziert. Ich habe oft mit Dönitz über Hitler gesprochen. Dönitz hat den entscheidenden Fehler Hitlers im Angriff auf Polen gesehen. Das hat er mir mehrfach im Gefängnisgarten von Spandau erzählt. Dönitz sagte "Hier liegt der entscheidende Fehler. Der falsche Entschluß." Nun vergessen Sie nicht, Dönitz ist von Hitler zu seinem Nachfolger bestimmt worden. Dann kommt eine Periode sehr großer Intimität, nachdem Raeder ausgeschieden war und Dönitz Oberbefehlshaber der Kriegsmarine war, hat Hitler mit ihm viele vertraute Gespräche unter vier Augen geführt. Es war ja bekannt im Führerhauptquartier: wenn Dönitz kam, daß Hitler mit ihm allein. Damals muß Hitler ihn irgendwie beeindruckt, beeinflusst und gewonnen haben. Es war ja für Hitler nicht schwer. Er war ja eine sehr stark suggestive Persönlichkeit. Erst damals wurde aus Dönitz der nationalsozialistische Offizier, vorher war er nur ein Berufsoffizier gewesen. In der Person Dönitz liegt dann eine gewisse Spannung, die immer wieder, auch in Spandau, bereits auf der Nürnberger Anklagebank, zum Ausdruck kam: "Ich bin doch eigentlich nur Offizier" und dann wieder die Rechtfertigung des Positiven im Nationalsozialismus. Das Positive im Nationalsozialismus hatte ich längst abgeschrieben. Das war die bittere Erkenntnis dessen, was ich erlebt habe. Aber Dönitz, unbefangener Berufsoffizier, hat von

vich: Hitler unter vie Augen all das Positive verliert schon bekommen, und die Nachfolge. Da ist eine gewisse Parallele zu Rudolf Hess. Hess war der Stellvertreter, und dieser Name Stellvertreter konnte ja nur gültig bleiben, wenn er „Hess, Hitler“ gelten ließ noch bis zum letzten Ende. Und bei Dönitz war das auch irgendwie verwandt. Bis zum Ende ein Held, einer der größten Helden unserer Geschichte, war noch die letzte Schlussansprache, die letzte Ansprache nach Hitlers Tod von Dönitz. Von Hitler bekam er die Nachfolge, genau so, wie Hess die Stellvertretung bekommen hatte. Also konnte Hitler nicht ganz schlecht sein.

vL: Gibt es noch etwas über die beiden Herren zu sagen. Der eine erzählt Ihnen, auf jeden Fall Raeder erzählt Ihnen eine Geschichte, die Sie verwirrt, die Geschichte des Admiral Canaris.

vich: Ich komme mit Raeder ins Gespräch, nachdem wir beide von Tomaten und Kartoffeln geerntet haben und unsern Tagewerk vollbracht haben, ein Tagewerk für Nichts, ein Tagewerk, das so ähnlich ist, wie das eines straffgefangenen, das einen Marsch (and von einer Mauer zur anderen bringen zu und auskippen, eine Sisyphos-Arbeit. Da müssen wir uns nun ja wieder über die Sinnlosigkeit hinwegsetzen durch irgendein persönliches Gespräch, um nicht psychisch unterzugehen, denn man geht ja psychisch unter, wenn man Tag für Tag etwas tut, was keinen Sinn hat. Mit Raeder konnte man dann, er war ja ein hochgebildeter Mann, über den "Nachsommer" von Stifter sprechen, ein Buch, das wir beide gemeinsam durchsprachen, oder den "Grünen Heinrich" von Keller. Da kann man über das Negative der täglichen Arbeit hinweg und kommt in die humoristische Stimmung, die notwendig ist für geistige Menschen, die zu einem Nichtstun oder Unconstun verurteilt sind. Bei solchen Gesprächen kamen wir natürlich auch auf das ganze Hitlerproblem zu sprechen. Raeder, glasklar" Der kann hat uns

vSch: ins Unglück geführt" Aber auch hier" Ich bin Gefolgler und habe
meinen Eid gehalten bis zum letzten Tag"

maxx

Raeder erzählte mir, daß er Hitler 1945 im Bunker anrufen
hat und ihm gesagt hat"Mein Führer, es ist alles verloren, aber
ich möchte an Ihrer Seite fallen.Machen wir doch einen letzten
Ausfall und fallen wir doch gemeinsam unter den Kugeln des
Feindes.Das ist das einzige,was wir noch tun können."

Da sagt Hitler zu Raeder, nach der Erzählung von Raeder
"Nein, ich danke Ihnen für Ihre Treue, aber wir könnten ja
auch in Gefangenschaft geraten.Dieses Risiko ist so groß,
daß ich es weder Ihnen noch mir zumuten kann."Darauf sagte
mir Raeder"Ich gehe mit meiner Frau in unser Schlafzimmer,
und wir nehmen Gift.Und unser Hausmeister, der davon weiß,
wendet sich an die russische Kommandantura.Nun wache ich auf
mit meiner Frau in einem Krankenhaus,weil die Russen uns ab-
geholt haben und uns die Nieren ausgepumpt haben.Da wurde ich
also wieder gesund und die Russen fliegen mich nach Moskau."
Da sage ich"Wie sind Sie denn in Moskau behandelt worden?"
Da sagt er"Großartig.Die Russen haben mich herumgefahren in
der Umgebung von Moskau und haben mir eine Datscha(?) nach den
anderen angeboten,und schließlich war eine da, die mir zusagte
Da lebte ich.Dann kam der Tag meines Geburtstags heran.
Zwischendurch mußte ich wegen einer Zahnbehandlung mich
an den russischen Offizier wenden, der dort die Datscha be-
fehligte.Da wurde ich in eine erstklassige Zahnklinik in
Moskau gefahren ,und es wurde mir eine vorzügliche Prothese
gemacht.Dann fuhr ich wieder zurück in die Datscha.Eines
Tages hieß es"Morgen ist Ihr Geburtstag, Herr Großadmiral.
Da backen wir extra einen Kuchen.Und Frau kommt aus Berlin."
Und am nächsten Morgen war meine Frau da.Da haben wir zusammen
Geburtstag gefeiert.So lebte ich in Moskau.Ich konnte etwas

vSch: russisch .Ich war ja einmal in meiner Jugend als junger Marineoffizier zugeteilt worden als Attache der Petersburger Botschaft. Das wussten die Russen, und sie hatten auch keine positive Einstellung zu Ihnen. Ich bin ja", sagte Raeder "genau so wie Sie, ein Mann, der die Freundschaft mit Rußland will. Das wissen die Russen immer. Bei Ihnen kommt es von der Freundschaft des Vater mit dem Militärattache in Berlin, bei mir aus meiner Tätigkeit in Petersburg. Das ist irgendwie immer bei den Russen bekannt, und wenn man dann bei ihnen gefangen ist, sind die Leute herzlich, freundschaftlich und aufgeschlossen. Ich habe gegen die Russen nichts zu sagen." Und dann zeigte mir Raeder seinen Mantel, das war im ersten Jahr der Gefangenschaft "Sehen Sie, die haben mir meinen ganzen Militärmantel mit Persianer gefüttert, damit ich warm genug bin."

Von meiner Sicht her kann ich von den Russen auch nichts Schlechtes sagen. Wenn ich überhaupt Menschen gern habe als Gefangenenbewacher, ich muß sagen, ich habe nie vor einer russischen Gefangenschaft Sorge gehabt. Ich wäre gern bei den Russen gefangen gewesen, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe.

vL: Gespräche auf der Bank

vSch: Das Rußlandproblem war zwischen mir und Raeder klar.

Canaris. Eines Tages sagte ich nach einem Bericht, den wir in den Zeitungen gelesen hatten über Canaris und seinen Verrat und sein schreckliches Ende, zu Raeder "Lieber Doktor" so redete ich ihn manchmal an, denn er war ein Doktor h.c., nicht aus dem dritten Reich, sondern schon früher, "kirkowman" "Was hat eigentlich dieser Canaris mit der Marine zu tun? Das ist doch Ihr Mann?" Da sagt er "Um Gotteswillen, Canaris hat gar nichts mit der Marine zu tun." Ich sage "Canaris ist doch der Abwehrchef gewesen und Admiral, der aus der Marine ist

vSch: zu mir "Ja, dafür können Sie sein Wort nehmen."

vL: 15. J. nuar 1919 sind sie schon umgebracht worden

vSch: Ja. Und nun sagte ich "Wie denken Sie denn persönlich über die Sache?" Raeder "Ich finde es eine Schweinerei. Und der Mann ist mir seitdem immer unheimlich gewesen, und ich war froh, als ich ihn an die Abwehr abgeben konnte. Daß er in der Abwehr nachher gleichzeitig für die Engländer und für uns arbeitete, das wundert mich gar nicht. Eine zwielichtige Natur, ein Mann, der gar keinen Standpunkt hatte, sondern alle Standpunkte zugleich. Ich weine Canaris keine Träne nach. Er hat das Schicksal bekommen, was er verdient hat."

Nun kommt eine ganz andere Sache. Ich sitze auf der Bank von Raeder. Und gehe auch einmal auf die Bank von Neurath und Dönitz. Da unterhalten sich die beiden über die Türkei. Neurath war, glaube ich, Botschaftsrat in Konstantinopel gewesen und Dönitz als junger Offizier, kommandiert zur Ausbildung der türkischen Armee oder ähnlichem. Er ist längere Zeit dort gewesen. Die beiden reden nun über Konstantinopel, über die Botschaft, die schönen Zeiten am Goldenen Horn, und so unmerklich gleitet das Gespräch in die Zeit Kemal Atatürks, und ich sage plötzlich bei irgendeiner Gelegenheit "Kemal Atatürk sagte mir bei einer Gelegenheit dies oder das". Da fragten sie mich "Wieso? Was haben Sie denn mit Kemal Atatürk zu tun?" Ich sagte "Ich kenne doch den Mann, ich war ja da zu Gast. Ich bin einmal von Kemal Atatürk eingeladen worden in die Türkei. Und die moderne Türkei kenne ich eigentlich nur durch Kemal Atatürk, die alte Türkei kenne ich überhaupt nicht. Konstantinopel als Regierungssitz ist mir ganz unbekannt. Ich kenne nur Ankara." Da war der alte Herr v. Neurath und Dönitz, beide waren etwas verschnupft. Nun entwickelte sich ein Gespräch über das Interesse Atatürks an der

vach: Sozialarbeit in der Jugend in Deutschland, dann Atatürk, was beide nicht wussten, war in erster Linie an der Sozialarbeit der Jugend in Deutschland interessiert. Nationalsozialismus war für ihn kalter Kaffee. Was er wissen wollte, war, was wir auf dem Gebiet der Leibesübung, in der Sozialarbeit machen. Daher sein Interesse für mich, ein rein sachliches Interesse. Und nun erzählte ich den beiden von dem langen Gespräch, was ich mit Atatürk oben in Ankara in seinem Regierungssitz geführt hatte, bei viel schwarzem Kaffee und bei viel Cognac.. Nun können Sie sich vorstellen, da war nachher eine gewisse Verstimmung? Was will dieser junge Dachs. Wir erzählen von der Türkei, er kommt auf einmal an und weiß von der neuen Türkei und ist irgendwie in der neuen Türkei beheimatet." Denn Atatürk hatte mir nun, am zweiten Tag des Besuchs, seine sämtlichen Sporteinrichtungen und die Hochschule für Leibesübungen vorführen lassen. Da waren viele Emigranten von uns, die Atatürk engagiert hatte. Die waren alle ganz unbefangene, und ich auch. Ich hatte nun die ganze Riesenorganisation, die er da aufgebaut hatte, mir angesehen und habe ihm dann auch hinterher gesagt, wie großartig ich das fände, was er da gemacht habe. Er hatte diese Vorurteilslosigkeit, es interessierte ihn nicht, aus welchen Gründen Deutsche abwanderten. Er hatte sich die fähigsten Deutschen geholt, zum Beispiel Iräterius, den bedeutenden Dirigenten aus Weimar für sein Symphonie-Orchester, und alle möglichen Halbjuden, die in der Sportorganisation in Deutschland tätig gewesen waren und sich in Deutschland nicht mehr sicher fühlten, hatte er sich nun für Hochschule für Leibesübungen nach Ankara geholt. In Ankara war eine wunderbare Atmosphäre. Alles, was was konnte, war dorthin engagiert worden. Und es war Kemal Atatürk völlig gleich, ob es Faschisten oder sonstige profilierte Politiker,

vSch: er verlangte nur, daß sie sich nicht politisch betätigten.
 Und so fand man dann ein Team, wie es idealer gar nicht vor-
 stellbar war.
 Wir saßen nun auf der Bank in Spandau, und die beiden alten
 Herren waren etwas sauer, weil ich die neue Türkei kannte.
 Sie müssen sich vorstellen, wie jung ich noch damals war, immer
 noch 20, 30 oder 40 Jahre jünger als die Leute, mit denen ich
 zusammenkam, und hatte in einem unmittelbaren Kontakt ges an-
 den mit diesen maßgebenden Männern. Daraus ergaben sich, ich
 will nicht sagen Verstimmungen, aber Verklemmungen, zeit-
 weilige. Da muß ich immer wieder sagen, auf der anderen Bank,
 auf der der alte Raeder saß, da war alles abgeklärt, da war
 ein Mann, mit dem man sprechen konnte, der keine Ressentiments
 hatte, keine Eitelkeiten, der das alles von Grund auf verstand.
 Da habe ich Raeder einmal nach seiner Jugend gefragt. Da sagte
 er mir "Mein Vater war kein einfacher Volksschullehrer, und dann
 hat er eines Tages sich gesagt, ich will höher rauf, hat
 nachträglich das Abitur gemacht, hat studiert und ist Gymnasial-
 direktor geworden. Daher habe ich meine Bildung. Wir kommen aus
 ganz einfachen, kleinen Verhältnissen wie Raeders. Und der Fleiß
 des Vaters ist ein Vorbild für mich gewesen in meinem ganzen
 Leben. Ich habe immer sein Leben hindurch versucht zu verstehen,
 die Marxisten, die Konservativen, die Liberalen und mußte dann
 in der Republik mit allen fertig werden. Ich bin mit allen
 fertig geworden. Ich habe vor einem Mann wie Gessler, so hieß
 der Koch, dieser Verteidigungsminister, die allergrößte
 Hochachtung. Ich habe einen Severin bewundert und bin mit ihm
 ausgekommen und habe das bekommen, was ich brauchte. Ich bin
 eigentlich mit den Sozialdemokraten im Reichstag ganz gut ge-
 fahren. Wenn man mit den Leuten spricht und man brauchte etwas
 Neues, es ging ja bei uns um den Bau der Panzerkreuzer, habe

vSch: Ich sie immer irgendwie ansprechen und gewinnen können. Dann kam der Nationalsozialismus."

vB: Raeders Auseinandersetzung mit Hitler. Daß dürfte manches gefallen sein in Spandau.

vSch: Ich sagte "Ich kann Ihnen nur dankbar sein", denn er hatte für alle unsere Wünsche Verständnis

v1: Wie sind die Personen, denn Sie sind doch der Widerspruchsgeist. Sie wollen ja nun in dem Mann nicht mehr so viel sehen. Da muß es doch Reibereien geben.

vSch: Da gab es keine Reibereien, sondern retrospektiv haben Raeder und ich die Gestalt Hitlers gleich gesehen, aber von zwei verschiedenen Standpunkten aus. Raeders Standpunkt war religiös, meiner war politisch. Raeder war ein Mann, der einzige Mann, den ich in meinem Leben kennengelernt habe, der von tiefstem Grund seines Wesens aus fromm war. Sein Tag begann mit den Herrenhuther Losungen, und er las jeden Tag seinen Abschnitt in der Bibel und war ein orthodoxer Protestant im alten Sinne. Mein Standpunkt war politisch, meine Ablehnung des Hitler ab 1941 war eine politische. Er hatte ihn aber bereits als einen Dämon erkannt, und seine Ablehnung kam von der religiösen Seite her.

vB: Gibt es Auserungen von seiner Seite?

vSch: Er hatte auf der Bank in Spandau erzählt den ganzen Niemöller-Kampf, der mich sehr interessierte. Ich bin Niemöller in meinem Leben nie begegnet. Ich habe nur den ganzen Niemöller-Kampf nachträglich erfahren. Das heißt, ich wußte wohl, daß er eingesperrt worden war weil er predigte in Dahlem, aber ich wußte nie, welche Rolle er in der Marine gespielt hatte und in der Kirche. Auf der Nürnberger Anklagebank, als ich neben Raeder saß, fragte ich einmal nach Niemöller. Da war nun interessant, von Raeder zu hören, daß er den Nie-

vSch: Müller ablehnte. Das hat mich deswegen überrascht, weil Raeder, das würde jeder protestantische Generalsuperintendent bestätigen, einer der treuesten Söhne der evangelischen Kirche war. Er sagte "Niemüller ist genau das gleiche, was Dönitz ist. Beide sind aus einer Crew. Das waren die beiden die einzigen Männer in der Crew jenes Jahrganges. Die hätten sich beide vor Ehrgeiz umgebracht. Nun kam Niemüller später auf die kirchliche Ebene, und da mußte er genau das gleiche tun, was Dönitz in der Kriegsmarine machte. Um jeden Preis etwas werden." Da sagte ich ihm "Verhörter Doktor, Niemüller hat doch eine kirchliche Überzeugung." Raeder "Gewiß. Genau die gleiche wie ich. Aber, als Niemüller eingesperrt wurde wegen einer dummen Predigt in Dahles, ich sage ganz offen, es ist eine dumme Predigt gewesen, denn es war nicht als eine Provokation und Herausforderung, ging ich natürlich als Protestant und Marinekamerad zu Hitler und sagte ihm "Ich halte es für falsch, den Mann einzusperrern. Wollen Sie ihn nicht freilassen?" Da sagte Hitler "Selbstverständlich, sobald er Ihnen gegenüber die Versicherung abgibt, daß er nicht mehr gegen die Regierung predigt, lasse ich Niemüller frei" Und dann schickte ich, Raeder, einen Offizier zu Niemüller ins KZ, wo er übrigens sehr gut behandelt wurde. Er hatte ein eigenes Häuschen und hatte seine Zigarren, seinen Kaffee und seine Sonderverpflegung. Er lebte ganz anders, als die anderen KZ-Insassen. Und ließ ihm sagen "Geben Sie die Erklärung ab, daß Sie nicht mehr gegen die Regierung predigen wollen. Sonst können Sie reden, was Sie wollen" Da hat Niemüller geantwortet "Nein, das mache ich nicht"

VL: Ein sehr tapferer Standpunkt

vSch: Ja, un, wenn man heute das geschichtliche Geschehen überblickt, auch ein richtiger Standpunkt.

vSch: Raeder hat es so aufgefaßt "Der hat den Ehrgeiz, Märtyrer zu werden und den läßt er sich nicht abkaufen. Der wird so lange sitzen in diesem Häuschen, bis er in der ganzen Welt der Märtyrer des Protestantismus ist."

Raeder sagte "Dieser Kerl ist genau so ein Typ wie Dönitz drüben, für seinen Ehrgeiz macht er alles."

vL: Er tut nachher ja auch etwas für sie?

vSch: Ja. Ich habe nicht den Standpunkt von Raeder. Raeder sah Dönitz und Niemöller als die beiden ehrgeizigsten Männer der Crew, die unter allen Umständen berühmt werden wollten. Ich habe in Niemöller nie etwas Anderes gesehen als, in späteren Jahren, in früheren habe ich ihn nicht gekannt, in späteren, als ich erfuhr, was er da durchgestanden hat und wie er sich nachher eingesetzt hat und wie er das Bekenntnis der evangelischen Kirche formuliert hat "Wir haben nicht genug geliebt" Ich habe Niemöller als einen Mann gesehen, der, ich möchte sagen, der U-Boot-Kommandant der bekennenden Kirche war.

vL: Jetzt gab es andere in Spandau, Neurath und andere.

Von Spehr haben wir ein bißchen wenig. Es gibt auch da Gespräche, die man bringen kann und die seine Memoiren dann schon ein wenig abwerten.

vSch: Spehrs Stellung in der Gefangenschaft war eine insofern eigenartige, als ihm die sämtlichen verbliebenen Spandauer die Attentatgeschichte nicht abnahmen. Das war der eigentliche Grund, warum Spehr jahrelang isoliert war.

vL: Wie drückt sich das aus?

vSch: Ganz offen sagte Dönitz "Das nehme ich Ihnen nicht ab."

vL: Sagt er ihm das ins Gesicht?

vSch: Wahrscheinlich, ja. Er sprach sehr oft stundenlang mit Spehr allein. Zwischen den beiden war eine Art Haßliebe, die darauf beruhte, daß Spehr in entscheidender Stunde

vSch: die Marine als Produktionsminister unterstützt hatte.

vL: Daher die Legende, daß mit der Hilfe des Rüstungsministers die Marine bis zum Herbst 1945 wieder mit neuen Booten, die mit neuen, sensationellen Dingen ausgerüstet gewesen wären, hätten den Krieg entscheiden können. Das ist eine Legende, die sich sehr lange gehalten hat.

vSch: Er hat nach Dönitz Ausrüstung neue Boote gebaut. Aber, vergessen Sie nicht, ich verstehe von der Marine überhaupt nichts. Ich kann lediglich einen Kutter rudern.

vL: Wie wir wissen, ist Spehr in der Nacht vom 23. auf den 24. in Berlin in der Reichkanzlei bei Hitler, und es ist hier auch wohl Spehr, der den Anstoß gibt zur Nachfolge.

Wieder zurück zum Gefängnisgarten. Da ist Dönitz, der sich mit der Tatsache auseinandersetzen hat, daß ihm die Alliierten als den Nachfolger ansehen. Zu jener Zeit der Stellvertreter noch im Schatten dieses Nachfolgers. Aber das wird sich bald ändern, denn nach 15 Jahren wird Dönitz auf freien Fuß gesetzt. Jetzt wird man sich in diesem Kreise sicher Gedanken gemacht haben darüber, wie sah die Situation für Hitler 1945 aus, als er sich nach einem Nachfolger umsah. Hatte Hitler nach Ihrer Meinung das Gefühl, daß er regiert in Deutschland, oder glauben Sie, sah er bereits, daß die Macht an andere übergegangen war? Da war das Triumvirat: Dornmann, Himmler, Spehr, die Manager waren jetzt am Werk. Wie sehen Sie die Situation Hitlers zu dieser Zeit?

vSch: Ich sehe Hitler in jener Zeit bereits als Paranoiker, der nicht mehr real denkt. Ich empfinde ihn als einen Wahnsinnigen, der die Realität nicht mehr wahrnehmen will. Beispiel: ein sehr konkretes Beispiel: als die G. SS-Panzerarmee zur Verteidigung Wiens erscheint, fahre ich ihr entgegen und befrage die Offiziere der einzelnen Divisionen "Wie stark seid Ihr?" und erfahre dann: die Division X hatte 198 Mann, die Division Y 150 Mann, Division Z 320 Mann

vSch: Und gleichzeitig, wie ich dann von Opp-Dietrich, dem kommandierenden General erfahre, wird oben im Hauptquartier jede Division mit einem Fähnchen abgesteckt, als wenn sie noch ihre volle Stärke hätte. Der Sinn für die Wirklichkeit war längst verlorengegangen.

Die wirklichen Regenten Deutschlands waren jene drei Männer, die Sie schon genannt haben. Himmler für die Ersatzheer und für die von ihm kommandierte befehligte Heeresgruppe, und für die gesamte Waffen-SS und die gesamte Polizei und den Sicherheitsdienst, die innere Macht; Bormann für die gesamte Partei und Spehr für die gesamte Rüstung.

Ab 1944 sah ich das alles, um ein Wort von Ernst Jünger zu zitieren aus den "Karsorklippen", als den Hundekampf an den Kampf um die Nachfolge, die brutale Auseinandersetzung zwischen denen, die eventuell an die Spitze gelangen könnten.

VL: Da ist Himmler, der sich einfach darüber hinwegsetzt, ohne Rücksicht auf eigene Verhandlungen.

vSch: Ja, der verhandelt mit Bernadotte. Bormann versucht nun durch Beflissenheit, wegen seiner treuen Gefolgschaft usw. durch seine Macht in der Partei sich anzubieten. Herr Spehr, ich weiß nicht, ob er wirkliche Ambitionen hatte, war durch die Tatsache, daß er Produktionsminister war, und die ganze Kriegswirtschaft unter sich hatte, ganz automatisch eine für die Nachfolge in Frage kommende Person. Da spielt noch hinein, daß Hitler bereits 1942 oder 1943, ich glaube, zu Spehr gesagt hatte "Dieser Mann wird einmal mein Nachfolger werden."

VL: Nun wissen wir, daß Spehr, der bisher von der Weltgeschichte gefeiert wird, Hitler die Meinung sagte, der dann in Nürnberg sich das Zeugnis ausstellte, daß er diesen Hitler umbringen wollte, um das Volk von dieser Person zu befreien, daß dieser Spehr in Berlin während seines letzten Besuches am 23./24.4.1945

vL: Herrn Hitler als Nachfolger des Großadmiral Dönitz empf. chlt.

Was sehen Sie in dieser Empfehlung?

vSch: Ich empfinde sie als sehr vernünftig.

vL: Könnte es nicht so sein, daß man den schwächsten Partner wählt, um selbst zum Zuge zu kommen.

Er hat nicht den Flug unternommen, um sich mit Hitler auseinanderzusetzen, wie wir bisher angenommen haben. Er wollte, wie er heute sagt, eigentlich nur seinen väterlichen Freund aus Berlin herausholen, damit sich dieser nicht im Angesicht der einrückenden Russen umbringt. Letzten Endes führt ihn dann doch sein Weg in die Reichskanzlei. Er findet diesen Weg in einem Augenblick, und das sage ich hier bewußt, daß Sie sich es überlegen, denn die Rücksichtnahme auf die Person ist völlig unangebracht, weil die Geschichte dieser Aufklärung bedarf, er findet sich zu einem Zeitpunkt in der Reichskanzlei ein, als die Leute, die in Deutschland Namen haben, sich bereits zurückgezogen haben. Er ist genau in jenen Krisenmomenten da, wo Göring beantragt, Hitlers Nachfolge zu übernehmen.

vSch: Ich war nicht dabei.

vL: Sie haben sich aber Gedanken gemacht. Sie haben vieles gehört, Sie haben Schlüsse daraus gezogen.

vSch: Ich kenne die Ansicht von Dönitz. Ich will sie hier nicht wiedergeben. Ich kenne die Ansicht von Funck, ich will sie auch nicht wiedergeben. Ich kenne die Ansicht von Raeder, ich will sie auch nicht wiedergeben.

Verlassen Sie nicht, daß ich mit dem Mann 21 1/2 Jahre eingesperrt war. An das Attentat, das habe ich offen gesagt, habe ich nie geglaubt. An den Attentatversuch. Vieles von dem, was heute gesagt wird, über mich oder Ger Spehr und andere, halte ich für eine Legende.

vL: Die Legende ist meistens etwas, was in die Welt gesetzt wird,

vL: um ein Bild zu verschleiern. Hier werden die Dinge aber so offensichtlich, daß gerade diese Person aus dem Triumvirat Bormann-Himmler-Spehr die überlebende Person Spehr immer deutlicher wird. Ich glaube, dazu bedarf es nicht Ihres Anstoßes, um den Spehr zu vergegenwärtigen, wie er wirklich war. Nicht, wie er wahr mit seinen Fehlern, seinen menschlichen Schwächen, das ist nebensächlich. Ich möchte annehmen, er hat sich echte Hoffnungen auf die Nachfolge gemacht. Wissen Sie zufällig, was Spehr von Göring hielt?

vSch: Ich weiß, daß Spehr, das habe ich erst in Spandau erfahren, im Gefängnisgarten von Spehr selbst, selbst mit Goebbels, das hat mich sehr überrascht, einen ähnlichen Versuch gemacht hat, Göring zum Handeln zu bewegen, wie ich seinerzeit in Wien, als Göring dort war. Mit demselben negativen Resultat.

vL: Dann läßt sich sein Besuch in Berlin vielleicht völlig neu sehen. Daß es einfach ein Abchecken war, nach einer anderen Möglichkeit zu suchen, die Initiative zu ergreifen, für Deutschland.

Was hielt er von Bormann?

vSch: Bormann hat er zweifellos abgelehnt, wie wir alle. Aber er mußte wohl mit ihm als einen Faktor rechnen.

Spehrs Stellung in der Partei war eine etwas lenible, wenn man so sagen darf. Er wurde nie, trotz aller Erfolge, zum Reichsleiter gemacht. Er blieb immer in der zweiten Stellung, Reichshauptamtleiter für Technik.

Das wird wohl an Bormann gelegen haben. Er verhinderte, daß er in die entscheidenden Positionen aufrückte. Spehr war zwar der Reichsminister für Produktion Kriegswirtschaft, aber in den innersten Partiaremien, man kann sagen, um den russischen Ausdruck zu gebrauchen, in dem Politbüro der Partei hatte er nicht Sitz und Stimme, obwohl er bereits 1929, glaube ich,

vSch: in die Partei eingetreten war nach der Tennisaallenversammlung von Adolf Hitler.

vL: Was hielt Spehr von Göring?

vSch: Die beiden waren zugleich befreundet und verfeindet.

Das hängt zusammen mit der großen Unterstützung, die Spehr dem Großadmiral Dönitz bei der Beschaffung der neuen U-Boote zuteil werden ließ und mit der Kritik von Dönitz an seinem Verhalten im Nürnberger Prozeß.

Dönitz hat im Nürnberger Prozeß die ganze Attentatsversuch-Geschichte mit diesem Gas im Hitlerbunker als Unsinn abgetan. Ich selbst habe noch Spehr während des Nürnberger Prozesses gesagt: "Lassen Sie doch diesen ganzen Komplex Ihres Beweis-antrages fallen. Das wirkt nicht recht. Das stimmt nicht."

Und er hat mir gesagt: "Das ist aber alles wahr. Das werde ich beweisen." Dann kamen noch die Briefgeschichten hinzu, all diese Briefe, die er an Hitler geschrieben hat. Ich sagte, hat, weil ich ihn attestiere, daß das, was er sagt, wahr ist. Ich erklärte ihm, damals schon, auf der Nürnberger Anklagebank: "Ich weiß, wie das oben zugeht. Das sind, um ein berühmtes Buch zu zitieren, Briefe, die ihn nie erreichten!" Da sagt er: "Nein, all diese Briefe sind im Durchschlag vorhanden. Und meine Sekretärin in Bayern, oder wo sie war, legt alle diese Briefe vor." Ich sagte ihm: "Sind auch die Originale vorgelegt worden?" Da sagt er: "Ja, das hat Herr von Below besorgt." Wir werden vielleicht Herrn von Below dazu hören.

vL: Ich habe irgendwann einmal eine Äußerung gehört, daß Dönitz später darüber verärgert gewesen sein soll, daß Spehr ihn Hitler genannt hat als Nachfolger. Unter anderem wird gesagt, daß Dönitz aus Spandau scheidet, ohne sich bei Spehr zu verabschieden, weil er ihm übelnimmt, daß er ihn Hitler empfohlen hat.

vSch: Nein, das ist nicht richtig. Das ist le Ende. Zwischen Bönitz und Spehr bestand etwas, was ich Haßliebe nenne. Bönitz war ihm aufrichtig dankbar für die Unterstützung, die Spehr als Produktionsminister beim Aufbau der U-Boot-Flotte ihm geleistet hat.

vL: Da liegen aber auch gewisse Konflikte.

vSch: Nein, daher war eine Freundschaft entstanden, eine Puzbrüderschaft zwischen Bönitz und Spehr. Später, wegen des Verhaltens von Spehr im Nürnberger Prozes, eine Gereiztheit, die noch lange im Nürnberger Gefängnisgarten nachklang. Bönitz hat mehrfach zumir gesagt "Das mit dem Attentatversuch und all diese Briefgeschichten, das ist alles unwahr. Das stimmt nicht."

vL: Dadurch vielleicht auch bedingt die Isolierung Spehrs.

vSch: Natürlich.

vL: Wir wissen heute, daß Spehr annahm, daß er zwar in Nürnberg verurteilt werden würde, daß er dann sehr gelassen in Nürnberg sein Urteil entgegengenommen hat, und daß er dann zumindest in den ersten fünf Jahren in dem Glauben in Spandau gelebt hat, die Amerikaner würden ihn in Kürze herausholen, weil sie ihn zum Aufbau Deutschlands brauchten. Ich sehe darin eine Fortsetzung der Gedanken von Spehr, wenn wir den Ausgangspunkt Berlin nehmen, Hitlerbunker, letzter Besuch, Versuch Antritt der Nachfolge, Nachfolge dann Bönitz, aber rechte Hand Spehr. Irrsinnige Bemühungen von Spehr und Dorpmüller, den Wiederaufbau in Deutschland voranzutreiben. So ist immer wieder bei ihm das Bemühen zu spüren, sich der Politik zu erheben, weil er sich für wichtig hält, oder weil er sich für richtig hält für die Situation.

vSch: Er hat mir in den ersten vier Jahren der Gefangenschaft immer wieder gesagt "Die Amerikaner haben mir versprochen, mich vorzeitig aus Spandau zu entlassen." Ich sage das etwas ironisch

vSch: kommentiert, Sie wissen, daß ich die Amerikaner kenne, vielleicht viel besser kenne, als die meisten Deutschen. Daß solche Aussagen keinen realen Wert haben, und er zitierte dann in er aus einem Buch des Generalstabchefs von Eisenhower, in dem er als Genie bezeichnet wurde. Es gibt drei Genies, die Albert heißen? Albert Einstein, Albert Schweitzer und Albert Spehr. Und sagte dann natürlich "Ich halte mich nicht selbst für ein Genie, aber die Amerikaner werden mich, und darauf baue ich, meine Tochter ist wieder bei McElby eingeladen nach Amerika, vorzeitig begnadigen und entlassen."

vL: Eine Frage: hätte Spehr mit seiner Rüstungspolitik Deutschland retten können? Vor dem Niedergang?

vSch: Nein

vL: Zweite Frage: wäre Spehr ein Nachfolger Hitlers gewesen?

vSch: Nein

Alber Spehr hat für die angelsächsische und amerikanische Mentalität überhaupt kein Verständnis gehabt. Ich, der ich aus einer alten amerikanischen Familie komme, habe mich nie darüber hinweggetäuscht, wie die Amerikaner den Nürnberger Prozeß beurteilen und unsere Strafe. Ich habe ihm oft vorzustellen versucht, wie Angelsachsen denken. Und bin dabei immer wieder auf Unverständnis gestoßen.

Ich will da nur eine Kleinigkeit erzählen, aber sie ist doch symptomatisch. Nehmen Sie einmal die Brillen ab abends im Spandauer Gefängnis. Da kommt ein Engländer an meine Tür, der sagt, als ich darum bitte, daß das Licht ausgeschaltet wird "Sir, I wish you a good night" dann gebe ich ihm meine Brillen ab, das war Vorschrift, obwohl es Klastikbrillen waren, und er sagt dann "Thank you very much, Sir", dann sage ich ihm "Good night but don't sleep before 12 o'clock because you are on duty" Dann sagt er "Sir when I am on duty I never sleep"

vSch: und dann wird die Tür abgeschlossen und das Licht ausgeschaltet. Nachbarzelle Spehr. Irrendeine Auseinandersetzung. Dann wird das Licht angemacht und ein paar Tage später eine neue Auseinandersetzung mit dem englischen Wächter, bei dem schließlich Spehr sagt "Shut up" Und nun geht der vergräunte englische Wächter zu seinem Kommandanten, und der Kommandant kommt zu mir "Wie redet der denn eigentlich mit unserem Wächter? Das geht doch nicht." Und Spehr kommt zu mir, wir standen in einem guten kameradschaftlichen Verhältnis, und sagt "Warum regen sich die Leute darüber auf, wenn ich "shut up" sage?" Da sage ich "Herr Spehr, das ist genau das gleiche, wenn Sie im Deutschen sagen "halt das Maul". Nun bekommt der arme Spehr eine Strafe von drei Tagen. Das heißt, er darf drei Tage keine Zeitung lesen und kein Buch und ist nun vergräunt. Immer wieder diese individuellen Ausbrüche, die einfach auf nichts Anderem beruhen, als aus der Unkenntnis der Sprache. Er spricht englisch und französisch, aber er spricht es wie ein Computer. Für die Distanz, die in der Wirklichkeit liegt, hat er einfach kein Organ.

vL: Ich kenne den letzten Brief von Spehr an seine Frau. In diesem Brief schreibt er, daß er Gooe im Garten bepflanzt, schade, daß sie das nie sehen könnte, denn sie solle einmal die Gärten seiner Kollegen sehen, die sind vernachlässigt wie nichts. Er bietet mir den Brief an, daß wir ihn im Stern veröffentlichen können. Das ist wieder ein Zug von ihm, der mir nicht liegt. Wir veröffentlichen den Brief auch nicht, aber .

vSch: Dazu möchte ich etwas sagen. Ich habe 1959 zum ersten Mal in Spandau Blumen gepflanzt. Ich habe einen Rosenbusch, einen wilden, ungepflanzt, um dem alten Herrn von Neurath einen Spaß zu machen, und ihn neben seine Bank gesetzt. Da war ein netter Franzos da, der hat mir Nagelglöckchen von draußen gebracht. Die habe ich gepflanzt. Dann kam der damalige russische Kommandant,

vSch: namens Alebjew, nicht zu verwechseln mit dem deutschen Kommandanten, und sagte "Blumen, nicht erlaubt" und dann hat der damalige und heute noch anwesende britische Oberwächter, der einzige Engländer, der nichts taugte in dem ganzen Team, mir gesagt "Sie müssen alle Blumen entfernen."

Dann habe ich sie entfernt, auf den Dungehaufen geworfen und habe von da ab keine Blumen mehr angepflanzt, und als es in späteren Jahren erlaubt wurde, den Direktoren gesagt

"Als ich damit anfangen habe, war es verboten, jetzt mach ich es nicht mehr" Dann habe ich jahrelang, wie Sie aus meinen Erzählungen wissen, große Gemüsekulturen unterhalten und zwar, ich kann wohl sagen, das ich 2/3 des ganzen Gartens mit meinem Freund Raeder und mit Neurath und Rönitz bewirtschaftet habe. Als es dann aber hieß "Alles, was Ihr anbaut, das muß vernichtet werden" habe ich gesagt "Dann gehe ich nur spazieren"

vL: Was machte Spehr inzwischen?

vSch: Der hat dann eben den ganzen Garten anebaut

vL: Und es wurde weiterhin nicht genutzt.

vSch: Er hat also Blumen gepflanzt, mehr dekorative Anlagen geschaffen. Ich habe ihn einmal sehr geärgert, als ich seine Anlagen, die so tief versenkt waren, in einer Mulde, mit vielen Backsteinen, da habe ich gesagt "Das ist der Hundefriedhof." Diese Sachen habe ich nicht mitgemacht "Ich gehe spazieren. Ich mache das nicht mehr mit"

vL: Wie kamen Sie auf Hundefriedhof?

vSch: Das sah so aus. Ich möchte sagen, ein Miniaturreichs arbeitsgelände.

Bis zur letzten Stunde bebaut er seinen Garten für Nichts.

Er pflanzte nur noch Blumen an. Das sah sehr hübsch aus, und der englische Oberwächter, der immer den General herumgeführt hatte, den britischen Stadtkommandanten, wenn er zu Besuch kam

vSch: im britischen Monat, zeigte er ~~noch~~ ihm alles und sagte
"Das machen die Gefangenen" das machten gar nicht die
Gefangenen, das machte der Gefangene.

Heß und ich gingen nur noch spazieren. Das kostete uns sehr viel
Freizeit, weil inzwischen ein Befehl ergangen war, wer nicht
arbeitet im Garten, darf nur vormittags eine Stunde und
nachmittags ~~xxxxxx~~ dreißig Minuten spazieren-
gehen. Und Spehr, was ich sehr vernünftig finde, sagte
"Ich arbeite im Garten und mache das alles" und blieb dann
eben den ganzen Tag draußen.

Aber ich machte das nicht. Gemüsebauen für nichts.

vL: Was meinen Sie, woher kommt diese letzte Abneigung Spehrs,
daß seine Familie sich so stark gegen Sie ausspricht, daß
sie sagt; wir werden uns mit diesem Schirach nicht verbinden"
"Da ist eine echte Feindschaft zwischen Schirach und Spehr"
Diese Äußerung gibt die Familie ja an die Presse weiter.
"Diese beiden Menschen werden nicht einmal mehr gemeinsam
in einer Maschine sitzen."

vSch: Ich würde sehr gern mit Spehr in einer Maschine sitzen .
Ich finde ihn so kameradschaftlich und positiv, daß ich
jederzeit bereit wäre, mich wieder mit ihm zusammzusetzen.
Aber vielleicht spielen da so kleine Ressentiments mit ,die
sich aus dem Gefangenenleben ergeben haben. Ich bin zum
Beispiel jeden Tag früh um 6 Uhr , obwohl es verboten war,
ins Bad gegangen und habe jeden Tag meine Wäsche gewechselt,
obwohl das Russen und andere dauernd protestiert haben. Ich
habe es einfach gemacht.

vL: Das tat Spehr nicht?

vSch: Das konnte er nicht tun. Die Russen, die Amis, die Engländer
und Franzosen akzeptierten das bei mir, bei einem anderen Ge-
fangenen akzeptierten sie das nicht.

vL: Wir kehren noch einmal zurück zur letzten Frage

Wer von den Gefangenen findet sich mit dieser Unbill am leichtesten ab?

vSch: Hauptkriegsverbrecher von Schirach. Ich glaube, das ich da it am leichtesten fertig wurde.

vL: Er ist aber doch der jüngste, der sich sofort beugen muß, wenn diese Strafe durchzustehen ist, sie ihm den Großteil der schönsten Phasen seines Lebens kostet.

vSch: Ja, trotzdem. Sehr schwer hat an der Gefangenschaft Funck getragen, weil seine Krankheit, eine Blasenkrankheit ihn außerordentlich behinderte, ihn zwang, monatelang in seiner Zelle zu liegen mit einem Blasenkatheter. Und Raeder bekam einen leichten Schlaganfall, Neurath hatte Angina pectoris, schwere Herzanfalle in der Nacht, Dönitz hatte, ich möchte sagen, als ewig aufgeregter das Gefühl des Unrechts, das ihm angetan worden war. Er litt darunter schwer. Spahr, wie gesagt, glaubte, daß er nach vier Jahren entlassen werden würde. Es kam dann die Zeit der Enttäuschung.

vL: Wie drückt sich das aus?

vSch: Zunächst meinte er immer, daß die Amerikaner dafür sorgen würden, daß er nach vier Jahren freikommt. Dann wurden daraus fünf Jahre, sechs, sieben und acht Jahre, neun und zehn, das mag vielleicht schwer sein. Ich bin Realist und wußte, ich sitze die nächsten 20 Jahre bis zur letzten Stunde ab.

Ich sah nun, da kommt noch meine Ehecheidung hinzu, 1949 hat mich meine Frau verlassen. Ich wußte, ich habe nur eine einzige Aufgabe im Leben, meine Kinder durch meine ehrlichen Briefe an mich zu binden, mit diesen Kindern in den wenigen Besuchsstunden, die uns zuteil wurden, zusammen zu sein.

Vergessen Sie nicht, daß wir in den alten Familien so ähnlich

v. ch: denken wie die katholische Kirche, auf den einzelnen kommt es nicht an, sondern auf das Weitergehen, auf die Gesamtheit dieser Familie. Das hat mich eigentlich am Leben erhalten. Nun kamen noch zu den Söhnen Schwiegertöchter hinzu, die dann auch nach Spandau zu Besuch kamen, die mir allwöchentlich geschrieben haben. Ich habe überlebt, weil ich Kinder habe.

v. l: Sieben Mann saßen in Spandau. Sieben Mann waren einem Befehl gefolgt, einer Person, jenem Adolf Hitler.

Ich als Außenstehender kann mir nur vorstellen, das immer und immer wieder das Gespräch um ihn kreist.

Oder hatte man ihn abgehasst?

v. ch: Sperr und ich standen contra Hitler, Naeder, aus seiner abgeklärten, religiösen Weisheit heraus, auch. Funck war ein durch die Krankheit gebrochener Mann, Donitz und Neurath setzten sich vielleicht immer noch mit diesem Problem Hitler auseinander. Neurath, er war auch alt und herzkrank und irgendwie bereits enttäuscht. Es ist schwer, noch nachträglich etwas dazu zu sagen. Die Sieben von Spandau waren natürlich sieben Individualisten, nicht eine Gemeinschaft. Wir waren, alle glaube ich, sehr stark ausgeprägte Persönlichkeiten, und man darf uns nicht sehen als eine Gesellschaft, eine Gemeinschaft, mit einem gemeinsamen Willen, einem gemeinsamen Ziel. Jeder für sich, ein Mensch eine Persönlichkeit, eine Individualität, selbständig. Hierin liegt natürlich auch das Problem des Zusammenlebens. Sie können aus einer Gruppe Soldaten, die man einsperrt, eine gewisse Gleichartigkeit nachher feststellen, aber hier sind doch frühere Oberbefehlshaber, Führer von großen Organisationen des Staates usw. versammelt, Minister. Jeder von denen hatte eine eigene Position. Das macht natürlich auch das Überleben leicht. Man soll nicht alles negativ sehen.